Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit 6 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.
Für einen Monat mit . . . — fl. 45 kr.
Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, darauf aufmerksam zu machen, daß für französische und englische Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar unter folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt 9 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr . . . 5 fl — kr.
Für einen Monat. . . . . 1 fl. — kr.
Für 1 Band per Tag . . . — fl. 3 kr.

Fremde und uns unbekannte Leser belieben einen entsprechenden Betrag gegen Quittung zu hinterlegen.

Wer ein Buch verliert oder es beschädigt zurückbringt, ist zum vollständigen Ersatz desselben verpflichtet.

Die Bibliothek ist an Wochentagen Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek,
Fürstenfeldergasse Nr. 8 in München.

Herrin und Dienerin.

Erster Band.

Herrin und Dienerin.

Eine Erzählung aus dem häuslichen Leben

von

der Verfasserin von „John Halifax“.

Aus dem Englischen

von

Sophie Verena.

Autorisirte Ausgabe.

Erster Band.

Leipzig,
Voigt & Günther.
1863.

Vorrede.

Bücher für einen „besonderen Zweck" geschrieben, werden so häufig gemißbilligt, daß die Verfasserin des vorliegenden Buches lieber sogleich in der Vorrede bekennt, wie es von Anfang bis zu Ende eine feste, entschiedene Tendenz verfolgt.

Das Verhältniß zwischen der dienenden Klasse und ihrer Brotherrschaft ist eine so ernste Frage geworden, daß Alles, was eine denkende Frau — der Erfahrungen und Beobachtungen über diesen Gegenstand zur Seite stehen — darüber sagen kann, wohl des Anhörens werth ist, selbst wenn es nur klügeren Mitschwestern eine Anregung wird, die wichtige Sache näher zu beleuchten. Ich hoffe und vertraue deshalb, daß Alle, die mit den hier ausgesprochenen Ansichten übereinstimmen, zur weitesten Verbreitung des Buches beitragen werden, daß Herrinnen es ihren Dienerinnen geben, Damen, welche Sonntagsschulen und wohlthätigen Vereinen vorstehen, es den Armen borgen werden, und daß Fabrikherren und Meister, wenn es

zufällig in ihre Hände kommt — denn es ist eigentlich kein Buch für Männer — ihre Arbeiter veranlassen, daß es von ihren Frauen und Töchtern gelesen werde.

Auf diese Weise wird es wohl an die Klasse gelangen, für welche es hauptsächlich geschrieben und bestimmt ist.

Ich muß noch bemerken, daß, obgleich die Begebenheiten in „Herrin und Dienerin" der Erfindung angehören, ein Charakter darin der Wirklichkeit entnommen ist. Hätte ich die wahre Geschichte der Heldin „Elisabeth Hand" erzählt, sie würde ein Leben enthüllt haben, schöner in seiner Einfachheit, Selbstverleugnung und Hingebung, als es ein Roman schaffen konnte. Ich habe mich berechtigt geglaubt, nicht nur als Anerkennung gegen die Todte, sondern als ein aufmunterndes, nachahmenswerthes Beispiel für die Lebenden das treue Charakterbild Derjenigen zu entwerfen und in diesem Buche zu verherrlichen, welche bis zum Ende ihrer Tage gegen Gott und Menschen eine treue Dienerin war.

Erstes Kapitel.

Sie war eher ein großes als kleines, starkgebautes, linkisches Mädchen von ungefähr fünfzehn Jahren. Diesen Eindruck machte wenigstens die neue Dienerin auf ihre zukünftigen Herrinnen, die Fräulein Leaf, als sie in Begleitung ihrer Mutter, der Frau Hand, welche Wittwe und eine Wäscherin war, in die Küche der Ersteren trat. Ich muß bekennen, als die Damen das Mädchen sahen, fühlten sie eine leise Sorge in sich aufsteigen, ob sie nicht zu voreilig gewesen, als sie sich erboten, sie in Dienst zu nehmen, ob sie nicht klüger gehandelt hätten, in ihrer alten gewohnten Weise fortzuleben — die freilich so alt war, daß sie beinahe vergessen hatten, es sei jemals anders gewesen — und ohne Mädchen fertig zu werden.

Viele Berathungen wurden von den drei Schwestern gepflogen, ehe sie sich zu einem so extravaganten Umsturze ihres Hauswesens entschlossen; aber Johanna, die älteste der Damen, fing nach gerade an sich nicht mehr so jung zu fühlen, wie früher; dasselbe war bei Selina der Fall, obgleich diese, da sie noch nicht vierzig Jahre

zählte, es um keinen Preis der Welt zugestanden hätte. Und Hilary, die jung, frisch und sehr thätig war, konnte unmöglich Alles besorgen, was der kleine Hausstand erforderte; sie vermochte doch nicht zu gleicher Zeit an drei Orten zu sein: in der Schulstube, Kinder zu unterrichten; in der Küche, das Essen zu bereiten und in den oberen Zimmern die Arbeit eines Hausmädchens zu thun. Nebenbei brauchte sie viel Zeit, die „arme Selina" zu bedienen und zu pflegen, die sehr oft zu krank war, oder mindestens sich einbildete es zu sein, um sich in irgend einer Weise an der Führung des Hausstandes oder der Schule zu betheiligen.

Da nun einmal die Sache unvermeidlich war, so sagte Johanna, die älteste Schwester, wenig darüber; doch ihr Herz that ihr oft weh, wenn sie Hilary's hübschen, weißen Hände von Rahm geschwärzt oder durch Aufscheuern hart und rauh sah. Für sie war solche Arbeit nachgerade natürlich geworden — aber für Hilary, ihren Liebling! —

Während Hilary's Kindheit wurden ihr, der Jüngsten der Familie, selbstverständlich solche häuslichen Obliegenheiten ferngehalten, und später hatten ihre Studien ihr keine Zeit dafür gelassen, denn sie war ein kluges, lernbegieriges Mädchen und Latein, Griechisch, ja selbst die höheren Zweige der Arithmetik und Mathematik waren ihr nicht fremd; und diese Beschäftigung fand sie viel interessanter als Geschirr abzuwaschen und Stuben auszukehren; trotzdem aber vollzog sie jede häusliche Arbeit, welche ihr aufgetragen wurde, doch ihre Neigung führte sie nicht dieser Richtung zu. Erst in der letzten Zeit

hatte sie gelernt „Staub zu sehen“, einen Pudding zu bereiten und Wäsche zu plätten; und als sie zur Erkenntniß kam, wie diese häuslichen Verrichtungen gethan werden müßten, und wie nöthig sie wären, da fühlte sie erst, welches Leben ihre Schwester Johanna seit zwanzig Jahren geführt haben mußte, welche Sorgen und nie endende Mühsal sie erduldet hatte, um alle diese Dinge zu thun, von denen Hilary bis dahin geglaubt, sie geschähen ganz von selbst.

Darum war es gerade Hilary, die nach vielem Ueberlegen, wie dem Uebelstande am besten abzuhelfen wäre, und mit ihrem klaren, praktischen Sinn wohl einsehend, daß, so bereit sie sei, sich dem Hauswesen zu widmen, sie ihre Zeit durch Stundengeben viel besser verwerthen könne — die kühne Idee anregte und aussprach: „Wir müssen eine Dienerin nehmen“, und weil es nothwendig war mit einem jungen Mädchen den Anfang zu machen, das nicht hohes Lohn beanspruchen konnte — höchstens zwanzig Thaler jährlich — so entschlossen sie sich, diese Elisabeth Hand zu miethen.

Auf diese Weise kam es, daß Elisabeth, dicht hinter ihrer Mutter sich haltend, einer Frau mit prüfendem Blick und etwas klagender Stimme, in der Küche der Fräulein Leaf erschien.

Die drei Damen waren dort beisammen; Johanna ordnete den Theetisch, Selina lag auf dem Sopha und versuchte Butterbrötchen zu besorgen, und Hilary kniecte vor dem Feuer, ein Wenig Toast zu bereiten, den einzigen Luxus, welchen die älteste Schwester sich gestattete. Dies war das Bild, welches die drei Damen Elisabeth's

Augen boten, die, obgleich sie nichts zu sehen schien, doch Alles bemerkte.

„Ich habe meine Tochter gebracht Madame, da Sie mir sagen ließen, Sie wollten es mit ihr versuchen“, begann Frau Hand, sich an Selina wendend, welche als die größeste, stattlichste und am besten gekleidete von den drei Schwestern, von Fremden stets für das Haupt der Familie gehalten wurde, die jetzt aber rief:

„O, Johanna, meine Liebe, bitte, komm her!“

Die Angeredete trat herzu, zögernd und etwas unsicher, denn sie war eine schüchterne Natur und hatte sich seit so langer Zeit gewöhnt, die Stelle einer Magd im Hause auszufüllen, daß sie nun in der Rolle der Herrin sich ganz seltsam und fremd erschien. Unwillkürlich verbarg sie ihre armen Hände, deren Aussehen sie dem scharfen Blicke der Arbeitsfrau sogleich verrathen haben würde, und dann, beschämt über diese Regung falschen Stolzes, legte sie dieselben gerade auf ihre Schürze hin und setzte sich ruhig nieder.

„Wollen Sie nicht einen Stuhl nehmen, Frau Hand? Ich glaube, meine Schwester theilte Ihnen schon unsere Anforderungen und Bedingungen mit. Wir verlangen nur ein gutes, anstelliges Mädchen, denn wir sind gern bereit, sie in Allem zu unterweisen.“

„Schönen Dank, Fräulein, ich bin wohl zufrieden, wenn sie Alles lernt“, erwiderte die Mutter, vor der sanften Stimme der Dame ihren etwas scharfen und bestimmten Ton mildernd. Da sie in derselben Provinzialstadt lebte, kannte sie alle Verhältnisse der drei Schullehrerinnen genau und wußte wohl, daß sie bis jetzt noch kein Mädchen

gehabt hatten. „Es ist meiner Tochter erster Dienst, und ich fürchte, sie wird noch etwas unbeholfen sein. Halte den Kopf hoch, Lisabeth!"

„Heißt sie Elisabeth?"

„Ein viel zu langer und vornehmer Name", rief Selina vom Sopha her, „nenne sie Betty!"

„Wie Sie wollen, Fräulein, ich aber bleibe bei Elisabeth. Es war der Name meiner ersten, jungen Herrschaft, meiner einzigen, denn ich hatte nur diesen einen Dienst."

„Wir werden sie Elisabeth nennen", sagte die älteste Schwester mit der sanften Entschiedenheit, welche sie zuweilen anwendete.

Während noch eine kleine Berathung über die Sonn- und Festtage und dergleichen Bestimmungen zwischen ihrer Mutter und der künftigen Herrin stattfand, stand die neue Dienerin still und unbeweglich in der offenen Thür, welche die Vorderküche von der hinteren, oder wie man hier sagt, von dem „Kochraume" schied.

Wie schon vorhin bemerkt, war Elisabeth durchaus kein hübsches, ansehnliches Mädchen, und ihr Anzug eignete sich nicht dazu, sie vortheilhafter erscheinen zu lassen. Ihr Kattunrock hing in geraden, schlichten Falten bis zum Knöchel nieder und ließ die plumpen Schuhe und wollenen Strümpfe sichtbar werden. Ueber dem Kleide trug sie eine Latzschürze, eine richtige Kinderschürze, von dem billigen, groben, blaugesprenkelten Zeuge, welches man in jenen Tagen allgemein dazu verwendete. Ein kleines, abgenutztes Tuch, nachlässig und schief um den Hals gesteckt, ein alter, schwarzer Hut, der viel zu klein für

ihren großen Kopf mit dem dicken, schlechtgepflegten Haar war, vollendeten den Anzug. Natürlich wurde eine Dame wie Selina, die selbst sehr schön gewesen, es theils noch war, und deshalb viel auf das Aeußere gab, durch Elisabeth's Erscheinung nicht sehr zu ihren Gunsten eingenommen.

Sie machte verschiedene, eher ablehende Einwürfe und bestand fest darauf, daß das neue Mädchen nur „auf Probe" genommen werden solle, ohne die Verpflichtung, sie länger zu behalten, als sie wünschten. Ihre Ansicht von der Sache theilte sich fast unwillkürlich Johanna mit, welche die Unterhandlung mit der Mutter durch den Ausspruch beendete:

„Nun, Frau Hand, wir wollen hoffen, daß Ihre Tochter uns zusagen wird. An gutem Willen und freundlicher Nachsicht unsererseits soll es gewiß nicht fehlen."

„Das ist Alles, was ich verlangen kann, Fräulein Leaf. Sie hat kein sehr empfehlendes Aeußere, aber sie ist klug und willig und hat mich noch niemals belogen. Lisabeth, verneige Dich vor Deiner Herrschaft und sage, Du würdest Dir Mühe geben, Deinem Dienste gut vorzustehen."

Vorgedrängt, machte Elisabeth eine Verbeugung, doch sprach sie kein Wort; und da Johanna fühlte, es sei für alle Theile am besten, diese Unterredung zu beschließen, so erhob sie sich von ihrem Stuhl.

Frau Hand, den Wink verstehend, schickte sich zum Gehen an, indem sie mit einem halb ermuthigenden, halb warnenden Kopfnicken zu ihrer Tochter sagte:

„Nun, leb wohl, Elisabeth!" worauf diese den Gruß

schweigend erwiderte. Das war der ganze Abschied zwischen Mutter und Kind, und Hilary konnte eine gewisse Verwunderung nicht unterdrücken, darüber, daß sie sich nicht küßten, ja, nicht einmal die Hand schüttelten.

Indessen war Hilary in dieser ganzen Zeit mit ihrer Beschäftigung fortgefahren. Glücklicher Weise war das Feuer nur sehr gedämpft gewesen, so daß die Brotschnitte nicht verbrennen konnten. Während sie am Herde knieete, hatte sie durch ihre langen, wallenden Locken hindurch (Johanna wollte nicht zugeben, daß sie diese aufsteckte, obgleich sie schon zwanzig Jahr war) ihre Blicke ganz ungestört auf dem neuen Mädchen ruhen lassen. Vielleicht kam es daher, daß Hilary, weil sie mehr Verstand als die eine und mehr Herz als die andere Schwester besaß, auch eine größere Menschenkenntniß und mehr Verständniß für Charaktere hatte, als beide sich dessen rühmen konnten; denn indem sie Elisabeth beobachtete, zeigte ihr Gesichtsausdruck eine freundliche Theilnahme, ja, mehr noch, ein gewisses Ergötzen, und die neue Dienerin schien ihr durchaus nicht zu mißfallen.

„Nun, Mädchen, nimm Deinen Hut ab“, begann Selina, an die Johanna sich mit einem bittenden, hülfesuchenden Blick gewandt, da sie selbst nicht wußte, was sie mit dem neuen Gliede des Hausstandes beginnen solle.

Elisabeth leistete der Aufforderung Folge und stand dann unschlüssig, unbeholfen und im höchsten Grade elend in dem äußersten Ende der Küche.

„Soll ich Dir zeigen, wo Du Deine Sachen hinhängen kannst?“ fragte Hilary, jetzt zum ersten Male

sprechend, und bei dieser noch nicht gehörten Stimme, die so frisch, so hell und angenehm klang, stutzte Elisabeth.

Hilary erhob sich von den Knieen, durchschritt die Küche, nahm aus den widerstandslosen Händen des Mädchens den alten, schwarzen Hut und das kleine Tuch und hing Beides sorgfältig an einen Nagel, hinter der acht Tage gehenden Uhr. Es war eine ganz einfache Handlung, ohne besondere Absicht gethan, ohne besonderen Dank angenommen — es sei denn, daß ein schneller Blick der scharfen, und doch sanften, grauen Augen diesen bekundete, und dennoch machte sie einen tiefen Eindruck auf Elisabeth, die noch nach Jahren Hilary daran erinnerte.

Nicht mehr verhüllt durch Hut und Shawl, nicht mehr beschützt und bevormundet durch die Mutter, trat nun das eigene Selbst, sowohl das geistige als körperliche, des neuen Mädchens den Damen klarer entgegen. Die Schürze, eher ein kleiner Ueberwurf, bedeckte kaum ihren mageren Hals und ihre langen Arme; die Massen des dunkeln, rauhen Haares waren gewiß zum ersten Male durch einen Kamm auf dem großen, starken Kopfe zusammengehalten, und hier und dort entschlüpften noch krause, wirre Locken nach allen Richtungen hin der Haft, und wurden immer hinter die Ohren geworfen, oder aus dem Gesicht gestrichen (nicht geglättet, denn an Elisabeth war nicht Glattes noch Weiches) um die Stirn frei zu lassen, die, wie Hilary bemerkte, niedrig, breit und stark war. Der übrige Theil des Gesichtes, die schon vorhin erwähnten Augen ausgenommen, mußte entschieden unschön genannt werden. Ihre Gestalt war unentwickelt und reizlos, die Brust schmal und zusammengepreßt, und

Rücken und Schultern zeigten jene runde Form, die das Tragen von Kindern oder schweren Lasten, so leicht einer noch im Wachsthum begriffenen Figur gibt; mit einem Worte, sowohl die Natur als ihre Lebensstellung hatten sich hier vereinigt, um nicht sehr gütig mit Elisabeth Hand zu verfahren.

Doch nun war sie einmal dort, und was sollte mit ihr geschehen?

Diese große Frage beschäftigte die Fräulein Leaf während sie bei ihrem Thee saßen, indessen sie Elisabeth mit ihrem kleinen Bündel, vermuthlich ihrer ganzen Habe, nach einer engen Kammer geschickt hatten, die früher eine Spindenstube war, in der sie schlafen sollte.

Schon der Thee brachte die erste Schwierigkeit. Sie hatten sich gewöhnt, diese, sowie jede andere Mahlzeit in der sauberen Küche einzunehmen. Es sparte Zeit, Umstände und Feuerung; und nebenbei blieb das Wohnzimmer immer in ungestörter Ordnung, stets bereit Besucher zu empfangen, welche hauptsächlich Verwandte ihrer Schüler waren, und welche bei dieser Einrichtung nicht entdecken konnten, daß die drei verwaisten Töchter von Henry Leaf, Esquire und Advocat, und Schwestern von Henry Leaf Junior, Esquire, welcher denselben Posten bekleidete, dessen einziger Lebensberuf es aber gewesen schien, Alles zu vergeuden, Jedermann elend zu machen, zu heirathen und zu sterben — daß diese drei Damen sich bei Tische selbst aufwarten mußten, und oft ohne Butter frühstückten und ohne Fleisch zu Mittag speisten. Jetzt aber konnte man diese Lebensweise nicht länger weiterführen.

„Es ist ja aber auch gar nicht nöthig“, begann Hilary fröhlich. „Ich bin überzeugt, wir können ganz gut ein Mädchen halten und ernähren und täglich das Wohnzimmer heizen. Weshalb wollen wir nicht dort speisen und die Abende darin zubringen?“

„Wir müssen es“, entschied Selina. „Ich meines Theils könnte weder essen, noch nähen oder irgend etwas Anderes thun, wenn jenes große, plumpe Mädchen mir gegenüber säße und mich anstarrte, oder besser, gegenüber stände, denn wir könnten sie doch nicht mit uns zusammensitzen lassen. Was wird sie schon von uns gedacht haben — von Leuten, die ihren Thee in der Küche trinken?“

„Ich finde, das thut nichts“, entgegnete die älteste Schwester sanft. „Jedermann in der Stadt weiß, wer und was wir sind, oder kann es wenigstens erfahren, wenn er sich danach erkundigen will. Wir können unsere Armuth nicht verbergen, selbst wenn wir es wünschten; aber ich glaube nicht, daß man deshalb auf uns herabblickt, nein, nicht einmal als wir die Schule eröffneten, was Dir eine so schreckliche Sache war, Selina.“

„Ja das ist und bleibt es; und ich habe mich noch nicht damit ausgesöhnt, des Bäckers beide Knaben und des Schmidts kleine Tochter unterrichten zu müssen. Du hast unrecht gehandelt, Johanna, daß Du nicht irgend eine Schranke zogest; die Kinder der Handwerker mußten von dem Schulbesuche ausgeschlossen werden.“

„Bettler dürfen nicht so wählerisch sein“, erwiderte Hilary schnell.

„Bettler!“ wiederholte Selina entrüstet.

„Nein, nein, mein Liebling, das sind wir nicht, waren es nie“, sprach die älteste Schwester beschwichtigend, bemüht einem dieser Stürme vorzubeugen, welche oft zwischen jenen Beiden ausbrachen. „Du weißt wohl, Hilary, wir haben nie gebettelt, nie von Einem geborgt, ja, wir sind sogar Niemand etwas schuldig, ausgenommen dem Herrn Lyon, der darauf bestand, Askott die Privatstunden hier im Hause zu geben.“

Hier brach Johanna plötzlich ab, und Hilary sagte leicht erröthend:

„Schwestern, wir vergessen, daß die Thür nach der Treppe geöffnet ist, und obgleich Elisabeth ein ehrliches, offenes Gesicht und nicht den Ausdruck einer Lauscherin hat, so könnte sie uns doch hören. Soll ich sie herunterrufen und sie im Wohnzimmer heizen lassen?“

Während das neue Mädchen diesen Auftrag vollzog und, trotz Selina's Ahnung des Gegentheils, das Feuer gut und schnell zum Brennen brachte, besonders nachdem ihr Hilary ein paar kleine Winke zur besseren Förderung der Arbeit gegeben, wollen wir die Gelegenheit benutzen, um ein Bild der Letzteren zu entwerfen.

Es wird nur klein sein, denn Hilary selbst konnte nicht groß genannt werden; Alles an ihr, Hände, Füße, Gestalt war zierlich und klein und stand im schönsten Ebenmaß zueinander. Ihre Bewegungen, wie dies meist bei kleinen Menschen der Fall, waren mehr leicht und schnell als elegant; doch that sie Alles mit einer Gefälligkeit und Zartheit, die unwillkürlich einen Hauch von Anmuth und Grazie über ihr Thun breiteten. Sie gehörte zu jenen Personen, die am besten und kürzesten

durch das eine Wort „harmonisch" charakterisirt werden, die niemals etwas thun, wodurch einer unserer Sinne beleidigt wird, eine Annehmlichkeit, welche man bei vielen sonst ganz vortrefflichen Menschen oft vermißt. Dennoch war sie nicht eben sehr sanft und still oder „unangenehm liebenswürdig", nein, es lag eine Lebhaftigkeit, ja selbst ein gewisses Feuer in ihrem Wesen, die klar zeigten, daß ihr Lebenswein eine Beimischung von Champagner in sich hatte, nichts Erkünsteltes, Aufschäumendes, doch eine natürlich sprudelnde Geistesfrische, welche sowohl geeignet ist, Andere zu erheitern, doch nicht zu berauschen.

Und in ihrem eigenen lieben Hause wurde diese köstliche Gabe am meisten angewendet. Nicht das Centrum des brillantesten, bewundertsten Kreises konnte witziger anziehender und unwiderstehlich amüsanter sein, als Hilary, wenn sie mit ihrer Katze auf den Knieen, inmitten ihrer Schwestern und ihres Neffen Askott beim Kaminfeuer saß, und ihre reizenden Späßchen machte, ihr geistreiches Unterhaltungstalent spielen ließ, zur Erheiterung ihrer Familie, welche aus jenen Personen, die Katze als solche, und nicht als die unbedeutendste, mit eingerechnet, bestand...

Ja, Hilary war das Licht, der Sonnenschein des Hauses, dafür erkannten sie Alle an; sie war es von ihrer Geburt an gewesen, als ihre sterbende Mutter sie mit den Worten: „Kind, sei Mutter diesem Kinde!" in Johanna's Arme legte, welche nicht Frau Leaf's rechte Tochter war. Aber die gute Stiefmutter, die einst das kleine, verwaiste Mädchen an ihr Herz nahm, und fortan keinen Unterschied zwischen ihm und ihren eigenen Kindern machte, wußte wohl an wen sie die Bitte richtete, wem sie ihr Kleinod anvertraute.

Von dieser feierlichen Stunde an, da sie in dem Schweigen der Mitternacht das neugeborene Kind von dem Todesbett der Mutter nahm, ward Hilary's Wohl Johanna's Hauptbeschäftigung und Lebensberuf. Durch eine sehr kränkliche Kindheit — denn das kleine Mädchen ward inmitten von Kummer und Sorge geboren — brachte ihre unermüdliche Pflege und Achtsamkeit sie glücklich hindurch, und keine andere Hand hatte jemals Hilary bedient oder ihr Speise und Trank gereicht, als Johanna's. Tag und Nacht ruhte sie sicher und geborgen an ihrem Herzen und war ihr gleich einem eigenen Kinde.

Die treue, sorgende Schwester war damals dreißig Jahr, nicht zu alt für die natürliche Bestimmung des Weibes, Frau und Mutter zu sein, aber die Jahre rauschten dahin und sie blieb unverheirathet. Doch was that es — war Hilary nicht ihre Tochter?

Johanna's Stolz über sie kannte keine Grenze; dennoch trug sie ihn nicht zur Schau, sie hielt es sogar für ihre Pflicht zu thun, als ob dieses Kind ganz wie andere Kinder sei. Doch Hilary war es nicht, selbst nicht im Aeußeren, und Jeder fand das bald heraus. Ein gütiges Geschick hatte sie verschwenderisch mit all den Gaben ausgestattet, die oft vereinzelt den Menschen verliehen werden, um für den Mangel anderer weltlicher Güter zu entschädigen. Ihre braunen Augen, so sanft wie Taubenaugen, konnten, wenn es ihr einfiel, vor Schelmerei und Uebermuth blitzen, ihr Haar, auch von brauner Farbe, doch mit einem röthlich goldigen Schimmer, als wenn Sonnenstrahlen eingesponnen wären, theilte sich in zwei wellige Linien über der Stirn und fiel dann in

reichen, prachtvollen Ringeln nieder, die Johanna, unbekannt mit der Kunst „sehr unordentlich" fand und sich vergebens bemühte durch Kamm und Nadeln in Haft zu halten, oder in regelrechte, zierliche Locken umzuwandeln. Ihre Gesichtszüge waren gut, ja künstlerisch schöner und edler, als diese einfachen Menschen es verstanden, besser als Selina's, welche in ihrer Jugend doch die Schönheit der Stadt gewesen. Wenn aber auch Johanna keine Ahnung von der plastischen Regelmäßigkeit der Formen und Züge hatte, so glaubte sie doch unverbrüchlich — natürlich ohne es laut werden zu lassen — daß es auf der ganzen Gotteswelt kein zweites Antlitz wie Hilary's gäbe.

Möglicherweise dämmerte dieselbe Ueberzeugung in Elisabeth's anscheinend etwas beschränktem Geiste auf, denn sie beobachtete ihre jüngste Herrin unausgesetzt; ihre Augen folgten ihr wo sie stand und ging; und als Hilary einmal zu ihr herantrat, um ihr zu zeigen, wo Besen, Blasebalg und Ofenschippe zu finden waren, da schaute das junge Mädchen mit einer so bewundernden, alles Andere vergessenden Aufmerksamkeit auf sie, daß der Korb, den sie trug, ihren Händen entglitt und die Kohlen über die ganze Küche rollten. Bei dieser Katastrophe blickte Johanna kläglich darein, Selina schalt, und Askott, der gerade zum Thee hereinkam, spät wie immer, brach in ein schallendes Gelächter aus.

Es kostete Hilary selbst Mühe, ihr Lachen zun unterdrücken, denn sie stand ihrem Neffen zu nahe im Alter, um immer ein würdevolles, tantenhaftes Betragen ihm gegenüber annehmen zu können; nachdem sie aber ihre Schwestern in dem Wohnzimmer behaglich untergebracht

und Askott in die Schulstube gelockt hatte, damit er seine lateinische Aufgabe mache, wobei sie ihm zu helfen versprach, schalt „Tante Hilary" den jungen Mann tüchtig aus und ermahnte ihn dringend, mit dem neuen Dienstmädchen Frieden zu halten.

„Aber sie sieht auch zu seltsam und orignell aus; gerade wie eine Südsee-Insulanerin. Als sie mit diesem verdutzten, grimmigen und verzweifelten Ausdruck die verstreuten Kohlen betrachtete — Tante, da war sie unvergleichlich."

Und das frische, jubelnde, unwiderstehliche Lachen des Knaben brach wieder hervor.

„Sie wird uns vielen Spaß machen. Soll sie wirklich hierbleiben?"

„Ich denke", entgegnete Hilary und versuchte, ernsthaft zu sein. „Ich hoffe, Tante Johanna niemals wieder die Treppe abkehren zu sehen, oder sie in der kalten Morgenfrühe beim Herde zu finden, wie dies leider so lange der Fall gewesen. Das wird nun Alles besser werden durch die neue Dienerin. Siehst Du es nicht ein, Askott?"

„Ja, ja", erwiderte der Knabe sorglos. „Aber bitte, verschone mich mit solchen Gesprächen; die häuslichen Angelegenheiten gehören in das Bereich der Frauen, nicht in das der Männer." Askott war gerade achtzehn Jahre alt und im Begriff von dem Standpunkte als Lehrling eines Arztes zu dem viel wichtigeren eines Studenten der Medicin und zwar eines londoner Studenten überzugehen. Nach einem kurzen Ueberlegen sagte er plötzlich: „Doch höre, Tante, das neue Mädchen wird mir hoffent-

lich in keiner Art im Wege sein; sorge ja, daß sie meine Bücher und Sachen nicht anrührt!"

„Sei ganz ruhig, Askott, ich selbst ordnete Alles in Deinem Zimmer, eigenhändig räumte ich Deinen alten Kram aus der Spindenstube in" —

„Aus der Spindenstube? Wahrhaftig, das ist nicht zum Aushalten — wo soll ich denn meine Sachen" —

„Sie muß dort schlafen, wo könnten wir sie sonst unterbringen?" sagte Hilary entschlossen, obgleich sie innen ein Wenig zitterte, denn der schöne, fröhliche, etwas anspruchsvolle Knabe, hatte eine nicht unbedeutende Herrschaft in diesem nur aus Damen bestehenden Haushalte gewonnen. „Du mußt Dich schon ohne Deine Höhle begnügen, Askott, es würde sehr unrecht sein, wenn Du Einwendungen machtest, da es zu Tante Johanna's und unser aller Besten ist."

„Hm", brummte der Angeredete, der obgleich er von Herzen nicht böse war, doch nach Knabenart einen entschiedenen Widerwillen hatte, sich mit irgend etwas zu begnügen, was ihm nicht zusagte. „Nun, es wird nicht mehr lange dauern", fügte er, sich tröstend, hinzu, „es geht ja bald fort von hier nach dem schönen London. Welch ein herrliches Leben ich dort führen werde! Weißt Du, Tante, daß ich auch Herrn Lyon da wiedersehe?"

„Ja", erwiderte Hilary kurz und kehrte dann zu Dido und Aeneas zurück, einem sehr leichten und bescheidenen Latein für einen Schüler von achtzehn Jahren; aber Askott besaß keine ungewöhnlichen Fähigkeiten, und da er, um etwas für seinen Lebensunterhalt zu gewinnen, schon früh in das Haus jenes Arztes kam, so war seine

Erziehung vernachlässigt worden, bis Herr Lyon, der als Lehrer an der lateinischen Schule in Stowbury angestellt wurde, ein gewisses Interesse für den Knaben faßte, und ihn und seine Tante Hilary in den Abendstunden im Lateinischen, Griechischen und der Mathematik unterrichtete.

Ich will kein Geheimniß aus einem hieraus folgenden Ergebniß machen. Die menschliche Natur bleibt sich über die ganze Erde hin gleich. Eine Geschichte ohne Liebe würde unnatürlich, unreal, ja geradezu eine Lüge sein. Es gibt kein Leben ohne Liebe, wie könnte eine Schilderung desselben frei davon sein? Wenn es wirklich solche licht- und freudlosen Existenzen gäbe, so möge man sie bemitleiden und Gott wolle ihnen verzeihen, denn sie sind eine Ausnahme, eine Abirrung von dem Menschenthume.

Die Mehrzahl von uns hat, Dank dem Himmel, nicht zu philosophiren, sondern einfach zu leben. Wir fühlen uns zueinander hingezogen und wissen oft kaum weshalb, wir lieben uns gegenseitig und finden oft noch weniger den Grund davon auf. — An einem Sonntage in der Kirche war es, als Hilary zum ersten Mal Herrn Lyon's ernstes, fast strenges Antlitz erblickte, das mit seinem schottischen Typus, welcher meist starke scharfe Züge hat, neben den weichen, rosigen, die sächsische Abstammung verrathenden Gesichtern der Jugend von Stowbury „hart" aussah. Wenn in dieser Stunde Jemand zu Hilary gesagt hätte, daß das Antlitz dieses Fremden das eine für sie werden würde, welches sich

in Kopf und Herz so eingeprägt, daß weder Zeit, Trennung, noch Wechsel der Verhältnisse, ja, keine Macht der Welt es jemals aus ihrer Seele bannen könnte, — so glaube ich dennoch, Hilary hätte ruhig hingeblickt. Sie würde ihr Loos, so wie es war, angenommen haben, mit seinem Licht und Schatten, seinem Glück und Schmerz; es kam ja über sie ohne ihr Zuthun, wie die meisten wichtigen Lebensereignisse uns treffen, und was es auch mit sich führte, es konnte doch aus keiner anderen Quelle stammen, als der, welche hehr und heilig ist, aus der die reine Liebe stets entspringt — aus dem Willen und dem Segen Gottes.

Herr Lyon selbst erfordert keine lange Beschreibung. Bei seinem ersten Besuche im Hause hatte er Johanna Leaf alles ihn Betreffende erzählt, was bekannt werden sollte. Er theilte ihr mit, daß er demselben Stande angehöre wie sie, ein armer Lehrer sei, der sich allein „emporgearbeitet", wie dies so viele schottischen Studenten müssen. Sein Vater, dessen er sich kaum mehr erinnerte, habe eine kleine Farm in Ayrshire besessen, seine Mutter sei todt und Geschwister habe er nie gehabt.

Da er bald Hilary's bedeutende geistige Fähigkeiten bemerkte und wohl einsah, wie ihr als Schullehrerin ein Schatz von Kenntnissen sehr nützlich sein könne, so erbot er sich, sie mit ihrem Neffen zusammen zu unterrichten; ein Vorschlag, den sie nur zu gern annahm, und für den sie und Johanna ihm innig dankbar waren. Doch während dieser Stunden hat er sie noch etwas Anderes gelehrt, das damals von Keinem von ihnen beachtet

wurde — ihn mit voller Seele zu verehren, mit ganzem Herzen zu lieben.

Ueber diese einfache Thatsache wollen wir jetzt nicht weiter sprechen, Hilary schwieg ja auch darüber. Sobald er von ihr geschieden, wußte sie, daß ihr Herz ihm gehörte. Es war dies eine traurige und doch heilige Wahrheit, die sie sich nicht verbergen, nicht ausreden konnte, selbst wenn sie ihr Vorhandensein nicht gewünscht hätte. Vielleicht wurde auch Johanna der Standpunkt der Dinge klar, als sie ihren Liebling für eine kurze Zeit so sehr still und blaß sah, dennoch äußerte auch sie kein Wort darüber. Herr Lyon schrieb regelmäßig an Askott, und ein Paar Mal sogar an die älteste der drei Schwestern, aber obgleich Jeder wußte, daß Hilary seine besondere Freundin gewesen, so empfing sie doch keinen Brief von ihm. Er war sehr plötzlich abgereist, um, wie er sagte, einen Plan durchzuführen, der großen Einfluß auf seine Zukunft haben würde; doch obgleich er früher von seinen Angelegenheiten gesprochen hatte, so ging er jetzt in keine näheren Erklärungen ein. Aber Johanna wußte, daß er ein braver Mann sei, und wenn sie auch keinen Mann auf der ganzen Welt gut genug für ihren Liebling fand — so hatte sie zu diesem doch eine große Zuneigung und setzte tiefes Vertrauen in ihn.

Hilary's Gedanken und Gefühle erfuhr Niemand. Aber sie war ja noch so sehr jung, und das Leben mit seinem reichen Hoffen lag vor ihr. Nach und nach kehrte auch wieder die rosige Frische in ihre blassen Wangen

2*

zurück, und ihre Stimme, ihr Lachen erklangen wieder so fröhlich wie sonst im Hause.

Da wir nun die Lage der Dinge berichtet, so wird es Keinen verwundern, daß nach Askott's letztem Ausruf: „Weißt Du auch, daß ich Herrn Lyon dort sehen werde?“ Hilary's Gedanken von Dido und Aeneas abgezogen wurden und sie dem Neffen träumerisch zuhörte, der seine Pläne und Hoffnungen für eine große Zukunft vor ihr enthüllte — die Zukunft eines Studenten der Medicin, vermuthlich einst einer der berühmtesten Aerzte, dessen ganze Carrière mit all ihren Ausgaben von Herrn Askott, seinem Pathen bestritten ward, der früher ein armer Krämerlehrling in Stowbury gewesen und jetzt jener große Kaufmann in Russel Square war. Gewiß kann man es auch nur natürlich finden, daß Askott's unermeßliche Erwartungen von dem londoner Leben sich in den Augen seiner Tante in dem Einen concentrirten: „Herrn Lyon dort zu treffen.“

Aber indem ich so viel von ihren Herrinnen erzähle, habe ich für den Augenblick Elisabeth ganz aus dem Gesichte verloren.

Als das Mädchen allein gelassen war, stand sie einen Moment in ihrer unbeholfenen, verwirrten Art um sich schauend, dann aber ermannte sie sich und begann das Gebot: „das Theezeug zu waschen“, zu vollziehen. Sie that es auf eine Weise, daß wenn Johanna ihr zugesehen hätte, sie dankbar gewesen sein würde, daß es nur das gewöhnliche Service war und nicht das geliebte chinesische Porzellan, aus besseren Zeiten herstammend; aber wenn sie auch laut und lärmend

dabei verfuhr, so geschah es doch schnell und leicht, als ob ihr ganzes Herz bei der Arbeit sei. Nachdem sie diese beendet, nahm sie ein Licht und schaute sich in dem Hause, das jetzt ihre Heimath sein sollte, um.

Es war klein genug, wenigstens würde es jedem Andern als Elisabeth so erschienen sein; denn außer der Schulstube und dem Spindenkämmerchen — welche der Wirth aus Güte den Damen noch überlassen hatte, um ihnen zu zeigen, wie hoch er sie schätze und ihnen gern zu Willen lebe — enthielt es nur sechs Räume, das Wohnzimmer, die Vorderküche und den Kochraum, und drei Stuben oben. Trotzdem aber war es ein hübsches wohnliches Häuschen, in Elisabeth's Augen ein richtiger Palast.

Mehrere Minuten betrachtete sie ihre Küche, welche das Feuer so heimlich durchleuchtete, indem es den breiten, runden Eichentisch und die hölzernen Stühle beschien, und mit besonders freundlichem Strahle auf der laut tickenden Uhr in dem großen Gehäuse weilte, dessen Inneres, mit dem Pendel und den schweren Gewichten, sowohl für Hilary's als Askott's Kindheit eine Quelle nie endenden, geheimnißvollen Entzückens gewesen war. Dort weiter hin stand das Sopha, plump und häßlich von Gestalt, doch wie behaglich und comfortable, mit seinem geblümten Zitzüberzuge, der wenigstens schon zwanzig Jahre nach jeder Wäsche wieder ganz frisch und neu aussah! Vor Allem wurde Elisabeth's Aufmerksamkeit durch ein seltsames Gestell gefesselt, welches, aus einem Strick und verschiedenen Hölzern bestehend, sich als eine Kinderschaukel erwies. Und zuletzt ruhten ihre

Augen mit sichtlichem Wohlbehagen auf dem Fußboden der Küche, der aus glatten, blau- und rothkarrirten Fliesen gebildet war, die man so leicht fegen und reinigen konnte, und auf denen es sich, wie Hilary und Askott erprobt, so herrlich mit dem Kreisel spielen ließ — ein Vorzug, von dem Elisabeth, deren Kindheit nur harte Mühsal und keine Spiele gekannt, freilich keine Ahnung hatte. Dieses Lieblingsvergnügen der Beiden mußte in den letzten Jahren vor den ernsteren Beschäftigungen des Lebens natürlich in den Hintergrund treten; doch war es noch nicht allzu lange her, daß, als eine der kleinen Schülerinnen einmal unvermuthet aus der Schulstube trat, sie Hilary mit der Peitsche in der Hand fand, einen nachdenklichen Kreisel in den schönsten Windungen durch die Küche tanzen lassend.

Indessen drang Elisabeth weiter vor, sich nach ihrem eigentlichen Bereiche, der Hinterküche oder dem Kochraume wendend, um seine Geheimnisse zu betrachten. Vor Allem weilten ihre Augen auf dem Küchenschrank, dessen verschiedene Fächer so hübsch besetzt und so ungemein sauber waren. Ja, gerade diese Ordnung und Reinlichkeit schienen das Mädchen als etwas ganz Neues und Merkwürdiges zu berühren; und obgleich man nicht sagen konnte, daß sie nachdachte und überlegte — denn dazu war ihr Geist nicht geweckt genug — so kam, als sie jetzt beim Küchenfeuer stand, ein gewisses Sinnen über sie, wodurch der Ausdruck ihres Gesichtes sehr verändert wurde, und es weniger einfältig und gleichgültig aussah als Anfangs.

„Ich möchte wohl wissen, wer Alles dies gethan hat.

Sie müssen sehr fleißig gearbeitet haben, und zwei von ihnen sind so zart und klein" — setzte sie fast bedauernd hinzu.

Noch eine Weile stand Elisabeth sinnend da, denn sich niederzusetzen, schien für sie etwas ebenso Neues und Fremdes, als nachzudenken; dann aber ging sie nach den oberen Zimmern, um, wie ihr geheißen, bei Einbruch der Nacht Fenster und Läden zu schließen. Die Schlafstuben waren klein und unzureichend, nein, kümmerlich möblirt, aber die Dielen zeigten nicht den geringsten Fleck (arme Johanna!) und die Laken und Decken der Betten waren, wenn auch gestopft und geflickt, doch sauber und blendend weiß. Die höchste Ordnung und Reinlichkeit leuchtete dem Auge aus jeder Ecke entgegen. Es war kein Versuch gemacht worden, die Armuth malerisch erscheinen zu lassen, denn was auch die Dichter sagen mögen, Armuth kann nicht malerisch sein, aber es war bei der großen Dürftigkeit doch Alles anständig. Die ganze Einrichtung des Hauses machte, trotz ihrer Einfachheit, den Eindruck, daß seine Bewohner „Damen" waren, Damen, die keine Art der Arbeit als ihrer unwürdig betrachteten, und die, was ihnen zu thun oblag, so gut wie möglich verrichteten.

Frau Hand's harterzogene Tochter war niemals früher in ein solches Haus gekommen, und ihr Prüfen jedes Raumes und Eckchens ward eine Aufrichtung und Ermunterung für sie. Ihr eigenes kleines Schlafkämmerchen war gerade so ordentlich und comfortable wie sie die Stuben ihrer Herrinnen gefunden, ein Umstand,

der einen tiefen Eindruck auf Elisabeth machte. Jener helle, fröhliche Blick, der zugleich etwas Weiches und Kluges hatte und das Einzige war, was ihr rauhes, nicht hübsches Gesicht verschönte, erglänzte wieder in ihren Augen, als sie ihr kleines Rollbett aufschlug und die warmen Decken und frischen Laken sah, die, obwohl grob, doch ganz neu und sehr sauber genäht waren.

„Sie hat es gewiß selbst gemacht", sprach Elisabeth leise vor sich hin. Auf welche ihrer Herrinnen sich dieses „sie" bezog, blieb unerörtert; doch durch einen inneren Impuls jetzt selbst von dem Wunsche getrieben, sich nützlich zu erweisen, eilte die neue Dienerin in die Schlafstuben zurück, um zu sehen, ob dort nicht etwas für sie zu thun sei. Endlich fand sie in einem der Waschtische einen leeren Wasserkrug, und hingerissen von ihrem Eifer, nahm sie diesen in die eine, das Licht in die andere Hand und lief schnell die Treppe hinab.

Unselige Geschäftigkeit! Hilary's Katze, aus süßem Schlummer auf dem Herde erweckt, sprang in demselben Augenblick die Treppe hinauf. Es erfolgte ein Zusammenstoß — ein Taumeln, und nun fiel erst der Leuchter, dann der Krug und zuletzt Elisabeth selbst die Stufen hinunter.

Bei dem schrecklichen Getöse eilte die ganze Familie bestürzt herbei.

„Was hat das Mädchen zerbrochen?" rief Selina.

„That sie sich Schaden?" fragte Johanna ängstlich.

Hilary sagte nichts, doch sie holte ein Licht, half erst Elisabeth auf und las dann die Scherben des zerbrochenen Gefäßes zusammen.

„Himmel, es ist mein Krug — mein Lieblingskrug ist zerschlagen und so, daß ich ihn nicht wieder kitten lassen kann! O, du ungeschicktes, fahrlässiges, unnützes Geschöpf!“

„Selina!“ flüsterte die älteste Schwester ängstlich bittend.

„Ja so, ich vergaß; Du bist die Herrin. Nun, weshalb sprichst Du nicht mit Deinem Mädchen?“

Johanna in ihrer stillen, sanften Art überzeugte sich erst, ob Elisabeth keine körperliche Verletzung erlitten habe, und fragte dann, wie das Mißgeschick geschehen sei; denn als ein solches empfand sie es. Nicht nur, daß der daraus entstandene Verlust unangenehm war, sie fühlte auch, daß eine Dienerin, welche die unglückliche Anlage habe, viel Geschirr zu zerbrechen, für sie ein Luxus sein würde, den sie sich nicht gestatten könnten. Ueberdies war sie schon ängstlich geworden, da Selina ihr im Wohnzimmer eine lange Auseinandersetzung darüber gemacht, daß das neue Mädchen unmöglich für sie passen würde, und so beredt gewesen war, daß eine gewisse Bedenklichkeit sich auch der ältesten Schwester bemächtigt hatte.

„Erhole Dich, mein Kind“, — denn Elisabeth zitterte noch — „und dann sage mir offen, wie Alles kam.“

„Es war die Katze“, schluchzte die Gefragte.

„Welche schamlose Frechheit“, rief Selina. „Du

böses Mädchen, wie kann es die Katze gewesen sein? Weißt Du, wie grob Du gelogen, und lügen ist Sünde, jeder Lügner kommt in die“ —

„Unsinn! Still!“ mit diesen in bestimmtem Tone gesprochenen Worten unterbrach Hilary den Redestrom. In ihrer Kindheit war Selina's „Zunge“ ihr Schrecken gewesen, jetzt aber ärgerte sie sich nur noch darüber. Selina's heftiges, launenhaftes Temperament war seit langer Zeit als ein unvermeidliches Uebel in der Familie anerkannt, ja man kümmerte sich kaum noch darum, wohl wissend, daß ihr Bellen schärfer als ihr Biß war, aber es blieb doch immer unangenehm, daß sie sich so bald vor dem neuen Dienstmädchen bloßstellte.

Im Anfange blickte die Letztere mit einfachem Erstaunen auf die zürnende Dame, als aber Selina, gerade den Anderen zum Trotz, sich in einen wahren Sturm der Leidenschaft hineinarbeitete und die übertriebensten Anschuldigungen hageldicht auf des armen Opfers gebeugtes Haupt fielen, da ging auch eine große Veränderung in Elisabeth's Wesen vor. Nach einer beharrlichen Wiederholung: „Es war die Katze“, konnte man kein weiteres Wort aus ihr herausbringen. Sie stand mit gesenktem Blick, gerunzelter Stirn und trotzig aufgeworfener Lippe, ein richtiges Bild eiserner Halsstarrigkeit. Obgleich noch so jung, schien Elisabeth doch gleich ihrer Herrin einen ungewöhnlichen Theil „Eigenwillen und Trotz“ zu besitzen, eine geistige Mißgestaltung, mit der manche Menschen geboren werden, wie andere mit einer Hasenscharte oder einem Klumpfuß, nur daß

jener erste Fehler verbessert werden kann, wenn auch der Kampf dagegen oft ein heißer ist und erst zuweilen mit dem Leben endet.

Elisabeth hatte diesen Streit mit dem bösen Feinde wohl noch gar nicht begonnen, sie wußte noch nicht, was Selbstbeherrschung sei; denn ihre ganze Erscheinung, als sie zwar wortlos, doch mit welchem Gesichtsausdruck! bei dem Strom von Scheltworten dastand, war geradezu zurückstoßend. Selbst Hilary wandte sich ab und gab dem Gedanken Raum, daß es doch wohl leichter gewesen sein möchte, den ganzen Tag Unterricht zu ertheilen und Abends das Hauswesen zu besorgen, als solch eine Dienerin zu haben, nicht der Schande zu gedenken, daß Selina's „Eigenheiten" sich so vor einer Fremden enthüllten.

Hilary wußte schon aus Erfahrung, daß der Versuch, den Zornesausbruch zu dämpfen, nutzlos sei. Das einzig Mögliche war, Selina ihren Grimm aussprudeln zu lassen, bis sie von selbst aufhörte, und dann in einer stillen, passenden Stunde Elisabeth zu erklären, daß die scharfen Worte nun einmal der Schwester „Art und Weise" wären und man Nachsicht damit haben müsse. Obgleich dies sehr demüthigend und gewiß der Autorität nicht förderlich war, eine neue Dienerin zu lehren, Nachsicht mit einer ihrer Herrinnen zu haben, so blieb doch kein anderer Ausweg. Hilary hatte wohl vorausgesehen, daß es dahin kommen würde, dennoch glaubte sie nicht, daß gleich am ersten Abend ein solcher Auftritt sich ereignen werde.

Aber der Sturm war losgebrochen, und zwar mit

ungewöhnlicher Heftigkeit. Ob Selina durch des jungen Mädchens trotzigen Ausdruck und ihr beharrliches Schweigen noch mehr gereizt ward, oder ob, wie es so oft bei Menschen ihrer Gemüthsart der Fall ist, sie etwas Anderes vorher gekränkt hatte und sie nun die erste Gelegenheit ergriff, ihren Zorn auszulassen: gewiß ist es, daß ihre Worte sich fast überstürzten, bis sie endlich aus wirklicher Erschöpfung schwieg. Und als sie sich nun an allen Gliedern zitternd auf das Sopha warf — da, o Unglück! — sah sie ihren Neffen in der Thür des Schulzimmers stehen, vor Entzücken über ihren Zorn lächelnd und hinter ihrem Rücken Gesichter schneidend.

Das war zu viel. Die arme Dame fand keine Worte mehr zum Schelten, aber sie stürzte auf Askott los, und ehe sich dieser es versah, brannte eine Ohrfeige auf seiner Wange.

Hier bei dieser schrecklichen Katastrophe falle der Vorhang.

Zweites Kapitel.

Obwohl kleine Zwistigkeiten zwischen Askott und seiner Tante Selina nichts Seltenes waren, so hatte doch noch keine die Höhe erreicht, wie jene im vorigen Kapitel beschriebene. Hilary mußte zur Hülfe herbeieilen und im wahren Sinne des Wortes den wüthenden Jüngling mit Gewalt in die Schulstube hineinziehen, indessen die bleiche, zitternde Johanna Selina bat, nach ihrem Zimmer zu gehen und sich niederzulegen. Dazu bedurfte es keiner großen Ueberredung; denn im Augenblick, als die That geschehen war, fühlte sie auch, wie sie sich selbst erniedrigt und ihren Neffen beleidigt habe, und heiße Reue trat ein. Ihre Heftigkeit endete in einer Fluth nervöser Thränen, und sie ließ sich willig wie ein Kind oben führen und zu Bett bringen — der gewöhnliche Beschluß dieser beklagenswerthen Zornesausbrüche.

Während dieser Vorgänge dachte Niemand an Elisabeth, und die unglückliche Urheberin dieser Scene stand als Zuschauerin bei dem Herdfeuer. Welche Gedanken sie beschäftigten, berichtet die Geschichte nicht. Ob es in

ihrer eigenen niederen Häuslichkeit auch zankende Geschwister und schlagende Mütter gegeben, ist uns nicht bekannt geworden, ebenso wenig, ob sie sehr erstaunt war, dieselben Vorgänge in einem so feinen, gebildeten Hause zwischen Herren und Damen sich zutragen zu sehen. Das aber ist gewiß, das junge Mädchen wurde sehr ernst, ja ernst, nicht mehr trotzig, denn sobald Selina die Küche verlassen, schwanden auch mehr und mehr die drohenden Wolken von Elisabeth's Gesicht, und als Hilary wiederkam, war der Sturm in ihr ganz beschwichtigt; doch jene bemerkte sie kaum, denn sie suchte Johanna, die blaß und vor Aufregung zitternd langsam die Treppe herabstieg.

„Ist sie zu Bett?“

„Ja, meine Liebe. Es war auch das Beste, Selina befand sich schon den ganzen Tag unwohl.“

Hilary's Lippen kräuselten sich, doch erwiderte sie nichts. Sie besaß nicht Johanna's endlose Geduld mit Selina. Schweigend führte sie die älteste Schwester nach dem Wohnzimmer, rückte ihren Armstuhl zum Kamin, schloß die Thür und setzte sich dann neben sie, ihre Hand leise und sanft in die ihrige fassend.

Johanna drückte die kleinen, weichen Finger; einige Thränen rollten langsam über ihre blassen Wangen, doch trocknete sie diese schnell. Und dann saßen die beiden Schwestern schweigend, mit schweren, tiefbetrübten Herzen bei einander.

Jede Familie hat ihren wunden Fleck, ihren geheimen Kummer. Hier war es Selina. Ob sie es sich eingestanden oder nicht, sie wußten nur zu gut, daß jede Un-

annehmlichkeit, jede Störung des sonst so friedlichen, häuslichen Lebens von der „armen Selina“ herrührte. Sie nannten sie oft mit tiefem Mitleid „arm“ und gewiß war dies nicht ungerechtfertigt, denn wenn man die bedauert, welche unglücklich sind, wie vielmehr muß man die bemitleiden, welche Andere elend machen.

Und dies that Selina, hatte es ihr ganzes Leben hindurch gethan. Zuweilen ward sie sich dessen bewußt und fühlte es mit tiefen Schmerzen; manches Mal war nach einer solchen Scene ihre Reue, ihre Zerknirschung fast ebenso heftig als ihre Leidenschaft es gewesen, sodaß ihre Schwestern noch genöthigt wurden, alle nur möglichen Entschuldigungen für sie zu ersinnen; und sie damit gegen ihre Selbstanklage zu vertheidigen und zu trösten suchten, daß „sie es ja nicht so böse meine“ — „es wären die Nerven oder sonst ein Unwohlsein“ — „es komme nur von ihrer düstern Art, die Dinge aufzufassen.“

So sprachen die guten, liebevollen Schwestern zu der Tiefbereuenden, und dennoch wußten und fühlten sie, daß nicht ihre Armuth mit all ihren Bedrängnissen, nicht die Demüthigungen, welche ihre veränderte Lebensstellung unvermeidlich mit sich führte, halb so schwer und bitter zu tragen seien, als das, was sie Selina's „Eigenheiten“ und „Launen“ nannten, die zwar kein Verbrechen waren, doch in ihren Folgen oft so unheilvoll wie ein solches wirkten.

Askott war der Einzige, der nicht einmal den Versuch machte, die Sache zu beschönigen oder zu entschuldigen. Als er ein Knabe gewesen, hatte er ganz frei

heraus erklärt, er hasse Tante Selina, und noch jetzt trat er ihr mit offenem Trotz entgegen; und es wurde durchaus nicht leicht, ein irgend nur scheinbar gutes Verhältniß zwischen den Beiden herzustellen. Hilary's gerechter Aerger war niemals weiter als bis zu dem Wunsche gegangen, Selina verheirathet zu sehen, da dies ihr die leichteste Art schien, von ihr befreit zu werden. In der letzten Zeit hatte sie dies nicht mehr so brennend gewünscht, denn da sie gelernt, ernster über die Wichtigkeit der Ehe zu denken, war es ihr vielleicht klar geworden, daß eine Frau, welche schon nicht im eigenen Hause ein Segen ist, dies wohl noch weniger in dem ihres Mannes sein wird; und noch weiter in die Zukunft blickend, konnte Hilary es nur als eine gnädige Schickung Gottes betrachten, daß Selina nicht zur Mutter von Kindern bestimmt wurde.

Trotzdem hatte ihr Nichtheirathen überall ein gewisses Staunen erregt, da sie in ihrer Jugend nicht nur schön und anmuthig, sondern auch anziehend gewesen. Ob das scharfe Auge der Männer dennoch die dunkle Stelle ihres Charakters entdeckt, unter der reizenden Hülle den Klumpfuß bemerkt hatte? Denn wenngleich ihr vielversprechende Aufmerksamkeiten und Huldigungen wurden, so empfing die arme Selina doch keinen einzigen Heirathsantrag. Glücklicherweise konnte man auch nicht behaupten, daß einer ihrer Anbeter ihr besonders theuer gewesen war; sie gehörte zu den Frauen, die, wenn Alles sich aufs Beste gefügt, natürlich geheirathet hätten, die aber niemals der Schwäche sich schuldig machen würden, zu lieben, wohl gar unerwidert zu lieben. Jetzt war nur

noch wenig Hoffnung vorhanden, Selina aus dem Hause scheiden zu sehen, um in eine andere Familie die Unzufriedenheit und Grämlichkeit, die endlose Tadelsucht gegen Jeden und die eigene große Empfindlichkeit hinüberzutragen, Fehler, welche nicht nur den Anderen das Leben verbitterten, sondern das der armen Selina selbst zu einer immerwährenden Qual machten.

Noch immer saßen die beiden Schwestern schweigend im Wohnzimmer. Was nützte es, von Neuem das alte Thema zu besprechen; sie wußten ja nur zu gut, daß diese Bürde getragen werden mußte. Und hatte nicht jede Familie solchen geheimen Kummer, den sie klagelos trug? Zuweilen, wenn die Schwestern um sich schauten, dankten sie Gott noch von Herzen, daß ihre Last nicht schwerer sei, da Selina im Grunde doch gut und eine sehr ehrenhafte Frau war, die ihre Angehörigen wirklich liebte, wenigstens so wie eine Natur, welche ihren Schwerpunkt im eigenen Ich findet, lieben kann.

Nur wenn Hilary, wie an diesen Abend, in Johanna's blasses Angesicht blickte, in das Jahr um Jahr tiefere Furchen zog, wenn sie sah wie eine Aufregung gleich der vorhin erlebten, sie angriff, sie, die nach der harten Mühsal ihres Lebens vor Allem ein fröhliches, friedliches Dasein verdient hätte — dann fühlte Hilary, von dem Ungestüm der Jugend hingerissen, daß, was sie auch für sich selbst ertrug, sie für Johanna nicht länger erdulden wollte, und in solchen Momenten sympathisirte sie mit Askott und hätte Selina beinahe auch gehaßt.

„Wo ist der böse Knabe? Man muß ernstlich mit ihm reden," begann Johanna, sich erschöpft erhebend.

„Ich habe ihm eine gute Strafpredigt gehalten; er hat versprochen, nicht wieder so ungezogen zu sein."

„Ein Versprechen, welches er bis zur nächsten Gelegenheit halten wird", erwiderte Johanna hoffnungslos. „Aber, Hilary" — mit einer plötzlichen Verwirrung — „was fangen wir mit Elisabeth an?"

Auch daran hatte die jüngste Schwester schon gedacht. In ihrem Geiste waren all die Für und Wider, die unvermeidlichen Uebelstände erwogen worden, welche aus der Gegenwart einer Dienerin erwuchsen, und besonders dadurch, weil man vor ihr das Familiengeheimniß, die wunde Stelle nicht verbergen konnte, ja weil sie diese leider schon auf die schlimmste Weise entdeckt hatte. Aber Hilary war ein scharfsichtiges, kluges Mädchen; sie besaß die seltene Gabe, die Dinge in ihrer wahren Gestalt zu sehen, unbeirrt durch ihre eigenen parteiischen Gefühle, in der That, ganz ohne Beziehung auf sich selbst. Es stand fest, daß Johanna die Hausarbeit nicht mehr thun sollte, Selina nicht wollte, und sie nicht konnte, folglich mußten sie eine Gehülfin haben. Besser gewiß, daß dies ein junges Mädchen sei, über das sie denselben Einfluß wie über ein Kind gewannen, als wenn sie eine ältere, erfahrenere Dienerin gewählt, die ihnen vielleicht auf alle Art widerstrebt und außer dem Hause sie beredet hätte. Ueberdies hatten sie Frau Hand versprochen, ihrer Tochter eine Probezeit zu bewilligen; einen Monat also mußten sie Elisabeth behalten, dann würde sich das Weitere finden. Weshalb sollte sie sich schon um kommende Uebel grämen und quälen? Nachdem Hilary's

fröhliche Stimme dies Johanna erklärt hatte, schien diese wunderbar gestärkt und beruhigt zu sein.

„Du hast Recht, mein Liebling; sie muß ihren Monat hierbleiben, wenn sie nicht ganz etwas Unerlaubtes thut. Glaubst Du, daß sie vorhin die Unwahrheit sprach?“

„Ueber die Katze? Ich weiß kaum, was ich darüber denken soll. Wir wollen Elisabeth rufen und sie noch einmal befragen. Thu' Du es, Johanna; ich meine, sie könnte Dich nicht gerade ansehen und dabei lügen.“

Und mancher Andere würde Hilary's Meinung getheilt haben, indem er in dies liebe, ernste Antlitz blickte, dessen Frische verblüht, dessen Haar lange vor der Zeit zu Silber gebleicht ward, und das trotzdem schön war durch den Ausdruck einer fast kindlichen Unschuld, eines tiefen Friedens.

„Bleibe sitzen, Johanna, ich werde sie rufen. Mein Himmel, die Fräulein Leaf müssen neben der neuen Dienerin sich auch noch eine Klingel anschaffen — wenn sie nur erst gelernt hätten, Beide richtig zu gebrauchen.“

Hilary's kleiner harmloser Scherz verfehlte diesmal seine Wirkung. Johanna lächelte nicht, und der Eintritt Elisabeth's schien die alten Bedenken wieder wach zu rufen. Wie war es möglich, sich bei einer Untergebenen über das Betragen einer ihrer Gebieterinnen zu entschuldigen? Wie konnte man eigentlich dieses Kind schelten, nachdem es gleich am ersten Tage ein so böses Beispiel vor Augen gehabt? Wer weiß, ob Elisabeth nicht in Selina's Weise fortfahren und ihr und Hilary trotzig widersprechen würde?

Nein — so sah es nicht aus. Das junge Mädchen stand mit etwas einfältiger, bedrückter Miene da — aber weder Eigensinn noch Uebelwollen waren an ihr bemerkbar, im Gegentheil, sie schien eher demüthig und bereuend.

Johanna schöpfte Muth.

„Elisabeth, ich bitte Dich, mir über den unangenehmen Vorfall die lautere Wahrheit zu berichten. Aengstige Dich nicht, sprich offen und frei! Es würde mich weniger bekümmern, wenn Du alles Geschirr in der Wirthschaft zerbrächest, als wenn Du mir eine einzige Lüge sagtest.“

„Ich log nicht — es war die Katze.“

„Wie ist dies möglich? Du kamst doch mit dem Kruge in der Hand die Treppe herunter.“

„Ja, und sie sprang hinauf und fuhr mir zwischen die Füße, ich glitt aus und der Krug entfiel meiner Hand.“

Die Damen wechselten einen Blick des Verständnisses. Diese Erklärung des Sachverhaltes schien ihnen vollkommen begründet, auch sprach des Mädchens ehrliches, offenes Wesen für die Glaubwürdigkeit ihrer Aussage.

„Ich zweifle nicht, daß sie die Wahrheit gesprochen,“ sagte Hilary. „Erinnere Dich auch, ihre Mutter erzählte, sie habe niemals gelogen.“

Diese Anspielung war zu viel für Elisabeth. Sie brach zwar nicht in ein heftiges Schluchzen aus, doch sagte sie unter leisem Weinen:

„Wenn Sie mir nicht glauben, Fräulein, da möchte ich lieber wieder nach Hause zu meiner Mutter gehen.“

„Ich glaube Dir," erwiderte Johanna freundlich, und wartete, bis die Schürze, als Taschentuch benutzt, die Thränen getrocknet hatte. „Ja, Elisabeth, es ist mir jetzt vollkommen klar, wie das Ganze geschah. Wenn Du meiner Schwester die Sache so erzählt hättest, da würde sie Dich auch besser verstanden haben. Sie war über den Verlust des Kruges ärgerlich, um so mehr, als sie voraussetzte, Deine Unachtsamkeit habe ihn verursacht; jetzt wird sie sich freuen, ihren Irrthum einzusehen."

Hier hielt Johanna inne, nicht recht wissend, wie sie das ausdrücken sollte, was sie noch für ihre Pflicht hielt zu sagen, so aber, daß die Dienerin sie recht verstand, und die Würde der Herrschaft nicht darunter litt. Hilary, ihr Bedenken sehend, kam ihr jetzt zur Hülfe.

„Fräulein Selina ist etwas heftiger Natur, Elisabeth, aber es liegt dies meist in ihrer Kränklichkeit, denn im Grunde meint sie es nicht böse. Du mußt Dich recht in Acht nehmen, sie zu reizen, und niemals, selbst wenn sie Dich schilt, darfst Du trotzig antworten. Bedenke stets, Du bist nur noch ein junges, sehr unerfahrenes Kind, und sie ist eine Dame und überdies Deine Herrin."

„Sie? Ich glaubte, diese sei es."

Der so sichtliche Schreck, den Elisabeth's Mienen ausdrückten, und ihr Deuten auf Johanna mit den Worten: „Diese sei es" — hatte etwas so Komisches, daß Hilary nur mit Mühe ernst bleiben konnte. Ihr Lächeln zu verbergen, wandte sie sich nach dem Bücherbrett, anscheinend nach einem Buche zu suchen.

„Ja, ich bin die Aelteste von uns, und Du magst

mich als die eigentliche Hausherrin betrachten, was jedoch nicht ausschließt, daß Du meinen Schwestern wie mir gehorchest. Vergiß nie, Dich in jeder Verlegenheit zuerst an mich zu wenden und alle Dinge mir wahrheitsgetreu zu berichten. Ich werde Dich stets gern unterweisen und Dir fast jeden Fehler vergeben, nur nicht Lüge und Betrug. Jetzt geh mit Fräulein Hilary in die Küche, sie will so gütig sein, Dir zu zeigen, wie Du die Hafergrützsuppe zum Abendbrot bereitest."

Elisabeth gehorchte schweigend, sie schien ein ungewöhnliches Talent zum Schweigen zu besitzen; und sie war nicht nur achtsam, sondern auch willig und verständig, obgleich eine gewisse nervöse Aengstlichkeit, welche Hilary bei einem so kräftigen und harterzogenen Mädchen verwunderte, sie Anfangs etwas linkisch machte. Dennoch gelang es ihr ganz gut, drei Suppenteller zu füllen und sie ohne Unfall in das Zimmer zu tragen. Und diese vortreffliche Speise, welche das einfache Abendbrot der Damen bildete, duftete köstlich, nur muß ich leider bekennen, daß sie dieselbe früher nach einer alterthümlichen, südländischen Mode als dicken Brei mit Zucker und Syrup aßen, bis Herr Lyon, ob solches Verbrechens entsetzt, seinen nationalen Gebrauch, sie mit Milch zu kochen und als Suppe zu essen, einführte.

Es mag ein sehr wenig romantisches Factum sein, daß Hilary, die selbst in dem rosigen Alter von zwanzig Jahren mehr praktisch als poetisch war, niemals diese Suppe bereitete, ohne an Robert Lyon zu denken und sich des ersten Abends zu erinnern, als er bei ihnen blieb und ihr einfaches Mahl mit so großem Wohlbehagen

theilte. Von da an bat er sie, so oft er bei ihnen war, um einen Teller solcher Suppe, deren Genuß, wie er sagte, ihn in seine Kindheit zurückversetze. Und Hilary — getrieben von jenem seltsam süßen Gefühl, welches die Frau empfindet, den zu bedienen, den ihr Herz mit Demuth und Stolz zugleich als ihren Herrn anerkennt, daß sie wie Miranda zu Ferdinand sagt:

„Gefährtin Dir zu sein,
Das kannst Du weigern, aber Deine Magd
Will ich doch sein, Du wollest oder nicht."

— Hilary wußte es stets so einzurichten, daß sie ihm sein Abendbrot mit eigenen Händen und genau nach seinem Geschmacke bereitete.

Diese schönen Tage waren verstrichen; Herr Lyon hatte die Stadt verlassen. Und als sie jetzt beim Feuer stand, gedachte sie — denn ab und zu erlaubte sie sich in ihrem geschäftigen Leben einige Minuten süßen Träumens — jener stillen, sternenklaren Augustnacht, als sie in der Hausthür lehnte und er, Abschied nehmend, ihre Hand fest, warm und innig in die seine schloß; und es war bei ihr wie bei Johanna, auch sie setzte unbedingtes Vertrauen in Robert Lyon; nicht geradezu in seine Liebe, es schien ihr sogar unmöglich, daß er sie lieben könne, ehe sie nicht besser und seiner würdiger geworden, aber sie vertraute ihm darin, daß er niemals weniger wahr und gut werden könne, als er jetzt war. Hilary glaubte unverbrüchlich, er werde wiederkehren und den Umgang mit ihnen fortsetzen, wodurch er ihrem stillen, öden Leben eine andere Richtung gegeben, denn nicht allein, daß seine Gegenwart sie Alle erheitert hatte, es war

auch durch ihn in diesen kleinen, nur von Damen geführten Hausstand das neue Element eines klaren, festen, männlichen Willens und energischer Thatkraft gekommen, Vorzüge, welche der junge Mann in so hohem Grade besaß, daß Johanna oft sagte, man möchte glauben, er sei statt fünfundzwanzig mindestens vierzig Jahre. Und was vor Allem in ihrer jetzt so veränderten Lebensstellung seine Nähe zu einem Segen für sie gemacht, das war die tiefe, schweigende Sympathie eines Menschen, der da wußte was Armuth sei, der selbst den Kampf mit dem Leben gekämpft, welcher, wie sein Angesicht zuweilen zeigte, ein harter gewesen war, obwohl er selten davon sprach.

An die mögliche Folge dieses angenehmen Umganges — ob Robert Lyon sie, die im Hause doch einzig Passende für ihn, zu heirathen gedenke, — ob die Welt es voraussetze und sich sehr wundern würde, wenn es nicht geschähe, — dachte die arglose, schlichte Hilary niemals. Wenn er ihr gesagt, sie müßten immer in der Art weiter leben, sie würde stets Hilary Leaf und er Robert Lyon, der treue Freund der Familie, bleiben, so würde das junge Mädchen ihn glückselig lächelnd angeschaut haben und vollkommen zufrieden gewesen sein.

Freilich hatte sie auch niemals in Beziehung auf ihn etwas erfahren, was das Lächeln von ihrem jungen Antlitz verscheuchen konnte; nicht ein Schatten von Eifersucht ward in ihr erregt, keine beängstigenden Gerüchte über ihn schwebten in dem kleinen Kreise, der ihre und seine Welt ausmachte. Herr Lyon war stets ernst und besonnen in seinem ganzen Wesen; nie erzeigte er einer Dame mehr als die hergebrachte Höflichkeit, keine konnte

sich rühmen, ihm das leiseste Interesse abgewonnen zu haben.

Und dieses junge, einfache Mädchen liebte ihn — nur ihn, ohne die leisesten Nebengedanken auf seine „Familie und seine Verbindungen“ denn er besaß keine, oder auf seine „günstigen Aussichten“ denn wenn er solche hatte, sie kannte diese nicht. Sehr praktischen und vorsichtigen Menschen gegenüber kann ich keine Entschuldigung, keine genügende Erklärung für diese Liebe finden, es sei denn die, welche Shakespeare durch die Schöpfung seiner „Miranda“ gab.

Als das kleine Dienstmädchen wieder die Küche betrat, verließ Hilary mit einem leisen Seufzer das Reich ihrer Träume, und indem sie Askott rief, kehrte sie in das alltägliche Leben und zugleich zu dem Abendessen der Familie zurück.

Nachdem dies beendet — und einige sehr heilsamen Ermahnungen hatte Askott dabei erhalten und gut genug hingenommen — war es fast zehn Uhr geworden.

„Wie spät ist es schon; so lange dürfen wir ein solches Kind wie Elisabeth nicht wieder aufbleiben lassen“, sagte Johanna, indem sie die große Bibel zur Hand nahm, ohne die kein Abend beschlossen wurde, denn Askott's frühes Fortgehen und die Fülle der eigenen Arbeiten machten es den Schwestern Morgens unmöglich, das Tagewerk mit einer Andacht zu beginnen; am Abend wurde sie indessen nie versäumt. Oft las Johanna nur einige Sprüche aus dem heiligen Buche, ohne diese einmal näher zu erklären; sie meinte, das Wort Gottes trage genug Kraft und Klarheit in sich,

um, als Samen in die Seele gestreut, sich selbst zur Frucht herauszuarbeiten. Da sie einen sehr schlichten, demüthigen Sinn hatte, so wähnte Johanna sich nicht befähigt, lange Andachtsübungen zu halten, und vorgeschriebene Gebete abzulesen widerstrebte ihr. So las sie stets nur einige Verse oder ein Kapitel aus der Bibel im Kreise ihrer Familie laut vor, und dann betete sie das Vaterunser.

Doch bei ihrer angeborenen Schüchternheit wurde selbst dies Johanna in Gegenwart einer Fremden sehr schwer, und nur ihr großes Pflichtgefühl bestimmte sie, auf Hilary's Bemerkung: „Ich denke, wir müssen Elisabeth hereinrufen“, bejahend zu antworten.

Elisabeth kam, und auf das Geheiß ihrer Herrin, sich zu setzen, nahm sie auf der äußersten Kante eines Stuhles Platz und blickte mit unbehaglichem Staunen um sich, als sei sie beunruhigt, was man nun mit ihr vornehmen werde. Es herrschte eine tiefe Stille in dem kleinen Zimmer, welches so schmal war, daß es durch das große Piano, die sechs zuckerkistenen Stühle und den Armsessel, in dem Johanna mit der großen Bibel auf ihrem Schooße saß, fast ausgefüllt wurde.

„Kannst Du lesen, Elisabeth?“

„Ja, Fräulein.“

„Hilary, gib ihr eine Bibel!“

Und so folgte Elisabeth, geleitet durch ihren nicht allzu saubern Finger, den Worten, welche die süße, weiche Stimme aus dem neuen Testamente vorlas, Worten, einfach und schlicht genug für das Fassungsvermögen eines Kindes, ja selbst eines Heiden. Die

Südsee-Insulanerin, wie Ascott sie eine lange Zeit beharrlich nannte, that dann, wie sie die Familie thun sah; doch indem sie sich anschickte niederzuknieen, warf sie in ihrer Verwirrung einen Stuhl um, und Johanna mußte eine Weile warten, bis wieder die gebührende Stille eingetreten war. Elisabeth's Augen hingen, während sie auf den Knieen lag, an der Wand des Zimmers, die eine grüne, buntblumige Tapete bekleidete; ob sie aufmerksam zuhörte, ob ihre Seele die Worte mitbetete — wer hätte es sagen können; doch ihr ganzes Wesen war anständig und der feierlichen Handlung angemessen.

„Und vergib uns unsere Schuld, wie wir vergeben unsern Schuldigern!" Fast unwillkürlich legte Johanna's sanfte Stimme einen etwas stärkern Nachdruck auf diese Worte, welche in jedes Menschen Leben und vornämlich in dem einer Familie nicht genug beherzigt werden können. War sie wohl die Einzige, welche dabei an die „arme Selina" dachte?

Alle erhoben sich von ihren Knieen und Hilary legte die Bibel an ihren Platz. Die kleine Dienerin stand unschlüssig in einer Ecke, nicht wissend, ob sie bleiben oder sich entfernen solle.

Hilary gab Johanna einen Wink.

„Ja wohl", sagte diese, ihrer Stellung als Hausfrau gedenkend, „es ist Zeit für uns Alle, zu Bett zu gehen. Nimm Dich wohl in Acht mit dem Lichte und vergiß nicht, morgen um sechs Uhr aufzustehen."

Dieses galt dem neuen Mädchen, das einen Knix

machte und fast fröhlich antwortete: „Ja wohl, Fräulein!“

„Schön. Gute Nacht, Elisabeth!“

Und Johanna's Beispiel folgend, sagten nicht nur Hilary, sondern auch Askott in freundlicher, höflicher Weise: „Gute Nacht, Elisabeth!“

Drittes Kapitel.

Die Weihnachtsfeiertage waren zu Ende und Askott ging nach London ab. Es war dies seit Jahren die größte Veränderung, welche in dem stillen Hause vorgekommen, und die Fräulein Leaf vermißten den Neffen sehr schmerzlich. Askott war gerade kein so besonders angenehmer Knabe, dessen Gegenwart nur Freude bereitete, aber wie es meist in der Frauennatur begründet ist, hatten seine Tanten ihn trotzdem sehr lieb und waren stolz auf ihn; in ihrem einsamen Altjungfernthum, ihrer kinderlosen Familie, würden sie jeden Neffen, wie er auch gewesen wäre, geliebt haben, und es machte sich nebenbei ein kleiner verzeihlicher Stolz geltend, daß dieser Neffe ein großer junger Mann war, der ihnen weit über die Köpfe ragte, ein hübsches Aeußere und gefällige Manieren besaß, und obgleich er nicht einen so hervortretenden Verstand hatte, um etwas ganz Außergewöhnliches zu thun, so war er doch klug genug, daß sie der Hoffnung Raum geben konnten, der jetzt versunkene gute Stern

der Familie werde durch ihn künftig wieder erstehen und von Neuem strahlen.

Es lag etwas Rührendes in der Art idealisirender Liebe, mit welcher die drei Frauen auf den Jüngling schauten; selbst Selina, die in seiner Gegenwart stets an ihm zu tadeln fand, lobte ihn hinter seinem Rücken, ihn, diesen großen, hübschen, verwöhnten und etwas trägen Burschen, der, wie jeder Andere, als die Fräulein Leaf, es nur zu klar sah, sich mehr mit seinem eigenen edlen Ich und dessen Wohlergehen beschäftigte, als er an das seiner drei Tanten zusammengenommen dachte. Der einzige von allen Menschen, welcher ihm Ehrfurcht, ja eine gewisse Scheu einflößte, war Herr Lyon, für den er stets eine hohe Achtung und Bewunderung an den Tag legte. Wie groß Robert Lyon's Zuneigung zu dem jungen Manne war, vermochte selbst Hilary nicht zu ergründen, doch erzeigte er ihm stets Freundlichkeit und Wohlwollen.

Eine Person aber gab es im Hause, die sich, so sonderbar es klingen mag, dem Alles beherrschenden Jüngling nicht beugte. Von dem ersten Tage an bestand ein kleiner Krieg zwischen ihm und Elisabeth. Ob sie seine Späße über sie gehört und nachgerade begriff, was er mit der „Südsee-Insulanerin" meinte, oder ob ihr trotziger Sinn sich dagegen sträubte, sich ebenso wie seine Tanten durch allerlei eigenmächtige Einfälle und Launen von ihm tyrannisiren zu lassen, das wurde nicht klar; aber gewiß ist es, daß Askott, der allgemeine Liebling des Hauses, wenig Gnade vor den Augen der neuen Dienerin fand. Sie antwortete niemals, wenn er sie

mit jenem beliebten „Holla!“ anrief; sie widerstand dem Ansinnen, seine Stiefel mehr als einmal täglich zu putzen, und mit der größten Beharrlichkeit säuberte sie ihren Feuerherd stets von Neuem von „dem Kram“, wie sie höchst respectwidrig die Töpfe und Tiegel nannte, welche, wie Askott sich ausdrückte, zu seinen „medicinischen Studien und Experimenten“ nöthig waren.

Obgleich der Krieg mehr passiv als angreifend geführt wurde, und die Tanten sich zuweilen im Stillen über die kleinen Gefechte ergötzten, so war es im Ganzen doch eine Erleichterung, als der Urheber derselben von dannen zog; wobei Elisabeth den neuen und höchst gentilen Mantelsack des jungen Herrn ungeheißen und sehr diensteifrig die Treppe hinunter trug, und zwar mit einer so fröhlichen, heiteren Miene, wie sie noch vor wenigen Wochen ihrem Gesichte ganz fremd gewesen war, und die selbst inmitten des schmerzlichen Abschiednehmens von Hilary bemerkt wurde und sie belustigte.

„Mir scheint, dieses Mädchen ist ein Charakter“, äußerte sie später zu Johanna, „sie ist in ihren Zu- und Abneigungen merkwürdig stark und beharrlich.“

„Das kannst Du schon sagen, meine Liebe, denn ihr ganzes Gesicht leuchtet, wenn sie Dich nur erblickt.“

„Wirklich? Das muß daher kommen, weil ich am meisten mit ihr verkehre. Es ist erstaunlich, wie man bei den häuslichen Beschäftigungen bekannt miteinander wird, und welche Ehrfurcht es der dienenden Klasse einflößt, wenn eine Dame versteht, ein Bett zu machen und einen Pudding zu bereiten.“

„O, wie ich wünschte, Du hättest nicht nöthig, weder das Eine, noch das Andere zu thun“, seufzte Johanna, indem sie liebevoll auf das junge, schöne Antlitz und die leichte, zierliche Gestalt der Schwester blickte, die hier und dorthin eilte, das Schulzimmer zum Empfange der Kinder in Bereitschaft zu setzen.

„Thörichter Wunsch, den ich gar nicht hege! Diese Arbeiten werden mich nicht weniger angenehm und lieblich machen.“ Hilary gebrauchte diese Eigenschaftswörter öfter in Beziehung auf sich selbst, in der festen Ueberzeugung, sie wären ein erdichtetes Patent für Jedermann. „Uebrigens muß ich noch sehr jung aussehen, Johanna, denn ich bin fest überzeugt, die Mitreisenden auf der Eisenbahnstation hielten mich heute für Askott's Braut. Als wir uns das letzte Lebewohl sagten, benahm sich ein alter Herr, sein Nachbar, ganz besonders theilnehmend dabei, und Du hättest nur sehen sollen, wie Askott mit der höchsten Indignation bemerkte: „Es ist ja nur meine Tante!“

Johanna lachte, die Schatten von ihrem Antlitz schwanden, und Hilary's Absicht war erreicht. Sie liebkosend, sagte die älteste Schwester:

„Laß gut sein, mein Herz, ich hoffe, Du wirst eines Tages eine wirkliche Braut sein, und einen braven Mann finden.“

„Vielen Dank, Johanna, es eilt nicht damit.“

Jetzt aber klopften die kleinen Mädchen und Knaben schnell hintereinander an die Thür, und die tägliche, monotone Beschäftigung des Unterrichtens begann, von

dem einfachen Buchstabiren: H-u-n-d—Hund, und K-a-t—Kat- z-e—ze, Katze, an, bis zu den geistigen Höhen von Pinnock und Lennie, Telemach und „Latinum Delectum“ sich aufschwingend. Weiter ging es nicht. Erstens war Stowbury mit sehr vorzüglichen lateinischen und anderen Schulen versehen, und dann meinten die Eltern und Vormünder, daß die Fräulein Leaf, geborene Damen, die nicht zu Lehrerinnen auferzogen waren, nur sehr jungen Kindern den Unterricht ertheilen könnten.

Darin hatte bis jetzt manches Wahre gelegen, es änderte sich jedoch durch Hilary's große Lernbegier und den Schatz von Kenntnissen, welchen sie sich erworben. So blieb denn Johanna ruhig und zufrieden dabei, die Kinder buchstabiren zu lehren, während Selina die „kleinen Bäcker und Schlächter“, wie sie dieselben verächtlich nannte, in bestimmten Stunden im Nähen unterwies, sonst aber das Schulzimmer mied. Die höheren Zweige des Unterrichtes waren nach und nach Hilary zugefallen, welche in letzter Zeit, vielleicht aus Sympathie mit einem ihrer Freunde, ein erstaunliches Talent für das Lehrfach entwickelte.

Es ist dies ein Talent, eine seltene Begabung, das wird Jeder zugestehen, am meisten der, welcher es nicht besitzt, wie dies bei der armen Johanna der Fall war. Mit welcher Bewunderung sie Hilary beobachtete, die frisch und munter von Klasse zu Klasse eilte, hier ein lobendes Wort, dort einen Tadel aussprach, aber aller Schüler Aufmerksamkeit zu fesseln wußte, die schwachen ermunterte, die unnützen in Ordnung hielt und über

jedes Glied dieses kleinen Kreises den Einfluß geltend machte, welcher der stärkste, dauerndste und unerklärlichste ist — den persönlichen Einfluß. Ebenso aber blickte Hilary als ein Vorbild in Geduld und Sanftmuth auf die älteste Schwester, wenn es in ihrem schweren Tagewerke doch Momente gab, wo dies ihr einförmig und bedrückend schien, und ihr eigener rascher Geist durch die Dummheit der Kinder ermattet ward.

Die Zeit, von der ich erzähle, ist lange vorüber. Die Schulkinder von damals mögen jetzt gewiß schon Väter und Mütter sein und sich in Stowbury oder anderswo ansässig gemacht haben, und doch werden noch Manche von ihnen an Fräulein Leaf denken, welche ihre ersten Schritte in das Reich des Wissens leitete, wobei sie in dem Schulzimmer zwischen dem Kamine und dem Fenster saß, dessen Vorhang niedergelassen war, erstens damit das Licht ihre mattwerdenden Augen nicht blende, und zweitens, um die Aufmerksamkeit der Kinder durch die verlockende Aussicht auf grüne Felder und wehende Bäume nicht zu zerstreuen. Sie mögen sie noch deutlich vor sich sehen in ihrem dunklen, einfachen Kleide und der schneeweißen Schürze, auf welcher die halbzerrissenen und beschmuzten ABC-Bücher sich fast schämten zu liegen. Und vor Allem werden sie sich ihres lieben, sanften Gesichtes und ihrer noch sanfteren Stimme erinnern, die nie ein hartes Wort aussprach, deren bekümmertem Ton man es nur anhörte, wenn sie „unartige Kinder“ waren. Ja, ich bin überzeugt, manche dieser Männer und Frauen gedenken inmitten ihrer ernsten Beschäftigungen mit Rührung an ihre erste Lehrmeisterin zurück,

deren nie endende Geduld und Langmuth, selbst mit den dümmsten und eigensinnigsten Schülern unerschöpflich war, deren freundliche Theilnahme für jedes erlaubte Vergnügen, jeden kindlichen Schmerz sie stets sicher sein konnten; und ich zweifle nicht, sie werden anerkennen, daß, ob sie viel oder wenig durch ihren Unterricht lernten — in diesem vorgeschrittenen Zeitalter würde man es gewiß gering schätzen — Fräulein Leaf sie doch das Eine lehrte: „sie, die Lehrerin, von Herzen zu lieben;" das, wie Ben Johnson von der Gräfin von Pembroke sagte, schon an sich eine „liberale Erziehung" war.

Und wenn Hilary's jüngerer und unruhiger Geist sich zuweilen gegen die Einförmigkeit ihres Lebens auflehnte, wenn sie, anstatt ihre Tage mit dem unerquicklichen Unterrichten kleiner dummer Kinder hinzubringen, sich wünschte, auf der Bahn der Wissenschaft fortzuschreiten und täglich klüger und einsichtsvoller zu werden, um endlich aus ihrer engen Sphäre in die weite, thatkräftige, geschäftige Welt zu treten, von der Robert Lyon ihr so viel erzählt, wenn dieses heiße Sehnen und Streben sich regte, dann wirkte Johanna's Antlitz, das sich so mild und freundlich über die unsauberen Bücher beugte, wie eine tröstende Beruhigung auf sie, das junge Mädchen fühlte, daß sie gern immerdar so weiterleben wolle, so lange nur die geliebte Schwester an dem Platze vor ihr nicht fehlte.

Dessenungeachtet erschien ihr dieser Winter endlos lang, besonders nach Askott's Abreise. Johanna hatte, halb aus Güte, halb um des Vortheiles willen, sich entschlossen, ihr schon so anstrengendes Tagewerk noch

dadurch zu vermehren, daß sie an vier Abenden in der Woche einigen halberzogenen Müttern ihrer kleinen Schüler Unterricht ertheilte, und sie lehrte, gut und richtig zu schreiben und ihre Rechnungsbücher in Stande zu halten. Selina, empört über dieses Beginnen, hatte die Gewohnheit angenommen, sich nun Abends in die Schulstube zurückzuziehen, um nicht im Wohnzimmer mit jenen Frauen zusammen zu sein, sehr zu Hilary's Verdruß, die sie dort in ihren stillen Studirstunden nicht nur durch ihre Gegenwart, sondern vielmehr noch durch die endlosen Klagen störte, daß die gute, alte Zeit vorbei war, da sie ruhig in ihrer sauberen Küche saßen und noch durch kein Dienstmädchen geplagt wurden; denn Selina gehörte zu den Menschen, welche die Vorzüge einer Sache erst dann einsehen, wenn diese ihnen unwiderbringlich verloren ist.

„Wahrhaftig ich weiß nicht, wie wir es mit Elisabeth aushalten sollen", begann sie mürrisch. „Dieses gierige" —

„Sage lieber, schnellwachsende Mädchen", erwiderte Hilary.

„Dieses gierige Mädchen ißt mehr als Zwei von uns zusammen verzehren. Und ihre Kleidung! — ihre Mutter hält sie nicht einmal darin anständig!"

„Es möchte dies auch schwer sein bei einem jährlichen Lohne von zwanzig Thalern."

„Hilary, wie kannst Du wagen, mir zu widersprechen? Ich rede nur von Thatsachen."

„Und ich nicht minder. Aber ich habe weder Zeit noch Lust zum Schwatzen."

„Die hast Du nie, außer wenn man wünscht, Du möchtest still sein, dann galoppirt Deine Zunge gleich dem besten Rennpferde.“

„Wirklich? — Schön; wohl wie Gilpin's:

„Das Lasten trägt, und den Wettritt besteht,
Weil der Preis auf tausend Pfund erhöht!“

„Ach, ich wünschte, es wäre so! Heisa! wenn ich wüßte, auf welche Weise ich eine solche Summe Geldes erwerben könnte!“

Selina war zu ärgerlich, um zu antworten, und fünf Minuten lang konnte Hilary ruhig in ihrem Homer lesen, aus dem Robert Lyon sie früher mit so großem Vergnügen unterrichtete, weil sie, wie er sagte, schneller begriff und besser lernte, als einer seiner vorzüglichsten Schüler. Sie hatte alle häuslichen Widerwärtigkeiten vergessen, indem Thetis und die Nymphen vor ihr erstanden, und sie wiederholte erst in dem wohlklingenden Griechisch und dann in Pope's schlichterem doch lieblichem Englisch, die Aufzählung der oceanischen Schönheiten, mit den halblauten Worten endend:

„Janira so schwarz, Janassa blond und klar,
Amalthea mit welligem Ambra-Haar.“

„Schwarz sagst Du? Ja, wahrhaftig heute war sie den ganzen Tag so schwarz und rußig wie ein Schornsteinfeger. Und ihre Latzschürze“ —

„Was? — Ach, Du sprichst von Elisabeth.“

„Ja, ihre Schürze hat drei Risse, und es fällt ihr gar nicht ein, diese auszubessern, trotzdem ich ihr schon in der vorigen Woche Zwirn und Nadel dazu gab.

Aber sie versteht nicht mehr damit umzugehen, wie ein Wickelkind."

„Vermuthlich, weil es sie nie gelehrt ward."

„O ja; sie besuchte ein Jahr die Volksschule und lernte nähen und Wäsche zeichnen."

„Vielleicht konnte sie sich nicht weiter darin üben. Wie sollte sie auch Zeit dazu gefunden haben, da sie alle ihre kleinen Geschwister warten und pflegen mußte, wie Frau Hand uns erzählte. Das ist auch ein Vortheil für uns, denn sie hat große Nachsicht mit unsern kleinen Plagegeistern. Erst heute war es, als der wilde, unbändige John Smith so jämmerlich hinfiel, daß Elisabeth hinzusprang, ihn sanft in die Küche trug, und nachdem sie ihm Gesicht und Hände gewaschen, ihn liebkoste und tröstete, wie nur die sorgsamste Mutter es konnte. Ihr größter Vorzug ist jedenfalls ihre Art, mit Kindern umzugehen."

„Du findest stets etwas zu ihren Gunsten hervor."

„Ich müßte mich ja auch schämen, sollte ich nicht irgend ein Lob für Jemand haben, den man immer ungerecht beschuldigt."

Nach einer kurzen Pause begann Selina von Neuem:

„Hast Du schon bemerkt, meine Liebe, in welcher seltsamen Art sie ihr Kleid hinten zumacht, oder eigentlich nicht zumacht, denn nur der oberste und unterste Haken werden befestigt, indessen dazwischen ein —"

„Hiatus valde deflendus. — Mein Himmel! Diese ewigen Unterbrechungen sind kaum zu ertragen! Selina, wie kann ich es ändern, wenn ein armes, fünfzehnjähriges Mädchen noch nicht ein Musterbild der

Vollkommenheit ist, wie wir Alle es natürlich sind — man merkt es nur zuweilen nicht."

Und Hilary erhob sich mißmuthig, ja mehr noch, verzweifelt und trug ihre Bücher und das Licht in ihre kalte, aber ruhige Schlafstube, die Lippen dabei fest zusammenbeißend, damit sie nicht in Versuchung komme, etwas zu erwidern, was Selina „impertinent" genannt haben würde, und was es von einer jüngern Schwester einer älteren gegenüber vielleicht auch gewesen sein möchte. Ich stelle Hilary als kein vollkommenes Wesen hin. Nur durch Kummer und Trübsal wird der Mensch der Vollendung nahe geführt, und Trübsal in der wahren Bedeutung des Wortes war diesem so zärtlich geliebten und sorgsam behüteten Mädchen noch fremd geblieben.

An diesem Abend, als die beiden Schwestern vor dem Einschlafen noch mit einander sprachen — sie hatten stets dasselbe Zimmer getheilt, von der Zeit an, da Johanna, mit dem kleinen, mutterlosen, kränklichen Kinde im Arme, halbe Nächte die Stube durchwandert war, um es so besser in Schlaf zu bringen — an diesem Abend begann Hilary mit einiger Aengstlichkeit von der kleinen Dienerin zu reden.

„Ich fürchte, ich habe Selina heute um ihretwillen schwer beleidigt; aber was bleibt endlich anders zu thun übrig? Selina ist über die Maßen ungerecht — sie verlangt geradezu Unmöglichkeiten. Sie möchte Elisabeth mit einem Male zu einer perfecten Köchin, einem umsichtigen Hausmädchen und einer geschickten Kammerjungfer machen, und dies Alles, ohne daß sie die ge-

ringste Anleitung dazu erhält. Sie fordert die schwersten Leistungen von ihr, ohne einmal abzuwarten, ob sie den Befehl verstanden, und ohne ihr zu zeigen, wie sie ihn ausführen kann. Natürlich starrt das Mädchen sie verdutzt an, und erfüllt entweder ihre Aufträge gar nicht, oder so schlecht, daß sie eine tüchtige Strafpredigt bekommt."

„Hältst Du sie für sehr dumm?" fragte Johanna, wie immer unwillkürlich, an die große Einsicht ihres Lieblings appellirend.

„Elisabeth ist nichts weniger als dumm; sie ist nur sehr unerfahren und unwissend und — Du wirst es kaum glauben — sehr nervös erregt. Selina's ganze Art erschreckt und ängstigt sie so, daß sie ihr gegenüber immer in Verwirrung geräth; mit mir wird sie sehr gut fertig."

„Ja, das ist kein Kunststück, das würde Jedem gelingen" — Johanna, noch immer befürchtend, „das Kind" könne eitel werden, fügte hinzu — „wenigstens Jedem, mit dem Du Dir solche Mühe gäbest, ihn zu belehren. Du glaubst also, daß wir noch etwas Tüchtiges aus Elisabeth machen können? Ihr Probemonat ist morgen zu Ende. Wollen wir sie entlassen?"

„Um vielleicht an ihrer Stelle eine Lügnerin, eine Klatschschwester, wohl gar eine Diebin zu bekommen. Nein, nein, besser ist es, uns bekannte kleine Uebel zu ertragen, als größere heraufzubeschwören. Wir könnten viel schlimmere Mädchen finden, als unsere Südsee-Insulanerin eines ist."

„O, gewiß“, bestätigte Johanna mit einem leisen Schauder.

„Uebrigens fällt mir ein, daß der erste Schritt, welche man bei der Civilisirung der Polynesier that, der war, ihnen Kleider zu geben. Und ich habe außerdem gehört, daß Laster und Lumpen oft Hand in Hand gehen, daß ein Mensch fast unwillkürlich fühlt, er schulde sich selbst und der Gesellschaft ein besseres Betragen, sobald er ein sauberes Gesicht, ein reines Hemd und einen anständigen Rock hat. Wie wär's, wenn wir dieses Experiment bei Elisabeth versuchten? Wie viel alte Kleider besitzen wir wohl?“

Es waren ihrer wenige, denn die Familie Leaf konnte nur das fortgeben, was wirklich für sie unbrauchbar geworden, und das große Talent, alte Sachen wieder neu erscheinen zu lassen, besaß besonders Hilary in hohem Grade. Sie überdachte ihre und Johanna's Garderobe, fand aber nichts, was sie entbehren konnten.

„Und doch, mein Liebling, ein Stück können wir hergeben, denn keinenfalls darfst Du mehr das alte, braune Merinokleid tragen, obgleich Du es so sorglich fortgepackt hast, als solle es zum nächsten Winter noch eine Staatsrobe werden. Nein, Hilary, Du mußt ein neues, wollenes Kleid haben, und folglich kannst Du Elisabeth mit dem alten beglücken.“

Hilary lachte, doch erwiderte sie nichts. Obgleich sie nur eine sehr einfache Garderobe besaß, so war ihr doch jedes Stück werth und lieb. Jedes Kleid hatte seine eigene kleine Chronik zu erzählen; an jedem Anzuge hafteten besondere Erinnerungen, und die Freuden

Annehmlichkeiten, ja selbst die kleinen Schmerzen, welche sie während des Tragens erfahren, erstanden immer von Neuem, so lange nur ein Stückchen des alten Stoffes übrig blieb, und da die lieblichen Erinnerungen bei Weitem überwiegend waren, so trennte Hilary sich schwer von einem alten Kleidungsstücke. Und nun gar das braune Merinokleid, was hatte das Alles mit durchlebt! Zwei Winter war es von ihr getragen worden, als sie bei ihren griechischen und lateinischen Studien an Robert Lyon's Seite saß, und einmal hatte er es wohlgefällig angeblickt und es sogar berührt, indem er sagte, es habe eine hübsche Farbe und er liebe weiche Stoffe zum Anzuge für eine Dame. Der Gedanke, dieses wenn auch abgetragene, doch besonders geliebte Kleid zerschneiden zu sollen, that Hilary so weh, daß sie beinahe geweint hätte.

Was aber mußte Johanna denken, wenn sie sich weigerte, ihren Wunsch zu erfüllen? — und Elisabeth bedurfte so sehr eines Rockes. „Ach, mir scheint, ich werde recht bösartig“, seufzte sie im Stillen.

Eine ganze Weile lag sie schweigend in ihrem Bett, während Johanna davor saß und allerlei Pläne entwarf, wie dieses unglückliche Kleid durch Hinzufügung einer alten Kappe von demselben Zeuge, für die große, eckige Gestalt Elisabeth's passend gemacht werden könne. Sie zergrübelte ihr Gehirn, um einen Ausweg zu finden, bis die jüngste Schwester, nicht ohne eine Kraftanstrengung, ihr zu Hülfe kam und ihr erklärte, wie Rock und Jacke ganz gut daraus herzustellen wären.

„Du bist doch ein kluger Kopf, Hilary; ich wüßte wahrlich nicht, was ich ohne Dich beginnen sollte.“

„Glücklicherweise wirst Du niemals diesem schrecklichen Dilemma ausgesetzt sein. Nun aber gieb mir einen Kuß und gute Nacht!“ —

Ich zweifle nicht, manche Leser werden finden, ich schreibe über kleine, lächerlich geringfügige Dinge und Begebenheiten. Doch ist nicht das ganze Leben aus solchen Kleinigkeiten zusammengesetzt? Und wagen wir es von diesem Mosaikgewebe, dessen Muster wir erst von einer gewissen Ferne klar überschauen können, welches aber die Hand der ewigen Weisheit wob, — wagen wir es, von ihm zu sagen, daß es zu klein und zu gewöhnlich sei?

Viertes Kapitel.

Während ihre besorgten Herrinnen sich über sie und ihre Zukunft beriethen, lag die kleine Dienerin in ihrem Bett und schlief, denn ihre ruhigen, aber lauten Athemzüge, welche durch die dünne Wand hörbar wurden, verkündeten, daß sie sich eines gesunden Schlafes erfreue. Ob Elisabeth, wie Hilary meinte, wirklich zu unwissend und sorglos war, um die entschwindenden Tage und Wochen zu beachten und somit auch den entscheidenden Tag vergessen hatte, oder ob sie, wie Selina behauptete, sich nur um Essen, Trinken und Schlafen bekümmerte, und alles Andere ihr in ihrer Dummheit gleichgültig war, blieb ungewiß; jedenfalls aber konnte man nicht die geringste Sorge oder Angst um ihre Zukunft an ihr bemerken. Sie verrichtete ihre Arbeit wie sonst, und da sie jetzt vertrauter damit geworden, that sie dieselbe vielleicht etwas schneller und besser als früher; aber sie sagte nichts; keine Frage, ob man mit ihr zufrieden sei und sie zu behalten gedenke, trat über ihre Lippen. Sie

war jedenfalls eine sehr schweigsame, wenig demonstrirende Natur.

„Stille Wasser sind tief“ — bemerkte Hilary in Hinsicht darauf.

„Aber es gibt Einrichtungen, die man Abzugskanäle nennt“, entgegnete Johanna. „Wann gedenkst Du mit ihr zu sprechen?“

Das wußte Hilary selbst noch nicht. Sie war heute ungewöhnlich ermüdet von dem anstrengenden Unterrichtgeben und dem Lärm der Kinder, die in Aussicht auf den morgenden Sonntag in erhöhter Stimmung gewesen. Ehe sie die Papierschnitzel und all die kleinen Unordnungen, welche sie immer in der Klasse hinterließen, forträumte, stand sie ein Weilchen am Fenster, ihre Augen an den grünen, lachenden Gefilden und dem fernen Walde weidend, dessen Eingang ein weißes Monument zierte, welches man bei klarem Wetter ganz deutlich unterscheiden konnte, und auf dem Hilary's Blicke selbst während der Schulstunden gern ruhten. Jener Wald, mit der blauen Hügelkette dahinter, gehörte zu dem prachtvollen, einige Meilen entfernten Landsitze eines Edelmannes und war das einzige Stückchen einer wirklich schönen Gegend, das Hilary bis jetzt zu sehen bekommen. In den vorletzten Ferien hatte sie dort mit ihren Schwestern und Askott — und auch Robert Lyon war auf seine ausdrückliche Bitte von der Partie gewesen — einen ganzen langen, wundervollen Herbsttag in fröhlichster Stimmung verlebt. Auch heute fragte sie sich von Neuem, wie sie schon oft gethan, ob ein solcher Tag wohl je wiederkehren würde.

Daß aber der Frühling, der langersehnte, kam, war gewiß; und es trat Hilary, als sie jetzt am Fenster lehnte, zum ersten Male so unabweisbar entgegen. Auf den Feldern grünte die junge Saat, und in den Sammetteppich der Wiesen waren hier und dort weiße Punkte gestreut, welche nach Hilary's Ansicht nur Gänseblümchen sein konnten. O, wie sie wünschte, sie wäre noch nicht zu alt und zu gesetzt gewesen, um wieder, wie einst, über die Landstraße zu laufen, den eingesunkenen Zaun zu überspringen und sich selbst zu überzeugen, ob wirklich die Wiesenblumen schon blühten.

„Ich denke, Johanna — horch, was ist das?"

In diesem Augenblick kam Jemand die Treppe in schnellen Sätzen herab, öffnete die Hausthür und that das, was Hilary vorhin zu thun wünschte.

„Es ist Elisabeth, ohne Hut und Tuch, mit etwas Weißem hinter ihr herflatternd. Wie sie über das Feld fliegt. Sieh nur! Was kann sie vorhaben?"

Doch lautes Schreien aus Selina's Zimmer, in welchem sie schon den ganzen Tag im Bett lag, ließ die erschreckten Schwestern nicht länger an ihr Mädchen denken. Sie eilten hinauf und fanden Selina auf ihrem Lager sitzend, im höchsten Grade erschreckt und erregt.

„Haltet sie auf! Schließt sie ein! Ich bin überzeugt, sie hat den Verstand verloren. Verriegelt die Thür — oder sie kommt zurück und mordet uns Alle!"

„Wer? — Sprichst Du von Elisabeth? War sie hier, und was ist geschehen?"

Aber es dauerte eine geraume Zeit, ehe sie Selina's verwirrte Reden begriffen, endlich wurde ihnen so viel klar, daß Elisabeth zur Bedienung bei der leidenden Schwester gewesen war, und nachdem sie ein in Essig getauchtes Handtuch auf ihren Kopf gelegt, noch manches Andere im Zimmer besorgt hatte.

„Sie ist wohl zu gebrauchen bei einem Kranken (dies Lob von Selina!) und ich versichere Euch, ich sprach sehr mild und freundlich zu ihr über die Pflichten ihrer Stellung, und wie sie sich besser kleiden und höflicher benehmen müßte, wenn sie bei einer guten Herrschaft zu bleiben wünsche. Sie stand in ihrer gewohnten stillen, aber mürrischen Art dabei, ohne ein Wort zu erwidern; den Rücken mir zugewandt, starrte sie aus dem Fenster. Ich sagte eben zu ihr: «Elisabeth, mein Kind» — gewiß, Hilary, ich sprach in meiner freundlichen Weise" —

„Ich bezweifle es nicht, doch fahre fort!"

„Ich hatte sie also in der Art angeredet, als sie sich blitzschnell umwandte, ein reines Handtuch von der Stuhllehne ergriff, das meinige mir vom Kopfe riß, — ja, Johanna, von meinem eigenen Kopf — und davonstürzte. Ich rief sie zurück, aber sie kümmerte sich nicht mehr um mich, als wenn ich statt eines leidenden Menschen ein Stein gewesen wäre. Dabei hatte sie die Thür weit offen gelassen, so daß der Zug mich traf. Mein Himmel, diese Erkältung wird mein Tod werden!" Und Selina brach in jämmerliche Klagen aus.

Die älteste Schwester suchte sie nach besten Kräften zu trösten und zu beruhigen, während Hilary schnell vor

die Hausthür lief, in allen Richtungen hin nach Elisabeth ausspähend, aber nirgends war eine Spur von ihr zu entdecken.

„Es ist höchst unbegreiflich“, sagte sie bei ihrer Zurückkunft. „Was kann dem Mädchen angekommen sein? Du bist ganz sicher, Selina, daß Du nichts äußertest, was sie“ —

„O, ich weiß, was nun folgen soll. Natürlich willst Du mich tadeln. Was nur Unangenehmes im Hause geschieht, daran bin ich schuld. Und vielleicht hast Du Recht. Vielleicht bin ich wirklich ein Hinderniß — eine Bürde — es würde viel besser sein, wenn ich todt und begraben wäre. O, ich wünschte, es wäre erst so weit!“

Wenn Selina auf dies Thema verfiel, dann blieb den Schwestern nichts als Schweigen. Nachdem sie ihre heftige Erregung ein Wenig besänftigt hatten, durchsuchten sie das Haus nach der Entschwundenen, doch vergeblich.

Uebrigens aber war Alles in der Küche in der besten Ordnung, wenigstens so, wie man es eine Stunde vor dem Mittagsessen dort erwarten kann. Das Feuer brannte. Ein Napf mit geschälten Kartoffeln stand auf dem Herde, und die Messer und Gabel lagen zum Putzen bereit. Jedenfalls war Elisabeth's Flucht nicht vorher überlegt worden.

„Es ist Unsinn, daß sie den Verstand verloren haben soll. Sie ist ebenso klar und gesund im Kopfe wie ich“, bemerkte Hilary zu Johanna, die mehr und mehr bedenklich wurde. „Es wäre möglich, daß sie in

einem Anfall von leidenschaftlichem Aerger davongelaufen ist, und dennoch bezweifle ich es wieder. Sie hat eher eine ruhige, etwas mürrische, als heftige Gemüthsart, und dann besitzt sie Vernunft genug, um einzusehen, daß ein solcher Streich sie wahrscheinlich um ihren Dienst bringt."

„Ja, ich fürchte, wir werden sie nun doch entlassen müssen", bemerkte Johanna traurig.

„Warte, und höre, was sie zu ihrer Entschuldigung anführen wird!" bat Hilary. „Gewiß kommt sie in wenigen Minuten zurück."

Aber sie kam nicht, selbst nach einigen Stunden war sie noch nicht wiedergekehrt.

Das Mißvergnügen ihrer Herrinnen wurde jetzt zum wirklichen Aerger, der dann wieder in trüben Ahnungen und Befürchtungen unterging. Selbst Selina hörte auf, die ihr widerfahrene Kränkung stets von Neuem durchzusprechen, sie erhob sich von ihrem Lager, zog sich an, und setzte sich in die Küche zu den Schwestern, die immer noch nach einem Aufschluß über das ihnen räthselhafte Verschwinden ihrer Dienerin suchten. Endlich machte sich Hilary dabei, das Mittagbrot selbst zu bereiten, wie sie es vor Elisabeth's Hiersein gethan, aber keine der Damen hatte Lust und Appetit zum Essen.

Und wieder war es die praktische Hilary, welche, als es schon Nachmittag geworden, dem Zustande der Angst und Ungewißheit, in dem sie schwebten, dadurch ein Ende zu machen suchte, daß sie entschlossen sagte:

„Schwestern, es ist das Beste, wenn ich schnell zu Frau Hand gehe."

Als sie noch mit Johanna überlegte, was sie der Mutter sagen sollte, wenn das unglückliche Kind sich dort nicht vorfände, öffnete sich die Thür, und die Schuldige trat ein.

Doch nicht mit schuldbewußter Miene kam Elisabeth, weit entfernt davon. Sie war sehr erhitzt und athemlos, und wie ihr Haar verwirrt um das Gesicht hing, ihre Schürze zusammengerollt um die Taille lag, machte sie einen sehr unordentlichen und unangenehmen Eindruck; aber ihre Augen leuchteten und ihr Antlitz glühte in freudiger Erregung.

Unter ihrem Arme nahm sie ein Handtuch hervor und sagte schnell:

„Hier ist das eine — das andere — werden Sie zurückbekommen — wenn es gewaschen ist.“

Nachdem sie die Worte mit Mühe hervorgestoßen, lehnte sie sich an die Wand, um Athem zu schöpfen.

„Elisabeth! Wo bist Du gewesen? Wie kannst Du es wagen, in dieser Art fortzulaufen? Dein Betragen ist empörend — geradezu empörend. Johanna, weshalb sprichst Du nicht mit Deinem Mädchen?“ (Wenn die älteste Schwester ihrer Nachsicht und Güte wegen selbst strengem Tadel verfiel, so hieß es stets mit besonderem Nachdruck: „Deine Schwester“ — „Dein Neffe“ — „Deine Dienerin“.)

Aber zum ersten Male gelang es Selina's scharfem Ton und scheltenden Worten nicht, den gewohnten trotzigen Ausdruck in Elisabeth's Gesicht hervorzurufen, und als ihre Herrin sie mit sanfter Stimme fragte, wo sie gewesen sei, antwortete sie ohne Angst und Zögern:

„Ich war am äußersten Ende der Stadt.“

„Am äußersten Ende der Stadt!“ wiederholten die drei Damen, das größte Erstaunen in Blick und Ton bekundend.

„Ja. Aber ich habe mich so geeilt; bin hin und her im Galopp gelaufen; doch es ist ein tüchtiger Weg, und er war sehr schwer, obgleich er nur klein ist.“

„Er! Wer in aller Welt ist dieser Er?“

„Wie dumm von mir, ich vergaß nach seinem Namen zu fragen, aber seine Mutter wohnt in der Thorstraße. Irgend einer ihrer Bekannten sah mich, als ich ihn zum Doctor trug, und er eilte, sie herbeizuholen. Er war fast todt, Fräulein Leaf — wenigstens sagte so der Arzt, doch er wird nun wieder gesund werden; und morgen bekommen Sie Ihr Handtuch rein gewaschen zurück.“

Während Elisabeth in dieser unklaren, verwirrten Art, aber mit ungewöhnlicher Lebhaftigkeit und Energie sprach, schien Johanna immer mehr dem Gedanken Raum zu geben, daß Selina's Befürchtungen begründet seien, und daß das arme Mädchen den Verstand verloren habe. Doch Hilary's größerer Scharfblick zog einen anderen Schluß.

„Vor Allem beruhige Dich, Elisabeth“ — sagte sie mild, doch ernst, und ihre Hand fest auf die Schulter des Mädchens legend, zwang sie dasselbe, sich zu setzen, wobei die zusammengewickelte Schürze niederrollte und große Blutflecken zeigte. Selina schrie bei dem Anblick entsetzt auf.

Jetzt schien Elisabeth zu vermuthen, daß sie etwas

Tadelnswerthes oder mindestens etwas Verdächtiges gethan habe. Die freudige Erregung ihres Wesens schwand schnell dahin, und der mürrische, trotzige Ausdruck, mit dem sie sich zuweilen gegen die Autorität auflehnte, trat wieder in ihrem Gesichte hervor, als Hilary noch zu rechter Zeit begann:

„Nein, nein, wir wollen Dich nicht schelten, aber wir müssen doch die Ursache Deines sonderbaren Thuns wissen.“

Und durch solche und noch manche geschickte Frage erfuhr sie nach und nach den ganzen Vorgang.

Während Elisabeth an Selina's Fenster gestanden, hatte sie drei kleine Knaben beobachtet, die, wie es schien, sich einer damals sehr beliebten Belustigung hingaben, indem sie einem auf der Wiese grasenden Pferde die schönsten und längsten Schwanzhaare auszuziehen versuchten, um Angelschnüre daraus zu machen. Plötzlich sah sie, wie das Thier ausschlug und wie zwei der Knaben fortliefen, während der dritte zu Boden sank und dort regungslos liegen blieb. Mit jenem schnellen Ahnungsvermögen, dessen sie Niemand für fähig gehalten, errieth sie, was geschehen sei, und sie that nun augenblicklich das Einzige und Beste, was unter diesen Umständen thunlich war. Sie ergriff ein Handtuch, eilte schnellsten Laufes über die Felder zu dem unglücklichen Knaben hin, verband seine Kopfwunde so gut es ihr möglich war, und trug ihn zu dem nächsten Doctor, der aber mindestens eine halbe Stunde Weges weit wohnte.

Sie erwähnte es in ihrer Erzählung nicht — und

erst später erfuhren sie es — daß sie das Kind in ihren Armen gehalten, während der Arzt die Wunde untersuchte und verband, die so schrecklich aussah, daß des Knaben Mutter ohnmächtig wurde. Auch daß sie ihn später noch nach Hause getragen, ihn zu Bett gebracht und erst verlassen hatte, als er wieder bei Besinnung war, erzählte sie nicht.

Auf Johanna's besorgte Frage, ob sie sehr angegriffen sei, erwiderte sie:

„Meine Arme schmerzen mich ein Wenig; er war kein Wickelkind mehr — mochte wohl schon zwölf Jahre alt sein, aber er war sehr klein für seine Jahre. — Und er sah gerade aus, als ob er todt sei — und blutete so schrecklich.“

Bei dieser Erinnerung wurde das Mädchen momentan sehr bleich und zitterte sichtlich. Johanna holte aus dem Speiseschranke ihre einzige Flasche Wein, die nur in seltenen Fällen und dann als Arzenei gebraucht wurde.

„Trink dies, Elisabeth“, sagte sie, ihr ein Gläschen füllend. „Und dann wasche Dich und iß Dein Mittagbrot, wir werden später weiter mit Dir reden.“

Das Mädchen schaute sie mit einem langen, ernsten Blick an, in dem sich ein maßloses Erstaunen ausdrückte und fragte:

„Habe ich etwas Unrechtes gethan, Fräulein?“

„Das sagte ich nicht. Aber trinke jetzt und sprich nicht, Kind!“

Elisabeth gehorchte; dann verschwand sie in die Hinterküche und kam bald mit sauberen Händen, ge-

ordnetem Haar und einer reinen Schürze wieder, um ihre Nachmittagsarbeiten zu verrichten, als ob nichts vorgefallen sei.

Die Unterredung, welche ihre Herrin ihr für später angekündigt, erfolgte nicht. Was hätte sie ihr sagen, weshalb sie tadeln sollen? Ohne Zweifel war nach dem strengen Buchstaben des Gesetzes durch ihr seltsames Fortlaufen die Hausordnung von dem Mädchen verletzt worden, aber andererseits hatte sie ein höheres Gesetz dabei erfüllt, das — der Barmherzigkeit, wie Hilary in glänzender Vertheidigungsrede bewies. Nicht weniger hatte sie durch ihre Handlungsweise Muth, Entschlossenheit, praktische Einsicht und vor Allem Selbstlosigkeit an den Tag gelegt.

„Und ich möchte wissen“, fuhr Hilary immer wärmer werdend fort, „ob das nicht gerade die Eigenschaften sind, welche zum Helden befähigen.“

„Wir brauchen aber keinen Helden, sondern eine Magd, die unsere Hausarbeit thut.“

„Ich will Dir sagen, Selina, was wir brauchen — eine Frau, oder besser, ein Mädchen mit den Anlagen, eine gute, brave Frau zu werden. Finden wir das, so wird alles Andere später kommen. Ich meines Theils behalte lieber dieses rauhe, unerzogene Kind mit dem warmen Herzen, das so viel Gewissenhaftigkeit, Treue und Wahrheitsliebe besitzt und außerdem heute Selbstbeherrschung und Aufopferung bewies, als daß ich die gewandteste, erfahrenste Dienerin statt ihrer haben möchte. Mein Rath ist — laßt sie hierbleiben.“

Hierdurch wurde die Sache entschieden; denn es war

ein merkwürdiges Factum, daß der „Rath" der jüngsten Schwester stets von der Familie, ob unwillkürlich oder bewußt, wie ein Ukas betrachtet ward.

Nachdem Elisabeth das Theezeug hereingebracht hatte, was sie heute mit einer ganz besonderen Sorgfalt that, wahrscheinlich weil sie wünschte, die Erinnerung an ihr seltsames Verschwinden durch ein erstaunlich gutes Betragen vergessen zu machen, rief ihre Herrin sie zu sich heran und fragte, ob sie wisse, daß heute ihr Probemonat zu Ende sei?

„Ja, Fräulein." Diese Antwort wurde von der gewohnten Verneigung begleitet, die ein Mittelding zwischen dem tiefen, förmlichen Knix, den ihre Mutter zu machen pflegte und der noch aus alter Zeit herstammte, und jener kurzen Verbeugung war, welche jetzt in der Volksschule üblich; und weitere Erfahrungen hatte Elisabeth Hand in Betreff guter Manieren noch nicht gesammelt.

„Wenn Du Dich nicht ohne Erlaubniß entfernt hättest, würde ich heute Morgen zu Deiner Mutter gegangen sein. Ja, als Du zurückkehrtest, wollte Fräulein Hilary sich eben zu ihr begeben, freilich in anderer Absicht als der, welche mich heute Morgen hingeführt hätte. Indessen hoffe ich, das wird nicht wieder geschehen."

„Was?" fragte Elisabeth.

Johanna zögerte mit der Antwort und blickte verlegen auf ihre Schwestern. Für ihre schüchterne Natur war es stets eine schwere Aufgabe, die Sprecherin in der Familie zu sein, und diese Zaghaftigkeit machte es

ihr nicht minder peinlich, die Scheidewand zu durchbrechen, welche zwischen ihr, einer feingebildeten Dame in schon vorgerückten Jahren und diesem jungen, gewöhnlichen Mädchen der dienenden Klasse zu bestehen schien. Sie beklagte es häufig, daß sie, trotz der freundlichsten Gesinnungen gegen Elisabeth, oft nicht wisse, wie sie mit ihr sprechen, sich ihr verständlich machen solle. So war es auch heute — aber Hilary kam ihr zur Hülfe.

„Fräulein Johanna meint", begann Hilary, „daß, da vermuthlich nicht täglich kleine Knaben dort auf der Wiese halb getödtet werden, sie auch fest überzeugt ist, daß Du nicht wieder wie heute Morgen das Haus auf so sonderbare Weise verlassen wirst. Sie nimmt ferner an, daß nur eine so wichtige Ursache, wie die Verwundung des Kindes, Dich bestimmen konnte, uns Alle solchem Schreck und solcher Angst auszusetzen. Ohne ein derartiges Ereigniß wirst Du gewiß nicht wieder so handeln. Versprichst Du das?"

„Ja, Fräulein Hilary."

„Nun, so vergeben wir Dir hiermit von Herzen die Sorge, in der wir Deinetwegen geschwebt haben; ja" — denn trotz Selina's warnender Zeichen fühlte Hilary, daß sie noch nicht freundlich genug gewesen sei — „ja, Elisabeth, wir loben Dich sogar für Dein warmes Mitgefühl bei Anderer Leiden. Und wenn Du bei uns bleiben willst und uns versprichst, Dir immer mehr Mühe zu geben, unsere Anforderungen zu erfüllen, so sind wir bereit, Dich in unserem Dienst zu behalten."

„Dank Ihnen, Madame — vielen Dank, Fräulein Hilary! Ja, ich bleibe.“

Sie sagte weiter nichts, aber ein tiefer Seufzer, als ob sie von schwerer Sorge befreit sei, entstieg ihrer Brust, und dann ging sie geschäftig in ihre Küche zurück.

Aus diesem Seufzer schloß Hilary, daß sie Alle dem Mädchen doch nicht so gleichgültig wären, wie es den Anschein gehabt.

„Jetzt aber müssen wir an ihre Kleidung denken“, begann Johanna, die auch zufrieden schien, daß der große, entscheidende Moment vorüber war. „Du weißt, was wir verabredeten, Hilary, und wir haben keine Zeit zu verlieren. Wie wäre es, wenn Du gleich Dein braunes Kleid herunterholtest?“

Wortlos entfernte sich Hilary.

Es giebt für alle Menschen, selbst für die, welche in der innigsten Familiengemeinschaft leben, welche nicht nur durch die Bande des Blutes, sondern durch freiwillige Liebe und Sympathie verbunden sind, Stunden und Zeiten, in denen die Einsamkeit, in der wir Alle in der Tiefe unseres Wesens leben und leben müssen, sich mit schmerzlichem Druck auf unser Herz legt. Johanna mußte viele solcher Stunden gekannt haben, als Hilary noch ein Kind war, und diese durchlitt jetzt solche schwere Momente.

Sie entfaltete das braune Kleid und nahm aus seiner Tasche, einem sicheren Versteck, ein kleines Erinnerungszeichen an jenen glückseligen Herbsttag.

„Liebes Fräulein Hilary! Morgen komme

ich, mich Ihnen bei dem Spaziergange anzuschließen.

Ihr treuer Robert Lyon."

Das war das einzige Briefchen, welches sie jemals erhalten. Er schrieb noch immer regelmäßig, und jetzt, da Askott in London war, noch häufiger — doch nur an Johanna. Hilary las die einfachen Zeilen stets von Neuem, überlegte dann, wo sie das Zettelchen nun bergen solle, damit Johanna es nicht finde, und machte sich dann wieder Vorwürfe, daß sie vor dieser theuren Schwester, die sie mit Mutterzärtlichkeit umfaßte, ein Geheimniß haben wolle.

„Aber trotzdem liebe ich sie so innig, nichts kann je dieses Gefühl vermindern. Sie glaubt, ich sei ganz glücklich, und vielleicht bin ich es auch; und doch — o, wenn ich ihn nur nicht so sehr vermißte!"

Und das schmerzliche, schmerzliche Sehnen, das sie zuweilen erfaßte, kam jetzt wieder über sie. Wir wollen sie darum nicht tadeln! Gott, der uns zum Leben rief, legte auch dieses Wünschen und Sehnen in unser Herz. Er erschuf auch die Liebe, nicht nur die verwandtschaftliche Zuneigung und Zärtlichkeit, sondern die Liebe; die Nothwendigkeit, ein zweites Wesen zu suchen und zu finden, welches die andere Hälfte unseres Ich ist und dieses erst zu einem vollen Ganzen macht, welches uns Ruhe, Kraft und Glück bringt, dasselbe Streben mit uns theilt, und unsere innige Hingabe durch gleiche Zärtlichkeit lohnt, wie von allen Menschen nur gerade dieser eine es vermag. Vielleicht wird diese Liebe selbst

in wenigen Ehen gefunden, und gewiß kann man ohne sie leben.

Johanna hatte bewiesen, daß man es konnte. Aber sie nahte sich nun schon dem stillen Herbste ihres Daseins, und die zwanzigjährige Hilary stand in der Blüthezeit, im Lenze, da es keimt und wogt und sehnsuchtsvoll tönt, sowohl in der Natur als im Menschenherzen; und ein langes, langes Leben lag vor ihr. Armes Kind! Wir wollen sie nicht tadeln!

Sie war durchaus nicht sentimental, ihre ganze Natur neigte entschieden zum Frohsinn, ja sogar zu Lachen und Scherz. Auch jetzt überwand sie schnell diese Regung trauervoller Sehnsucht, und als sie bald darauf mit der Scheere in der Hand bei dem braunen Kleide stand, ihren Schwestern vordemonstrirend und es thatsächlich beweisend, wie leicht es sei, aus wenig viel zu machen, da ahnten sie nicht, wie noch vor ganz kurzer Zeit diese hellen, fröhlichen Augen, die des Hauses Sonnenschein waren, durch Thränen umwölkt gewesen.

„Welche namenlose Mühe Du Dir giebst“, bemerkte Selina. „Ich an Deiner Stelle würde Elisabeth das Kleid schenken, sie könnte dann sehen, wie sie es passend machte.“

„Ich habe stets gefunden, daß es mir selbst doppelt so viel Mühe verursacht, wenn ich von Menschen etwas erwarte und fordere, was sie geradezu nicht leisten können, Selina. Beweise mir, wie ein Kind, welches noch nicht vernünftig mit Nadel und Scheere umgehen kann,

sich selbst einen Anzug fertigen soll, und ich will gern von meiner Ansicht abstehen."

„Ja, Hilary", begann Johanna, wieder eines jener Wortgefechte zwischen den Beiden befürchtend — „Selina hat Recht; wenn Du Elisabeth nicht lehrst, ihre Kleider selbst zu machen, wie soll sie je damit zu Stande kommen?"

„Johanna, Du bist die Weisheit in Person — und die Ordnungsliebe obenein; Du kannst es nicht sehen, wenn die Wohnstube mit Fleckchen Zeug bestreut wird; und deshalb willst Du mich heute Abend los werden. Gut, ich gehe! Gieb mir den Arbeitskorb und das Bündelchen her — ich verschwinde nach der Küche, um dort unserer „Südsee-Insulanerin" den ersten Unterricht in der edlen Kunst des Schneiderns zu ertheilen. Gehabt Euch wohl!"

Aber das Schicksal hatte beschlossen, daß Hilary's gute Absicht sich heute noch nicht erfüllen sollte.

Sie fand Elisabeth nicht, wie es jetzt meist ihre Gewohnheit war, immer thätig arbeitend und umherschaffend, wie alle die fleißigen Menschen thun, welche noch nicht eine richtige Eintheilung ihrer Zeit gelernt haben — auch nicht, wie es zuweilen vorkam, am Heerde kauernd, halb im Schlafe, nein, heute saß sie in aller Form vor einem Tische. Vor ihr stand das flackernde Licht und ein Tintefaß aus der Schulstube; eine Feder, nebst einem Stückchen zerknitterten Papieres lagen dabei. Aber sie schrieb nicht. Sie hatte den Kopf in ihre Hände gestützt, und nicht nur ihre Miene, ihre ganze Stellung drückte Muthlosigkeit, ja Verzweiflung aus;

dabei war sie so in sich versunken, daß sie Hilary's Kommen gar nicht bemerkte.

„Ich wußte nicht, daß Du schreiben kannst, Elisabeth."

„Ich kann es ja auch nicht." Diese Antwort wurde im kläglichsten Tone ertheilt. „Nein, es geht gar nicht mehr — ich habe Alles verlernt — die Buchstaben wollen sich nicht zueinander fügen."

„Laß einmal sehen!" Hilary bedurfte ihrer ganzen Willenskraft, um ernsthaft zu bleiben bei dem Anblick dieses originellen Gekritzels. Das mit Tintenflecken bedeckte Papier sah aus, als ob eine Kreuzspinne, welche vorher dem Tintefaß einen Besuch abgestattet, dann auf dem weißen Raume die verschiedensten Evolutionen ausgeführt hatte. „Was wolltest Du denn schreiben, Elisabeth?"

Bei dieser Frage erröthete das Mädchen tief, antwortete aber offen wie immer:

„Die Mutter jenes Knaben, Frau Cliffe, wünschte, daß Jemand ihrem Manne, der in Birmingham arbeitet, den Unfall schreiben möchte, und ich erbot mich dazu. Ich habe es in der Volksschule gelernt, aber Alles wieder vergessen. Fräulein Selina hat doch Recht, wenn sie stets behauptet, ich tauge zu gar nichts."

„Nun, nun, so schlimm ist es nicht. Gräme Dich nicht, mein Kind!" Denn in des Mädchens Stimme zitterten Thränen. „Manche sehr tüchtige Menschen konnten nicht schreiben. Aber ich sehe nicht ein, weshalb Du es nicht lernen kannst. Soll ich es Dich lehren?"

Starres Staunen und grenzenlose Dankbarkeit leuchteten aus Elisabeth's Augen, aber sie sagte nur:

„Wie gütig Sie sind, Fräulein Hilary!“

„Schon gut. Ich bringe Dir hier eines meiner alten Kleider und wollte Dir zeigen, es für Dich passend zu machen, doch statt dessen werden wir nun eine Schreibestunde haben. Setze Dich und laß mich sehen, was Du noch kannst!“

In einem Zustande nervöser Aengstlichkeit, der Hilary Mitleid einflößte, nahm Elisabeth die Feder. Entsetzliche Striche und Figuren, Buchstaben vorstellend, kamen zu Tage, zahllose Kleckse folgten, und endlich — o, Unglück! — fiel sogar das Tintefaß um, eine schwarze Fluth verbreitend, welche Herrin und Dienerin von ihren Sitzen emporschreckte, wobei Hilary froh war, daß sie ihr gutes Kleid schon mit einem schlechteren vertauscht hatte, wie die drei Schwestern es Abends stets aus Sparsamkeit thaten.

Als Elisabeth sah, was ihre Ungeschicklichkeit angerichtet, war sie nicht nur bestürzt, sondern vor Beschämung ganz zu Boden gedrückt.

„Nein, nein, Fräulein Hilary, selbst Sie vermögen mir nichts beizubringen“, stammelte sie in Verzweiflung. „Ich bin zu dumm; ich muß es aufgeben.“

„Thorheit, Elisabeth!“ Und die energische, fröhliche kleine Dame blickte ernst und lange in das umwölkte Gesicht des Mädchens, das halb Kind, halb Jungfrau war, bis etwas ihres eigenen Geistes sich dort wiederzuspiegeln schien. Ob das Ereigniß des Morgens Elisabeth zu regerem Leben erweckt, ob ihrer Herrinnen

Güte ihr Herz gerührt hatte, und bei ihr, wie bei den meisten Frauen, das Herz der Schlüssel zur schlummernden Intelligenz war, oder ob endlich der Einfluß, den die veränderte Lebensweise auf sie ausübte, die Wirkung hervorgebracht — gewiß ist es, daß Hilary bis jetzt nie bemerkt hatte, welches kluge Gesicht ihre kleine Dienerin besaß, wie der gut geformte Kopf und die reine Stirn Verstand andeuteten, und wie in den tiefliegenden, grauen Augen sich warmes Gefühl, ja zärtliche Innigkeit ausdrückten.

„Thorheit, Elisabeth!" wiederholte sie noch einmal. „Du mußt nie daran denken, eine gute, nützliche Sache, sei sie noch so schwer, aufzugeben. Ich würde es niemals thun. Wir wollen einen anderen Weg einschlagen, und wie ich es mit meinen kleinen Schülern mache, bei dem Anfange beginnen. Warte, ich werde ein Vorschriftenbuch aus der Schulstube holen!"

Hilary belustigte ihre Schwestern durch eine Beschreibung dessen, was sie ihre neu errichtete „Polynesische Academie" nannte; dann aber lief sie schnell zu Elisabeth zurück und begann die rauhe, grobe Hand des Mädchens durch die ersten Mysterien der Kaligraphie zu leiten.

Es würde eine Unwahrheit sein zu behaupten, daß dies eine leichte Aufgabe gewesen. Es wird schon durch die Natur bedingt, daß der Gebrauch von Fähigkeiten, welche durch ganze Generationen hin nicht geübt worden sind, im Anfange schwer fällt. Die Annahme, daß der Sohn eines Arbeiters, der sich dem Studium widmen will, dieses Ziel nicht mit größerer Mühe und

mehr Hindernissen erreicht, als ein Sohn der höheren, gebildeten Stände, dem ganz unbewußt schon von der Wiege an eine gute Erziehung zu Theil wird, — diese Annahme ist ein großer Irrthum. Darum alle Achtung vor denen, welche den Versuch machen, selbst wenn sie nur langsam fortschreiten zur höchsten und sichersten Vervollkommnung — der Selbstveredlung und Selbstbildung.

Und auch Elisabeth hatte Anspruch auf diese Achtung.

„Sie stellt sich ungeschickt genug an“, sagte Hilary, nachdem die erste Stunde vorüber war, „aber sie besitzt eine fabelhafte Ausdauer, die ich geradezu bewundere. Sie bespritzt sich die Finger, die Nase, die Schürze mit Tinte, doch es kümmert sie nicht — nur immer vorwärts in ihrer Arbeit. Dabei hat sie das Gute, bei einer Sache zu bleiben; erst nachdem sie mehrere Seiten mit A beschrieben und dieses nun genügend machte, verlangte sie zum B überzugehen. Ja, ja, es wird schon werden mit ihr.“

„Ich hoffe, sie wird ihre Arbeit darüber nicht vernachlässigen“, bemerkte Selina scharf. „Ich kann es nicht so besonders segensreich nennen, daß Du nun auch noch anfängst, Elisabeth schreiben zu lehren, da sie und wir doch alle Hände vollauf zu thun haben.“

„Das ist es“, entgegnete Hilary nachdenklich. „Ich weiß selbst nicht, wie ich Zeit finden soll, sie zu unterrichten, und Abends, wenn sie ihre Arbeit gethan hat, ist sie so müde, daß sie mit der Feder in der Hand einschlafen wird — ich selbst habe es früher nicht besser gemacht.“

Hilary dachte jener Zeit, als sie so besonders eifrig strebte, ihren Geist zu bilden, um einem anderen Geiste, den sie so hochachtete, nicht zu sehr nachzustehen; da hatte sie, nachdem sie ihr schweres Tagewerk beendet, noch spät Abends begonnen, sich selbst zu unterrichten; und obwohl sie mit ihrer ungewöhnlichen Willenskraft die Müdigkeit und Abspannung besiegte, so wußte sie wohl, wie schwer eine solche Aufgabe ist. Sie sagte oft zu Johanna, sie begriffe es vollkommen, daß der geistige Fortschritt (dieser Ausdruck kam damals gerade auf) bei der arbeitenden Klasse langsam sei, und wie schwer es für die Lehrer der Handwerkervereine sein müsse, neue Ideen, klares Verständniß in die Köpfe Derer zu bringen, welche durch übermäßig harte körperliche Arbeit stumpf und beschränkt geworden waren.

„Wie wäre es, wenn ich meine «Polynesische Academie» Sonntags hielte?" fragte Hilary plötzlich und blickte Johanna an, ihre Meinung zu erfahren.

Nun waren die beiden ältesten Schwestern Landfräuleins nach der guten, alten Art, die in einer Zeit schon gelebt hatten, da die Worte Sonntagsfeier und Sonntagsentheiligung in der englischen Sprache noch gar nicht vorkamen. Sie vergaßen nie, daß der Sabbath heilig gehalten werden solle, und sie richteten es stets so ein, daß er für das ganze Haus ein Tag der Ruhe war. Am Morgen gingen sie Alle regelmäßig zur Kirche, Hilary und Selina zuweilen auch noch am Abend. In den Nachmittagsstunden hatten sie gewöhnlich einen Spaziergang durch die Felder unternommen, hauptsächlich wegen Askott, um ihn von schlechter Gesellschaft

fern zu halten und in seinem Inneren höhere und bessere Gedanken und Gefühle anzuregen, als sein sonntägliches Lieblingsvergnügen, auf der Mauer zu sitzen und Steine nach einem bestimmten Ziele zu werfen, darin erwecken konnte. Als er das Haus verlassen hatte, wurde Elisabeth's Wohl in das Auge gefaßt, und es schien den Damen das Beste, sie alle Sonntagnachmittag zu ihrer Mutter zu schicken, doch mit der bestimmten Weisung, Abends acht Uhr wieder daheim zu sein; und von da an bis zum Zubettgehen gab es noch zwei volle Stunden, welche besser benutzt werden konnten, als sie zu verschlafen, wie das junge Mädchen es meist that.

„Ich möchte wohl wissen", begann Hilary, das Resultat ihres langen Nachdenkens laut werden lassend, „ob am Tage zu schlafen nicht ebenso gut ein Bruch der Sonntagsfeier ist, als schreiben zu lernen. Was meinst Du, Johanna?"

Die einfache, gottesfürchtige Johanna, der das Glauben und Lieben eben so natürlich war, wie das Athemholen, hatte sich nie den Kopf mit derartigen Fragen zerbrochen. Auch jetzt lächelte sie mild und zustimmend. Aber Selina wurde sehr aufgebracht. Schreibunterricht zu ertheilen an einem Sonntag, die alltägliche Arbeit in den heiligen Ruhetag hineinzuziehen, etwas zum eigenen Vergnügen da vorzunehmen, schien ihr sündhaft. Von solchen Dingen war niemals früher im Hause die Rede gewesen. Was man auch von der Familie Leaf sagen konnte, das mußte man ihr wenigstens nachrühmen, sie habe nimmer den Feiertag entheiligt. Niemand könne behaupten, daß selbst Henry" —

Hier hielt Selina in ihrem Redestrome plötzlich inne. —

Als das Gespräch wieder aufgenommen wurde, kam Hilary, welche Anfangs halb belustigt, halb geärgert war, auf ihr Vorhaben mit großem Eifer zurück.

„Ich könnte Dir erwidern, Selina, daß Schreiben nicht Elisabeth's tägliche Arbeit ist, und daß sie zu unterrichten gerade nicht zu meinem persönlichen Vergnügen geschieht, doch ich will mich nicht auf Wortsticheleien einlassen. Die Frage ist, was heißt: «Du sollst den Feiertag heiligen?» *) Ich behaupte — und ich bleibe bei meiner Ansicht — ihn zu einem Tage der Ruhe, stiller, glückseliger Freudigkeit zu machen, nach der Mühsal der arbeitsschweren Woche zu einem Tage der Andacht und Gottesverehrung, die man aber nicht nur durch Kirchengehen, sondern auch dadurch beweist, daß man soviel Gutes thut als möglich, das heißt den Feiertag heiligen. Und deshalb habe ich die Absicht, Elisabeth Sonntags zu unterrichten."

„Sie wird es niemals in dem rechten Sinne auffassen und es als «Arbeit» betrachten."

„Und wenn sie das selbst thut, so scheint mir arbeiten religiöser als faullenzen. Mir ist, als wenn ich

*) Die Verfasserin dieser Geschichte wünscht ausdrücklich zu erklären, daß sie allein für die Ansichten, welche darin ausgesprochen sind, verantwortlich ist. Jedem wahrhaften, treuen Christen, der ihre Meinung nicht theilen sollte, kann sie nur erwidern, daß anders zu schreiben, als man nach seiner gewissenhaftesten religiösen Ueberzeugung glaubt, geradezu unmöglich ist.

weniger sündigte, wenn ich Sonntags in Feld und Garten meine Kartoffeln bestelle, oder in meiner Stube Strümpfe stopfe, als wenn ich, wie manche Leute, den Sonntag dadurch feiere, daß ich, wie sie, schöngeputzt zur Kirche gehe, dann ein sehr kostbares Mittagessen einnehme, nun bei einem Buche einnicke, oder wohl ganz regelrecht den Tag, an dem so viel Gutes gethan werden konnte, verschlafe.

„Still, Kind!“ ermahnte Johanna; denn Hilary's Wangen brannten und ihre Stimme klang heftig erregt. In dem Feuer der Jugend nahm sie das Ganze wieder zu stürmisch und ging in ihrer Abneigung gegen Formeln und leere Gebräuche vielleicht, wie ihr zuweilen geschah, etwas zu weit. „Ich denke“, fügte die älteste Schwester hinzu, „daß wir uns um uns selbst und nicht um Andere bekümmern müssen. Laß uns die Sonntagsfeier begehen, wie es mit unserem Gewissen übereinstimmt; nur würde ich mich stets in Acht nehmen, etwas zu thun, was die Gefühle meiner Nachbarn verletzte.“

Hilary blickte in das sanfte, liebe Antlitz der Sprechenden, und alsobald schwand der Ausdruck ärgerlicher Erregung aus ihren Zügen.

„Soll ich mein Vorhaben aufgeben?“ fragte sie weich.

„Nein, mein Liebling. Es ist ganz nach Gottes Gebot, am Sonntage Gutes zu thun; und ein armes, unwissendes Kind zu unterrichten, ist ein gutes Werk. Erkläre ihr das nur auf die rechte Weise, so wird nichts Uebles davon herkommen.“

„Sie wird es aber niemals richtig verstehen, sie ist ja doch nur eine Magd“, bemerkte Selina mürrisch. „Dessenungeachtet will ich den Versuch wagen.“

Hilary vermochte nicht zu bestimmen, wie weit es ihr gelang dem Fassungsvermögen des jungen, schlichten Mädchens die eine große Frage klar zu machen, in der so viele wichtigen Punkte sich vereinigen, die Frage — ob dem Buchstaben oder dem Geiste des Gesetzes, dem strengen Gebote der Pflicht oder dem milderen der Liebe zu folgen sei. Und während sie darüber sprach, öffneten sich ihr selbst solche Tiefen der Weisheit, solche Schätze des Reichthumes in Beziehung auf dieses Thema, daß sie unwillkürlich von scheuer Ehrfurcht erfaßt davor zurückbebte und sich verwunderte, wie ein armes, kurzsichtiges Menschenkind es überhaupt wagen könne, über solche Dinge zu sprechen und zu disputiren.

Das Eine aber war gewiß, Elisabeth begriff die Güte ihrer Herrin. Sie stand an Hilary's Seite und blickte auf die kleine, zarte Hand, welche die ihrige so sorgsam in den ersten Schreibestunden geführt hatte, und die nun immer neue Vorschriften für sie anfertigte. Endlich sagte sie:

„Welche Mühe Sie sich mit mir geben; und ich bin doch nur ein armes, einfältiges Mädchen, während Sie eine kluge, feine Dame sind! Wie gütig das von Ihnen ist!“

Hilary war momentan um eine Antwort verlegen. Sie konnte nicht ableugnen, daß sie „gütig“, noch daß sie „eine Dame“ war; und jedenfalls bestand zwischen ihr und Frau Hand's ungebildeter Tochter ein unver-

kennbarer Unterschied. Daß Elisabeth dies einsah, bezeigte sie durch die zunehmende Ehrerbietung ihres Betragens, das immer achtungsvoller wurde, jemehr sie sich selbst vervollkommnete. Dennoch widerstritt es Hilary's gutem Herzen, sie mehr als nöthig fühlen zu lassen, welche Kluft zwischen ihnen war und immer sein würde; nicht einmal so sehr der Abstand zwischen Herrin und Dienerin (und selbst das Bestehen dieses Verhältnisses ist recht und von Gott verordnet) als vielmehr noch die Kluft zwischen dem Klugen und dem Unwissenden, dem Hochgebildeten und dem Gewöhnlichen. Nach kurzem Nachdenken sagte Hilary deshalb:

„Nun, Elisabeth, Du hast es stets in Deiner Macht, meine «Güte», wie Du es nennst, zu vergelten; je klüger und brauchbarer Du Dich zeigst, desto nützlicher bist Du mir, je besser Du wirst, je lieber werde ich Dich haben."

Die Angeredete lächelte. Vor diesem sonnigen, strahlenden Lächeln verschwand fast die Unschönheit ihrer Gesichtszüge und sie wurden geistig durchleuchtet, so daß man sie nichts weniger als häßlich nennen konnte.

„Einst vor langen, langen Jahren", fuhr Hilary fort, „da England noch sehr verschieden von seiner jetzigen Gestaltung war, pflegten die englischen Damen viele Frauen um sich zu haben, die sie schon als ganz junge Mädchen, fast noch als Kinder, in ihr Haus nahmen und für ihren Dienst und zu ihrer Annehmlichkeit erzogen. Sie lehrten sie kochen, spinnen, nähen, singen, und vielleicht auch — nur waren die Damen damals

selbst noch sehr mangelhaft gebildet — lesen und schreiben. Sie verbrachten jeden Tag mehrere Stunden im Kreise dieser ihrer dienstbaren Gefährtinnen, und da man nur der Gesellschaft sich erfreuen kann, die wenigstens etwas mit unseren Neigungen sympathisirt, so möchte man annehmen —"

Hilary schwieg plötzlich still; denn sie wurde inne, wie ihr Gedankenflug sie unerreichbar hoch über Elisabeth's Begriffe geführt habe, und daß es wohl besser sein möchte, ihre Theorie für sich zu behalten und sie nur praktisch zu Tage zu bringen.

„Und siehst Du, Elisabeth, wenn ich nun einen Theil meiner Zeit dazu anwende, Dich zu belehren, so mußt Du mir auch nach und nach solch eine treue, dienstbare Gefährtin werden, die mir näher steht als nur eine Dienerin."

„O, ich will Alles, Alles werden, was Sie wünschen, Fräulein Hilary!"

Diese Antwort wurde mit einer fast leidenschaftlichen Innigkeit gegeben, daß die junge Gebieterin darob erstaunte.

„Ich glaube wirklich, das Mädchen gewinnt mich lieb", sagte sie halb lachend, halb gerührt zu Johanna. „Ist dem so, dann werden wir in jeder Beziehung rasch vorwärts schreiten. Es ist gerade wie bei Deinen Schulkindern, wir müssen erst die Herzen gewinnen, ehe wir auf ihren Verstand wirken können. Nun mag zwar Elisabeth's Kopf etwas schwer von Begriffen sein, aber ich glaube, sie hat mich lieb."

Johanna lächelte; doch um keinen Preis hätte sie eingestanden — das Kind konnte zu eitel werden — daß dieser Umstand für sie durchaus nichts Ueberraschendes habe.

Fünftes Kapitel.

Ein Hausstand, welcher nur aus Frauen besteht, hat seine Licht- und Schattenseiten. Er kann leicht zu einem etwas einseitigen Urtheile führen, das nach dem eigenen beschränkten Horizonte der kleinen Häuslichkeit den Maßstab an die Vorgänge der Außenwelt legt, auch eine gewisse Aengstlichkeit und Zimperlichkeit im Fühlen und eine zu große Wichtigkeit kleinen, unbedeutenden Dingen eingeräumt, werden meist darin zu finden sein. Auf der anderen Seite herrscht aber in dieser engen Sphäre oft ein solcher Friede, ein Hauch so veredelnder Reinheit, ein großmüthiges Dulden und eine Fülle der Güte und Zärtlichkeit, wie das andere Geschlecht es kaum für möglich halten wird und schwerlich begreifen und genug zu würdigen vermag. Die Männer wollen nicht glauben, was doch eine Wahrheit ist, daß wir besser „alleinstehen" können als sie; daß wir leichter und mit geringerem Nachtheil ohne sie fertig zu werden vermögen, als sie ohne uns; daß wir wohl befähigt sind, sowohl für unsere ernsten Lebenspflichten als für unsere In-

teressen und Annehmlichkeiten zu sorgen, und dies oft besser als sie es können, daß wir, um es kurz zu fassen — so seltsam es auch klingen mag — mehr selbstständige Unabhängigkeit und Kraft zum Alleinstehen besitzen als sie.

Natürlich ist das wahre, das volle, höchste Leben nur in der Vereinigung von Mann und Frau zu finden, Niemand wird wahnsinnig genug sein, das zu bestreiten. Ich spreche nur von der Existenz, welche an seiner Stelle besteht und in dieser Zeit der Ehelosigkeit immer mehr um sich greift, und aus der die arme Menschheit nun das Beste zu machen hat, und zwar oft etwas so Gutes schafft, das dem Vorzüglichsten nach weltlichen Begriffen weit vorzuziehen ist. Gewiß möchte manche in geräuschvollem Treiben lebende, große, reiche Familie, die hier und dort Kränkungen und Täuschungen erleidet oder durch die kalten Förmlichkeiten ihrer Verhältnisse erstarrt und beengt ist, die ruhige, bescheidene, unaussprechlich gemüthliche Häuslichkeit der drei unverheiratheten Schwestern ihnen beneidet haben, deren einzige Prüfung Armuth war, deren größter Kummer in dem bestand, was sie doch schon lange so geduldig trugen: der armen Selina „Eigenheiten“.

Ich bin überzeugt, es war sehr gut für Elisabeth Hand, daß ihr erster Dienst, nachdem sie die Heimath verlassen, sie in diesen nur aus Frauen bestehenden, regelrechten, einfachen Haushalt führte, in welchem weder Unordnung noch Verschwendung herrschte. Es wurde heilsam für sie, daß während ihrer Herrinnen beschränkten Verhältnisse ihr manche Genüsse versagten, deren

die Dienerschaft reicherer Häuser sich erfreut, sie auch die geringen Annehmlichkeiten und Vorzüge des kleinen Hauswesens noch mit besonderer Sorgfalt im Auge haben mußte. Dadurch ward Elisabeth zu einem „Gliede der Familie“, deren Interessen nach und nach ihre eigenen wurden. Von den wenigen kleinen Luxusartikeln an Speisen, die in Obst, Kuchen und eingemachten Früchten bestehend, von den Eltern einiger Schüler an die Damen geschenkt wurden, bis zu den Zeitungen und geliehenen Büchern ward nichts vor Elisabeth verschlossen oder ihr vorenthalten.

Am nächsten Tage, nachdem ihr Probemonat beendet, wurde die große Frage des Verschließens im Familiencongreß berathen, wobei, wie vorauszusehen, wieder zwei verschiedene Meinungen sich geltend machten. Selina war für die augenblickliche Einführung von Schlössern und einem Schlüsselkorbe.

„So lange sie nur zur Probe hier war, hatte es nicht so viel auf sich; jetzt aber, da wir sie in aller Form in Dienst genommen haben, müssen wir auch ein regelrechtes System für unsere Autorität begründen. Wie kann sie eine Familie achten, die mit der größten Sorglosigkeit nichts verschließt?“

„Wie könnten wir eine Dienerin achten, vor der wir Alles unter Schloß und Riegel legen müßten?“

„Eine Magd achten! Wie meinst Du das, Hilary?“

„Ich meine, wenn ich vor einer mir dienstbaren Person nicht wirklich Achtung fühlte, ich sie nicht einen Tag in meinem Hause behalten würde.“

„Warte gefälligst bis Du ein eigenes Haus hast, in

dem Du Bestimmungen ertheilen kannst, Fräulein!" — erwiderte Selina gereizt. „Nie in meinem Leben hörte ich solche unsinnige Behauptung. Also in dieser Art willst Du Elisabeth behandeln, daß Du Alles offen vor ihr läßt — Geld, Bücher, Kleider- und Speiseschränke, sie in alle Deine Geheimnisse einweihest und sie zu Deiner Herzensfreundin erhebst!"

„Ein fünfzehnjähriges Mädchen würde sich nicht recht zur Herzensfreundin eigenen, und glücklicher Weise habe ich wenige Geheimnisse; wenn ich ihr aber nicht unseren Thee, Kaffee und Zucker anvertrauen könnte, sie überhaupt von Anfang an in Verdacht haben müßte, so würde ich vorschlagen, sie lieber gleich zu entlassen."

„Sehr schöne Worte! Was meinst Du dazu, Johanna? Doch das ist eigentlich eine überflüssige Frage, da Hilary ihre Ansicht kundgethan."

„Ich glaube", erwiderte die älteste Schwester, den Stich unbeachtet lassend, „daß Hilary diesmal Recht hat. Wie die Menschen es in großen Haushaltungen einrichten, weiß ich nicht, doch in unserer kleinen Häuslichkeit scheint es mir besser unserer herkömmlichen Weise treu zu bleiben. Ist das Mädchen gut, so wird der Beweis, daß wir ihr vertrauen, sie noch besser machen, ist sie schlecht, so finden wir es dadurch nur noch leichter heraus, und können sie dann fortschicken."

Aber Elisabeth wurde nicht entlassen. Ein Jahr verging, ein zweites folgte, ihr Lohn ward erhöht und somit auch ihre Stellung. Von einem kleinen „Mädchen" war sie nun zu einer ordentlichen Dienerin emporgestiegen. Ihre armseligen Röckchen und Schürzchen ver-

wandelten sich in gute, tüchtige Anzüge, und ihr rauhes Haar wurde endlich durch Selina's unablässiges Reden unter einer Mütze versteckt, denn das Tragen von Mützen war nach der Ansicht dieser Dame das richtige und unentbehrliche Zeichen der Dienstbarkeit.

Wollte man behaupten, daß in dem verflossenen Zeitraum, ja selbst noch jetzt, da sie schon diese Stellung erlangt, Elisabeth ihrer Herrschaft nicht Aerger und Verdruß bereitet hätte, so wäre dies nicht nur eine Unwahrheit, sondern geradezu eine baare Unmöglichkeit. Welches junge Mädchen unter siebzehn Jahren — und gehöre sie selbst den besten Ständen an — wird ihren Eltern, Vormündern oder Herrinnen nicht Anlaß zu Sorge und Unzufriedenheit geben? Wer kann einen alten, besonnenen Kopf auf junge Schultern setzen? oder erwarten, daß gerade in diesem Lebensalter, da der Charakter noch so wenig fest ist, eine Dienerin immer Selbstbeherrschung und Einsicht haben solle — wie natürlich alle Herrinnen diese stets besitzen?

Ich bin genöthigt zu bekennen, daß Elisabeth einige — und nicht allzu wenige — sehr beharrlichen Fehler hatte, und daß kein Kind seine Eltern, kein Schüler seine Lehrer mehr reizen und ihre Geduld ermüden konnte, als Elisabeth es zuweilen ihren Herrinnen gegenüber that. Sie war zu Zeiten gedankenlos und nachlässig, kurz und unfreundlich in ihrem Wesen, unordentlich im Anzuge; manchmal wurde sie geradezu unausstehlich und war so voller Ungezogenheiten — wie freilich Viele aus der besseren Klasse es immer sind, dann konnte sie Stunden, ja Tage lang maulen und trotzen

und das ganze Haus durch ihr Betragen ungemüthlich machen, wie dies in einer kleinen Häuslichkeit, in der Herrschaft und Diener mehr und näher in Berührung kommen, so leicht durch die Letztern geschehen kann.

Trotz dieses Alles hatten aber die Damen das, was Hilary die „Achtung" vor Elisabeth nannte, nicht verloren. Sie ertappten sie nie auf einer Lüge, einer Verstellung oder Ausrede, konnten sie auch nicht einer unehrlichen oder niedrigen Handlung ziehen. Sie nahmen ihre Fehler hin, wie wir ja Alle die mehr nur die Oberfläche berührenden Fehler der uns Näherstehenden ertragen müssen, mehr geduldig als zornig, eher versuchend, sie zu verbessern als zu bestrafen. Und obgleich es verschiedene Elemente im Hause gab und drei Herrinnen gehorcht werden mußte, von denen die jüngste jedenfalls zu nachsichtig, die mittelste zu streng war, so konnte doch kein Mädchen lange mit diesen gesinnungstüchtigen, hochgebildeten Damen leben, die so manche Sorge zu bestehen hatten, ohne nicht den veredelnden Einfluß des guten Beispieles zu fühlen. Besonders waren es zwei Eindrücke, die sich tief in Elisabeth's Seele legten — und gerade diese beiden Dinge versteht die dienende Klasse schwer — die Würde der Armuth, und die Schönheit des Gebotes, welches das Gute befördert und das Böse verdrängt, das Gebot liebender Güte.

Zwei sehr ernste Auftritte muß ich der Wahrheit gemäß erwähnen, bei denen Elisabeth's Entlassung an einem seidenen Faden hing. Es hatte sich nämlich zwischen ihr und Frau Cliffe, der Mutter des kleinen Tommy, welcher damals im Felde beinahe erschlagen

ward, eine Art Freundschaft gebildet. Als aber die Fräulein Leaf entdeckten, daß diese Frau in üblem Rufe stand und außerdem von ihrer Dienerin die wenigen Sparpfennige borgte, ohne sie jemals wiederzuerstatten, wurde ihr das Haus verboten. Dies empfand Elisabeth als eine so tiefe und heftige Kränkung für Frau Cliffe und sich selbst, daß sie eine ganze Woche trotzte und schmollte.

Eine noch gefährlichere Krisis in ihrem Geschick war es, als ein Band von Scott's Romanen mehrere Tage vermißt und dann unter ihrem Kopfkissen versteckt gefunden wurde, wobei man sie später im Bett darin lesend antraf, und zwar Nachts eilf Uhr, als der Lichtschimmer Selina nach der Kammer der Schuldigen geführt hatte.

Beide Abirrungen waren keine Verbrechen. Hilary beschwor eine Fluth scharfer Worte auf ihr eigenes Haupt herab, als sie erklärte, es lägen ihnen sogar entschiedene Tugenden zum Grunde; denn ein Mädchen, welches sich lieber des eigenen Geldes beraubte, um an der erwählten Gefährtin, sei diese auch dessen unwürdig, festzuhalten, müsse nicht nur Selbstverläugnung, sondern Treue im Charakter besitzen. Und wenn eine Dienerin, die den Tag über sich müde gearbeitet, ihre Nachtruhe opfere aus Bewunderung und Interesse an einer Geschichte wie: „Das Herz von Mid-Lothian", so bekunde dies einen gewissen Grad von geistigem und moralischem Verständniß und Fortstreben, welche eher ermuntert als getadelt werden müßten. Und obgleich dieses verstohlene, nächtliche Eindringen in die Schätze der Literatur natür-

lich nicht gebilligt werden konnte, so muß ich doch leider bekennen, daß Hilary dem jungen Mädchen nicht nur bei jeder passenden Gelegenheit Bücher gab, sondern sogar mit ihr über das Gelesene sprach. Zu Selina's größtem Entsetzen waren es meist Romane, Novellen, Gedichte — eine Lektüre, welche Hilary selbst sehr liebte, und welche in ihr süße, herrliche Träume vom Leben erweckt hatte, Träume, in denen alle Frauen treu, zärtlich, heroisch waren, und wenn es sein mußte, sich selbst opferten, und alle Männer — gewissermaßen Robert Lyon glichen.

That Hilary unrecht? War es, wie Selina und wie selbst Johanna zuweilen behauptete, „gefährlich“, vor Elisabeth Musterbilder idealer Vollkommenheit hinzustellen, und ganz neue Gedanken über das Leben, seine Macht und Schönheit, seinen wahren Zweck in ihr zu erwecken, Gedanken und Begriffe wie sie wohl nimmer den Kopf dieses armen, dienenden Mädchens erhellt hätten, dessen Eltern zwar achtbar und anständig waren, doch sonst in nichts sich über die gewöhnliche arbeitende Klasse erhoben? Ich will diesen Punkt nicht näher erörtern, denn ich nehme ja Elisabeth nicht zum Texte einer Predigt, sondern schreibe einfach ihre Lebensgeschichte.

Eines war unleugbar, daß nach und nach die Mängel des Mädchens sich verringerten und ihr größter Fehler sich besserte, nämlich diese üble Laune, welche sich zwar nie in Worten kund that, doch sie trotzig und mürrisch machte, wobei sie und Selina oft ganze Wochen nicht mit einander sprachen. Freilich schmollte Elisabeth nur,

sie murrte nie oder war gar naseweis; sie that ihre Arbeit wie gewöhnlich, mit einer Art beharrlicher Ausdauer, sich nicht nur gegen die ihr überlegene Macht stemmend, sondern noch gegen etwas in ihrem eigenen Innern, mit dem der Kampf noch schwerer war.

„Ich fühle mehr Betrübniß ihretwegen, als daß sie mich ärgert“, pflegte Johanna zuweilen zu sagen, wenn sie aus der Küche mit diesem traurigen Gesicht kam, dem einzigen Zeichen des Mißvergnügens, welches ihre milde Natur äußerte. „Elisabeth wird, wie wir Alle, einen schweren Weg durch das Leben haben, und noch schwerer als Viele. Armes Kind!“

Nach und nach lernte Elisabeth, dem Beispiele der Anderen folgend, auch mit Fräulein Selina fertig zu werden, die sich ihrerseits in einer Art gewaffneter Neutralität verhielt. Und einst als eine kurze, aber gefährliche Krankheit Johanna's den kleinen Haushalt in seinen Grundfesten erschütterte, und Jeden aus seinen Sonderinteressen aufschreckend mit dem Anderen zu treuer Gemeinschaft verband, einen tiefen, Alle bedrohenden Kummer zusammen zu tragen, da äußerte sogar Selina, daß sie doch eine viel schlechtere Wahl als die Elisabeth's zur Dienerin hätten treffen können.

Nach dieser Krankheit seiner Tante kam Askott nach Hause. Es war sein erster Besuch von London aus, da sein Pathe, wie er sagte, gegen die Ferienreisen sei. Jetzt aber hatte Johanna zu große Sehnsucht nach dem Neffen ausgesprochen, der nicht mehr länger ein Knabe, sondern ein junger Mann von beinahe zwanzig Jahren war und auch nicht jünger aussah, sondern diesem

stattlichen Alter Ehre machte. Wie stolz seine Tanten waren, ihn wie im Triumph durch die Stadt zu führen und alle Glückwünsche über sein gutes Aussehen und seine feinen Manieren entgegenzunehmen. Es war dies die alte Geschichte — so alt wie der Welt Bestehen. Ich habe ja nicht die Anmaßung, Neues erfinden zu wollen. Frauen, und besonders unverheirathete Tanten, werden diese Geschichte bis in alle Ewigkeit wiederholen, so lange sie Nichten und Neffen besitzen, auf die sie ihren natürlichen Hang zu innigem Liebhaben und ihre unbewußte, unschuldige Helden-Anbetung übertragen können.

Die Fräulein Leaf, selbst Selina eingerechnet, deren ärgerliche Gereiztheit gegen den naseweisen Knaben jetzt durch den eleganten, jungen Herrn ganz beseitigt war, zeigten sich nicht klüger als ihre Nachbarn.

Doch eine Person im Hause verschmähte es noch, gleich beharrlich ihr Knie vor Askott zu beugen. Ob, wie die Psychologen es vielleicht erklärt haben würden, in Beider Naturen unbewußt ein sich gegenseitiges Abstoßen begründet war, oder ob Elisabeth an einem einmal gefaßten Vorurtheil mit grimmigem Starrsinn hielt — genug, die frühere Abneigung bestand ungeschwächt zwischen Beiden. Der junge Mann nahm wenig Notiz von dem Mädchen, außer daß er bemerkte, „hübscher sei sie auch nicht geworden“, aber Elisabeth beobachtete ihn und sein Thun mit einer Schärfe und Strenge, denen nichts entging; und mit einer nicht zu ermattenden Ausdauer suchte sie all seinen kleinen Eingriffen in die häuslichen Gewohnheiten entgegenzuwirken, Eingriffen,

die in einer so leichten, angenehmen Art geschahen und stets bestanden hatten, daß er selbst und auch seine Tanten wohl kaum merkten, wie sie durchaus egoistisch waren und immer sein Wohl im Auge hatten.

„Ich kann es nich sehen (nicht verbesserte Hilary, die sehr auf gutes Sprechen hielt und schon verschiedene t eingeschoben und einige Provinzialismen aus Elisabeth's Sprache entfernt hatte), „ich kann es nicht ruhig mit ansehen, Fräulein Hilary, wenn er sich im Wiegestuhle so bequem schaukelt, während Fräulein Johanna, die so blaß und angegriffen ist, den ihr zugehörenden Platz entbehrt. Und daß er Nachts so spät aufbleibt und doppelte Portionen von Licht und Feuermaterial verbrennt, und wenn er endlich oben geht, dies so laut und lärmend thut, daß er Sie Alle gewiß jedesmal aus dem Schlafe erweckt, das gefällt mir gar nicht."

„Du vergißt, Elisabeth, Herr Ascott muß seinen Studien zum nächsten Examen obliegen."

„Warum steht er Morgens nicht zeitig auf, statt bis in den Tag hinein im Bett zu bleiben, wodurch das Frühstück bis nach zehn Uhr verzögert wird? Weshalb studirt er nicht bei Gottes schönem Tageslicht. Es sparte Oel und wäre besser für seine Augen."

Hilary wurde verlegen, welche Antwort paßte hierauf? Was Elisabeth gesagt, war unbedingt Wahrheit, und eine solche, selbst um die Würde der Familie aufrecht zu erhalten, zu umgehen oder anders auszulegen, hätte Hilary's redliche, offene Natur niemals vermocht. Uebrigens würde die scharfsichtige Dienerin es gleich herausgefunden haben, wie dasselbe Gesetz für Sparsamkeit

und Ordnung nicht so für die Küche und anders für das Wohnzimmer lauten könne, wie Recht immer Recht bleiben müsse. Deshalb nahm Hilary diesmal ihre Zuflucht zum Schweigen, indem sie sich auf das Eifrigste mit dem Apfelpudding beschäftigte, welchen sie gerade bereitete.

Aber sie beschloß in Folge von Elisabeth's Aeußerungen die erste Gelegenheit zu ergreifen, um Askott eine Strafpredigt zu halten, so ernst und streng wie sie wohl selten aus dem Munde einer Tante gehört worden war. Und diese erwünschte Stunde des Alleinseins bot sich gleich am selbigen Nachmittage, als die beiden anderen Tanten zum Thee zu einer Familie gegangen waren, die Askott „langweilig" nannte, und deshalb die Einladung abgeschlagen hatte. Hilary blieb natürlich bei dem verwöhnten jungen Herrn, um ihm später den Thee zu bereiten, und in der Zwischenzeit ging sie mit ihm auf einer der nahgelegenen, öffentlichen Promenaden auf und nieder, wobei sie ihre Standrede begann.

Im Anfange hörte Askott ziemlich geduldig und gutgelaunt zu, indem er die Sprechende in seiner patronisirenden Weise einige Male: „Ein liebes kleines Kerlchen" nannte, denn es machte ihm besonderes Vergnügen, seine hübsche, junge Tante Hilary zu patronisiren; aber als diese immer ernster auf seine Pflichten hinwies, und daß er nicht mehr ein Knabe, sondern ein Mann sei, der nun aber auch die wahren Rechte eines Mannes üben müsse, indem er für das Wohl Anderer denke und

sorge, und vornämlich das seiner Tanten immer im Auge habe — da wurde Askott hitzig.

„Jetzt sei so gut und höre auf, Tante Hilary! Ich möchte nicht die Fortsetzung von Herrn Lyon's Reden durch Dich erhalten."

„Wie meinst Du das? Ich verstehe Dich nicht!"

Denn in der letzten Zeit hatte Askott sehr wenig von Robert Lyon gesprochen — nicht halb so viel als dieser in seinen regelmäßigen Briefen an Johanna über den Neffen schrieb.

„Ich meine, daß ich keine Strafpredigten hören will, am wenigsten von einer Frau. Es ist schon schwer genug, sie von einem Manne zu ertragen, aber erstens ist Lyon ein kluger Bursche, der die Welt kennt, und das geht jeder Frau ab, und dann hilft er mir in den Sprachen immer noch vorwärts, da dulde ich es schon eher, daß er mich zuweilen etwas vornimmt. Doch von Dir würde ich es nie leiden, und so bitte verschone mich damit!"

Etwas in Askott's Ton, das mehr männliche Entrüstung als die frühere knabenhafte Empfindlichkeit bekundete, erschreckte die kleine Tante und ließ sie verstummen. Auch war es ein großer Trost für sie, daß der Jüngling, wie er in seinem Aerger gestanden, einen Freund und Berather an seiner Seite hatte, dessen Ermahnungen so viel besser und weiser als die ihrigen waren. Und so beschloß sie nichts mehr zu sagen.

Das seltene Nennenhören von Robert Lyon's Namen — denn Zeit und Abwesenheit übten auch hier ihre

natürliche Wirkung, und außer wenn seine Briefe kamen, wurde fast nie mehr von ihm gesprochen — versenkte Hilary in Nachdenken.

„Gehst Du oft zu ihm, Askott?“ fragte sie endlich.

„Zu wem — zu Herrn Lyon?“ Und der junge Mann, froh, dem früheren Gespräch zu entrinnen, gab sich mit Eifer dem neuen Thema hin, wobei er ganz fröhlich und mittheilsam wurde. „Mein Himmel, er würde sich nicht viel daraus machen, ob ich zu ihm käme. Er wohnt in einem Hinterhause, einige Treppen hoch, und sein einziges Zimmer muß ihm zugleich als Schlafgemach, Wohnstube und Küche dienen. In einem nahgelegenen Speisehause ißt er für neun Pence zu Mittag, und Morgens und Abends kocht er sich seine Hafergrütze selbst. Er hat es mir einst erzählt, denn er schämt sich dessen nicht im Geringsten. Zuweilen muß es bei ihm sehr knapp hergehen; aber da er es doch so einzurichten weiß, daß er einen anständigen Rock trägt und seine Collegien auf der Universität bezahlen kann — wobei er übrigens die größten Auszeichnungen erntet — so kümmert sich Niemand um seine anderen Verhältnisse und plagt ihn mit unnützen Fragen. Das ist das Gute des Londoner Lebens, Tante“, sagte der junge Mann, sich in der Würde seiner Weisheit und Erfahrung hoch emporrichtend — „habe nur das Ansehen eines Gentleman, betrage Dich als solcher, so läßt man Dich in Ruhe und belästigt Dich nicht durch Neugier.“

„Ja“, antwortete Hilary halb unbewußt zustimmend. Und dann wanderten ihre Gedanken voll Sehnsucht zu

dem einsamen Studirenden in dem kleinen, ärmlichen Stübchen. Er konnte arbeiten und leiden, krank sein und sterben in gleicher Verlassenheit — wer fragte danach, wen kümmerte das, dort in der großen Weltstadt. Diese Seite des Londoner Lebens warf ein neues Licht in Hilary's Seele, aber kein freudiges. Robert Lyon's Briefe an Johanna handelten stets nur von dem, was sie, wie er glaubte, allein interessire; mit der Zurückhaltung, die im Charakter der Schotten begründet ist, sprach er wenig von sich selbst, nur daß er in einem der letzten Briefe erwähnte, er habe sich tapfer dazu gehalten auf der Universität und wolle nun gleich weiter an größere Arbeiten gehen.

Wie vielmehr Mühsal und Entbehrungen diese „neuen größeren Arbeiten" bedingten, das wußte Hilary freilich nicht. Wahrscheinlich hatten selbst seine Erfolge, von denen Askott gesprochen, weniger Raum in ihren Gedanken, als die Vorstellungen, wie sein Gesicht jetzt durch Krankheit noch bleicher und schärfer und durch übermäßige Arbeit und Entbehrungen abgezehrt aussehen würde.

„Und ich kann nicht bei ihm stehen! darf ihm nicht helfen!" das war der bittere Jammerschrei ihres Herzens. Dann fand sie einige Erleichterung in dem Ueberdenken und Ausmalen der Zukunft und wie es sein würde, wenn das gesegnete Loos sie träfe, von ihm zum Weibe erwählt zu werden. O, wie sie ihn hegen und mit Liebe umgeben wollte, wie nur ihm all ihre Sorge geweiht sein sollte! Nicht die größte Dürftigkeit würde sie schrecken, und keine Mühsal im Haushalte konnte sie

drücken oder demüthigen, wenn es seinem Wohle gälte. Für ihr muthiges Herz schien kein Kampf mit dem Leben zu schwer und zu lang, wenn er nur an seiner Seite bestanden werden konnte. Und als sie so dahinwandelte durch die früh niedersinkenden Herbstnebel, und die herabfallenden Blätter über ihren Weg wehten, schien selbst die Natur die Gefühle ihres Herzens zu theilen und Beide mahnten, daß Jugend und Sommer nicht lange bestehe.

Dann schwebte wieder das Bild einer schlichten, aber von Liebe und Glück durchstrahlten Häuslichkeit vor Hilary's Seele, und die Worte des Dichters tönten vor ihren Ohren: „Raum ist in der kleinsten Hütte für ein glücklich liebend Paar.“

Während Tante und Neffe, mit ganz verschiedenen Gedanken beschäftigt, ihren Weg fortsetzten, glühte und knisterte das Kaminfeuer in ihrem einsamen Wohnzimmer hell und lustig — denn Askott liebte eine große Flamme — und gewährte den Vorübergehenden einen freundlichen Anblick. Endlich stand einer derselben, ein Herr, an der Pforte still, schaute in's Fenster hinein, ging noch einmal bis zum Ende der menschenleeren Terrasse und blieb dann wieder vor dem Hause stehen. Die gänzliche Verlassenheit des Wohnzimmers schien ihn zu erstaunen, zwei Mal legte er die Hand auf den Drücker der Pforte und wieder zog er sie zurück, endlich öffnete er sie, schritt auf das Haus zu und klopfte an die Vorderthür.

Elisabeth's Erscheinen erweckte neue Verwunderung.

„Ist Fräulein Leaf zu Hause?“

„Nein, mein Herr.“

„Befindet sie sich wohl, ist die ganze Familie gesund?“ und er trat mit der Sicherheit eines alten Bekannten in den Flur.

(„Ich würde ihm die Thür vor der Nase zugeschlagen haben“, bemerkte Elisabeth später, „nur sah er gar zu sehr wie ein echter Gentleman aus, Fräulein Hilary.“)

Der Fremde und das Mädchen blickten sich prüfend an, und dann sagte der Erstere lächelnd:

„Ich glaube von Ihnen schon gehört zu haben; Sie sind Fräulein Leaf's Dienerin — Elisabeth Hand.“

„Ja, Herr!“ In dieser Antwort lag durchaus nichts Holdseliges, auch hielt Elisabeth noch mit großer Entschiedenheit die Thürklinke fest.

„Wenn Ihre Herrinnen bald nach Hause kommen, so möchte ich, sofern Sie es gestatten, wohl ihre Rückkehr im Wohnzimmer erwarten. Ich bin ein alter Freund der Damen, mein Name ist Lyon.“

Elisabeth hätte nicht so ganz zur Familie gehören müssen, wenn dieser Name ihr fremd gewesen wäre. Auch daß der Herr sie kannte, bekundete gewissermaßen seine Identität. Ueberdies war Elisabeth ganz unwillkürlich durch den Blick und das Benehmen des Fremden beeinflußt, der als ein wahrer Gentleman das arme, junge Dienstmädchen mit derselben Höflichkeit behandelte, die er einer geborenen Herzogin erwiesen haben würde. Auch sein plötzliches, leuchtendes Lächeln, das wie Sonnenschein über sein sonst so ernstes Antlitz glitt, und gleich diesem die Herzen erwärmte und zutraulich machte, blieb nicht ohne Wirkung auf sie.

Die Cerberus ähnliche Haltung, mit der sie die Thür bewacht, schwand gegen eine gewisse Freundlichkeit, und sie ging so weit in ihrem Vertrauen, dem Fremden zu sagen, Fräulein Johanna und Selina Leaf wären zum Thee ausgebeten, aber Fräulein Hilary und Herr Askott würde bald nach Hause kommen; wenn es dem Herrn gefällig, möge er nur näher treten.

Später als Elisabeth von einiger Neugier ergriffen wurde, auch einmal nach dem „Rechten" sehen wollte, machte sie sich etwas im Wohnzimmer zu schaffen; doch fehlte ihr der Muth, Herrn Lyon anzureden, und auch er sprach nicht. Er saß am Fenster und blickte in das neblige Zwielicht hinein; außer daß er den Kopf bei ihrem Eintritt wandte, schien er die Stellung nicht einmal verändert zu haben. Elisabeth ging in die Küche zurück, auf das wohlbekannte Klopfen ihrer jungen Herrin zu lauschen, aber Herr Lyon mußte dasselbe gethan haben, denn ehe sie die Thür erreichte, war diese schon geöffnet.

Warme, herzliche Begrüßungen erfolgten, sehr zu Elisabeth's Beruhigung, denn eigentlich hatte sie wieder einmal ein Gebot übertreten, indem sie einen Fremden einließ; und dann gingen alle drei in's Wohnzimmer und saßen dort, ohne nach Licht oder Thee zu klingeln, beinahe eine Viertelstunde.

Endlich trat Hilary heraus, aber zu Elisabeth's Verwunderung ging sie statt nach der Küche in ihr Schlafzimmer.

Erst nach einigen Minuten kam sie wieder herunter, und nachdem sie ihre Anordnungen für den Abend ge-

troffen hatte und zusah, daß Alles mit besonderer Sorgsamkeit verrichtet werde, stand sie träumend am Heerdfeuer. Voll Staunen bemerkte die Dienerin, wie wunderbar hell die Augen ihrer jungen Herrin leuchteten, welch süßes, glückliches Lächeln um ihre Lippen spielte. Sie mußte immer von Neuem hinblicken, denn niemals früher hatte sie Fräulein Hilary so gesehen, nie diesen Ausdruck an ihr wahrgenommen; und sie sah ihn auch nicht wieder.

„Machen Sie sich doch keine Mühe hier in der Küche" — sagte Elisabeth dringend; und die junge Dame schreckte bei der Anrede aus ihrem Nachdenken auf. „Ich will schon Alles zur Zufriedenheit besorgen. Bitte, Fräulein Hilary, gehen Sie in's Zimmer!"

Und Hilary ging hinein.

Sechstes Kapitel.

Elisabeth besorgte alles zum Thee Erforderliche mit ungewöhnlicher Schnelligkeit und in großer Erregung. Ein Besuch war in dieser stillen Familie ein seltenes Ereigniß, aber nun gar der Besuch eines Herrn und eines jungen Herrn, das war ein so besonderer Vorfall, der zugleich Interesse und Neugier erweckte, denn daß das siebenzehnjährige Mädchen in Bezug auf diese letzte Eigenschaft zu kurz gekommen sein sollte, ist nicht gut anzunehmen; und überdies gehörte sie jetzt so ganz zur Familie, daß ihre Theilnahme durch Alles, was dieselbe betraf, in Anspruch genommen wurde. Ihre kurzen, scharfsinnigen Bemerkungen über die wenigen Gäste des Hauses und die kleinen Schüler amüsirten Hilary oft eben so sehr wie ihre Kritiken über die Bücher, welche sie las; da aber keines von Beiden jemals aufgedrängt oder gar in naseweiser Art gegeben wurde, so ließ Hilary es hingehen und lachte im Geheimen mit Johanna darüber.

Indem sie sich über die gelesenen Bücher unterhielten,

war es wohl nur natürlich, daß Hilary und Elisabeth, die Eine zweiundzwanzig, die Andere siebzehn Jahre alt, auf einen Gegenstand kamen, der für Frauen ihres Alters besonders interessant war, wenn er freilich auch selten zwischen Herrin und Dienerin sonst besprochen werden mochte. Dessenungeachtet zog Hilary sich nie zurück, wenn sie auf dieses Thema fielen, und äußerte ganz offen wie zu jedem Anderen ihre Meinung.

„Das Mädchen hat nicht nur Gefühle, sondern sogar auch Begriffe darüber, wie vermuthlich die meisten Frauen“ — so argumentirte Hilary im Stillen — „und so ist es sehr wichtig, daß diese Gefühle richtig und die Begriffe klar sind; es kann ihr von wesentlichem Vortheil werden und sie vor vielem Leid bewahren.“

Auf diese Weise kam es, daß Elisabeth Hand, deren kurzes, barsches Wesen, unschöne Persönlichkeit und eigenthümliche Gemüthsart sie wenig anziehend für die Männer ihres Standes machte, so daß sie noch keinen Schatz gefunden, freilich auch sich nicht danach sehnte — so kam es, daß sie ganz unwillkürlich die Theorie ihrer Herrin über die Liebe zu ihrer eigenen erwählt hatte. Auch für sie war die Liebe, reine edle Liebe, das Süßeste und Herrlichste, das Höchste und Heiligste, was das Leben zu bieten vermochte, auf das man mit reinem Herzen gläubig hoffen und harren mußte bis es kam, an das man, wenn es mit seinem Segen über uns gekommen, treu, fest und unwandelbar, allen Hindernissen trotzend, hangen mußte bis in den Tod.

Mancher wird sagen, daß ein solcher Glaube, eine solche Ansicht fast unmöglich sei in unserer jetzt so

alltäglichen, jedes höheren Aufschwunges entbehrenden Welt, und daß es sehr gefährlich sei, den Kopf eines armen Dienstmädchens mit derartigen Ideen anzufüllen; aber Frau bleibt Frau, sei sie eine Dienerin oder eine Fürstin; und wenn es nur von der Königin abwärts allen Mädchen gelehrt würde, in dieser Art über die Liebe zu denken, so möchte es vielleicht einige gebrochenen Herzen mehr, aber weniger verdorbene geben; so würde das Leben vieler Männer minder sündhaft, das vieler Frauen nicht so entsittlicht sein; eine geringere Anzahl unheiliger Ehen und trostloser, zerrissener Familien würde die Welt aufzuweisen haben.

Nachdem Elisabeth das Theezeug auf die Seite geräumt hatte, stand sie in der Küche und lauschte auf die aus dem Wohnzimmer zu ihr dringenden Stimmen, dabei ihren eigenen Gedanken nachhängend.

Sie hatte sich schon oft im Stillen gewundert, daß noch kein Ritter erschienen war, um ihre reizende Prinzessin, ihr angebetetes, bewundertes Fräulein Hilary auf sein herrliches Schloß zu führen. Diese freilich schien die jungen Herren von Stowbury mit ganz gleichgültigen Augen zu betrachten, was Elisabeth nur vollkommen in der Ordnung fand, da keiner von ihnen gut genug für sie gewesen wäre. Der einzige passende Bewerber für ihre junge Gebieterin mußte Jemand sehr Großes und Vornehmes sein, — eine Zusammenstellung der besten Helden von Walter Scott, Shakespeare, Fenimore Cooper, Maria Edgeworth und Harriet Martineau.

Als der fremde Herr erschien, in seinem einfachen Anzuge und Hute — nein, es war nur eine schottische

Mütze — und sich weder durch Größe noch Schönheit besonders auszeichnete, dessen Kommen aber Fräulein Hilary so viel Freude machte, und der, wie Elisabeth beim Herumreichen des Thee's bemerkt, ihre junge Dame anblickte, wie noch Keiner sie angeschaut hatte, als Herr Robert Lyon nun auf der Scene erschien, da wurde die „treue dienstbare Gefährtin" sehr enttäuscht.

Sie hatte Jemand Besseres, jedenfalls Jemand Anderes erwartet. Ihr erstes, so stolzes Luftschloß stürzte zusammen; armes junges Kind! Aber schnell wurde ein zweites von ihr erbaut, und mit der lebhaften Phantasie ihres Alters entwarf sie nun ein neues Bild der Zukunft, dessen Beschluß der war, daß Fräulein Hilary in weiten, schneeweißen Gewändern die Stufen der Terrasse herunterschwebte, um in einen hübschen Wagen mit schönen Pferden zu steigen, die sie dem Glück und Reichthum entgegenführten; während sie, Elisabeth, mit tiefem Weh im Herzen und dem Wunsche, ihr zu folgen, zurückblieb, fest entschlossen, den Rest ihres Lebens Fräulein Johanna zu weihen.

„Sie kann nicht so allein und schutzlos bleiben, nur mit Fräulein Selina, die sie immer quält. Nein, nein, wenn selbst Fräulein Hilary nach mir verlangt, so werde ich doch hier ausharren; ja gewiß — das will ich thun."

Nachdem dieser heldenmüthige Entschluß gefaßt war, wurde das Träumen des jungen Mädchens dadurch unterbrochen, daß Askott aus dem Wohnzimmer nach seinem Rock und Hut rief, weil er seine Tanten um neun Uhr abholen solle, wohin ihn Robert Lyon begleiten

wollte. Und als sie Alle in der Hausthür standen, hörte Elisabeth die Worte:

„Der Abend ist so schön, Fräulein Hilary, es würde Ihnen gewiß nicht schaden, wenn Sie mitkämen. Wollen Sie nicht?“

„Wenn Sie es wünschen.“

Hilary lief die Treppe hinauf, Hut und Shawl zu holen; doch als Elisabeth nach einigen Minuten ihr mit einem Lichte folgte, fand sie ihr Fräulein im Dunkeln mitten im Zimmer stehen, mit bleichem Gesicht und zitternden Händen.

„Danke schön — vielen Dank!“ sagte sie mechanisch, als das Mädchen ihr den Shawl umlegte und befestigte, und dann ging sie schnell hinab. Elisabeth sah, wie sie nicht Askott's, sondern Herrn Lyon's Arm nahm und wie sie dann in der stillen, sternenklaren Nacht verschwanden.

„Etwas ist nicht in der Ordnung; ich möchte nur wissen, wer sie gekränkt hat?“ dachte Elisabeth in schmerzlich zorniger Aufwallung.

Keiner hatte sie gekränkt, Niemand konnte man tadeln. Es war Hilary nur etwas geschehen, was gleich einem scharfen Schwerte ihr junges, glückliches Herz durchdrungen, alles freudige Leben, alle Jugendfrische ertödtend.

Robert Lyon hatte ihr vor einer halben Stunde mitgetheilt, und sie mußte es anhören als ob es eine einfache Neuigkeit sei, auf die man ein erstauntes „Wirklich?“ äußerte, — daß heute und morgen seine

beiden letzten Tage in Stowbury wären, daß er gleich darauf England verließe, um nach Indien zu gehen.

Es war ihm ein Anerbieten gemacht worden, das die meisten Menschen als ein seltenes Glück betrachtet haben würden. Einer seiner Collegen auf der Universität, dem er im Hindostanischen fortgeholfen, erkrankte plötzlich und wurde nun „auf ihn angewiesen"; mit diesem Ausdruck bezeichnete er kurzweg die Jenem geleisteten Dienste, welche doch sehr bedeutend gewesen sein mußten, da sie diese Anerkennung fanden. Der Vater des jungen Mannes, der ein großer Kaufmann in Liverpool war und zugleich ein bedeutendes Geschäft in Bombay besaß, machte ihm den Antrag, nach dieser Stadt überzusiedeln, dort auf drei Jahre in seinem Hause mit einem Gehalte von dreihundert Rupien monatlich einzutreten; nach Ablauf des dritten Jahres solle er ein Theilnehmer jenes Geschäftes werden, unter der Bedingung, noch zwei Jahre in dieser Stellung dort zu bleiben.

Dies erzählte Robert Lyon Hilary und Askott in gedrängter Kürze; denn er liebte es nicht viel Worte zu machen. Askott aber that so viele Fragen, daß seine Tante keine zu stellen nöthig hatte. Sie lauschte nur und bemühte sich, es zu begreifen, das heißt, es in der geschäftsmäßigen Weise, wie es gegeben ward, aufzufassen, fühlen wollte sie es nicht. Nein, sie wagte es nicht mit dem Gefühle aufzunehmen, wenigstens nicht eher, als bis sie Arm in Arm draußen in der dunklen Nacht dahingingen. Da hörte sie ihn fragen:

„Sie finden also, daß ich recht gethan?"

„Recht?“ wiederholte sie ganz mechanisch.

„Ich meine, ob ich gut that, indem ich diesen schnellen Wechsel meiner Laufbahn annahm, der freilich meinen ganzen Lebensplan verändert? Es geschah nicht ohne Absicht, glauben Sie mir; ich habe einen wichtigen Grund dazu.“

Früher würde sie ihn ohne Zagen nach diesem Grunde gefragt haben, jetzt vermochte sie es nicht mehr.

Robert Lyon sprach weiter, klar und deutlich und doch im gedämpften Tone, daß, obgleich Askott nur wenige Schritte von ihnen entfernt war, — Hilary fühlte, die Mittheilungen wären für sie allein bestimmt.

„Es ist ein großer Wechsel von dem Leben eines Gelehrten zu dem eines Geschäftsmannes. Ich leugne nicht, daß ich früher das Erstere vorzog. Ein Mitglied der Universität, ein Professor an derselben zu werden, schien mir das Höchste, zu dessen Erreichung ich Alles daran setzen wollte. Jetzt — denke ich anders.“

Er hielt inne; doch nicht um eine Antwort zu erwarten, die auch nicht erfolgte. Nach einer Pause fuhr er fort:

„Ich strebe nicht nach Schätzen, aber nach einem anständigen, zureichenden Einkommen, und zwar wünsche ich dies sobald wie möglich zu erlangen. Ich will nicht meine Gesundheit durch das anstrengende Studium untergraben, ich habe ihr schon genug geschadet.“

„Sind Sie krank gewesen? Sie sprachen nie davon.“

„Ach nein, es war auch kaum der Mühe werth, und

ich weiß eine thätige, nicht sitzende Lebensweise wird bald Alles wieder in Ordnung bringen. Keine Furcht! es ist noch Kraft in dem alten Burschen, und er wünsch durchaus nicht zu sterben. Aber ich habe in den zwe letzten Jahren zu hitzig gearbeitet. Ich möchte es weder mich selbst, noch Jemand, der mir theuer wäre, noch einmal durchmachen sehen. Es ist vorbei, doch es ließ seine Spuren zurück. Mein ganzes Leben hindurch bin ich arm gewesen, und doch fühle ich erst jetzt einen entschiedenen Schrecken vor der Armuth."

Hilary erbebte; noch weniger vor den Worten selbst, als vor dem Tone, in dem sie gesprochen wurden, der hart, fast wild klang und in welchem zugleich Verzweiflung und herausfordernder Trotz lagen.

„Es ist befremdlich", erwiderte sie, „diesen Schrecken hätte ich Ihnen nicht zugetraut; ich empfinde ihn nicht, ja, ich kann ihn nicht einmal verstehen."

„Ich wußte, daß Sie es nicht könnten", sprach er leise und schwieg dann.

Auch Hilary redete nicht. Eine unbestimmte Unruhe, ein quälender Verdacht stieg in ihr auf. Konnte es wirklich sein, daß Robert Lyon von dem „auri sacra fames" ergriffen worden war, gegen das er so oft gesprochen und es verächtlich gemacht hatte?" War durch seinen langen, harten Kampf mit der Armuth solch ein Alles übertönender Wunsch nach Reichthum in ihm erweckt, daß er, um diesen zu erlangen, jedes Andere opfern wollte; sich selbst aus dem Vaterlande verbannte und Leib und Seele für Gold preisgab?

Dieser Möglichkeit in Hinsicht auf ihn Raum zu

geben, war so furchtbar, daß Hilary schon vor dem Gedanken daran schauderte. Dann aber bezwang sie sich und um ihm gerecht zu werden, legte sie ihm, offen und ehrlich wie immer, ihre Ansicht dar.

„Ich glaube, daß dies Auswandern, um ein Vermögen zu erwerben, welches junge Männer jetzt so lieben, oft ein sehr großer und schädlicher Mißgriff ist. Sie geben hier viel mehr auf, als sie dort erreichen können; opfern: Vaterland, Heimath und Gesundheit. Nach meiner Ansicht hat kein Mensch das Recht, weder seine Seele noch sein Leben für so und so viel Tausende das Jahr zu verkaufen."

Robert Lyon lächelte: „Nein, gewiß nicht; und ich verkaufe auch keines von Beiden. Mit meinen mäßigen Gewohnheiten habe ich in Bombay dieselbe Aussicht gesund zu bleiben als in London, vielleicht dort noch mehr. Und die Jahre, welche ich abwesend sein werde, hätte ich doch fern von Ihnen zubringen müssen — ich meine, sie würden ebenso schwerer und alles Andere hintenansetzender Thätigkeit gewidmet gewesen sein. Auch diese Zeit wird vorüber gehen, und dann komme ich zurück, reich — reich. Glauben Sie, daß ich habsüchtig, geldgierig geworden bin?"

„Nein."

„Bitte, sagen Sie mir, was Sie von mir denken!"

„Ich — ich verstehe Sie und Ihr Thun nicht ganz."

„Und ich vermag mich nicht näher zu erklären. Erst wenn ich zurückgekehrt bin, wird es geschehen. Bis dahin müssen Sie mir vertrauen, Hilary!"

Es geschieht zuweilen, daß selbst in Momenten

größter, kaum zu ertragender Seelenschmerzen, irgend eine Kleinigkeit, ein Wort, ein Blick, eine Berührung der Hand, solchen Strahl des Friedens und der Hoffnung in das ümwölkte Herz dringen läßt, daß nichts dieses freudebringende Licht wieder zu verlöschen vermag. Es leuchtet fort und fort durch die dahinrollende Zeit, oft hell und klar, zuweilen trüber, aber es kann ebenso wenig aus dem Gedächtniß vertilgt werden, wie ein Stern, von dem ihm bestimmten Platz am Himmelszelte gerückt wird. Diesen Eindruck, und nicht nur im Moment des Aussprechens, sondern durch die folgenden einsamen Jahre hindurch, machten die fünf Worte: „Hilary, Sie müssen mir vertrauen!“

Ja, sie that es; und in der Vollkommenheit dieses Vertrauens schien ihre eigene, von ihm getrennte Identität mit all den Gefühlen des Schmerzes vernichtet; sie dachte nun nicht mehr an sich selbst, sondern nur ihm galten alle ihre Gedanken. So verlor sie in der gegenwärtigen Zeit jedes Bewußtsein persönlichen Leides, und ihr Gang durch die stille Herbstnacht war so froh und glücklich, als ob sie so für Wochen, Monate, Jahre in ungestörtem Vertrauen und ruhiger Zufriedenheit dahinwandeln sollten, statt daß morgen die bittere Trennungsstunde schlug, und es der letzte, letzte Tag daheim war.

Es ist irgend wo behauptet worden, alle Liebenden müßten früher oder später lernen, Freunde zu sein, am besten und sichersten sei es für die, bei denen die Freundschaft der Beginn zur Liebe war, damit sie zu ihr immer zurückkehren könnten, wenn die Bezauberung der Leidenschaft gewichen sei. Vielleicht mag es vom Standpunkte

der Romantik aus diesen Beiden etwas schaden, wenn ich bekenne, daß Robert Lyon zu Hilary nicht ein Wort von Liebe, doch viel von Geschäftssachen sprach, indem er ihr all seine Pläne für die nächsten Jahre darlegte und ihr, so gut es in der kurzen Zeit thunlich, eine klare Einsicht in sein künftiges Leben gestattete.

Dann warf er einen schnellen Blick seitwärts und als er sah, daß Askott fast aus Gehörweite war, sagte er mit jenem süßen, gedämpften Ton der Stimme, der wie ein Dichter sang, „eine stille Umarmung sei“:

„Jetzt aber erzählen Sie mir viel, recht viel von Ihrem Ergehen!“

Anfangs schien es, als wäre gar nichts mitzutheilen, doch nach und nach gelang es ihm, eine Menge von Hilary zu erfahren. Sie sprach von Johanna's schwacher Gesundheit, die ihr nicht mehr lange das Unterrichten gestatten würde, und von der allmäligen Abnahme der Schülerzahl, aus welchen Gründen wisse sie nicht, so daß wohl die Aussicht vorhanden sei, es würde ein Wechsel in ihrem Leben stattfinden müssen.

Worin dieser Wechsel bestehen solle, das überlegte sie mit ihrem Freunde, so weit dies nämlich bei einer so ganz unbestimmten Lage der Dinge möglich war. Auch einer anderen, sie peinigenden Besorgniß erwähnte sie auf sein ferneres Fragen, einer Besorgniß, der sie kaum die rechte Gestalt zu geben vermochte und die Askott galt. Robert Lyon vermochte diese nicht zu beseitigen, er versuchte es nicht einmal, dennoch beruhigte er Hilary dadurch, daß er sie unterwies, wie der eigenwillige Jüngling noch am besten zu leiten sei. — Sein

kräftiger, klarer Geist, richtiges Urtheil und mehr noch ein Gefühl inniger Vereinigung, als ob Alles, was sie betreffe, ihn ebenso berühre, und er sein Theil auf sich nähme — alles dies gab Hilary unaussprechlichen Trost, so daß sie, selbst mit dem vollen Bewußtsein dessen, was vor ihr lag, doch glücklich war, glücklich, wie sie es seit Jahren nicht gewesen. Vielleicht (möge die Wahrheit bekundet werden, die glorreiche Wahrheit, daß schon das Vorhandensein treuer, echter Liebe, sei sie offen bekannt oder still im Herzen geborgen, doch die einzige, vollkommene Freude und Beseligung im Leben sei) vielleicht, sage ich, hatte Hilary sich noch nie so glücklich gefühlt, als an diesem Abende.

Zuletzt ließ Robert Lyon sich noch die Zusicherung geben, daß bei jeder Sorge, jedem Kummer sie sich an ihn wenden wolle.

„An mich und an Niemand anders, das vergessen Sie nie! Keiner als ich darf Ihnen beistehen, und ich will und werde es mit Freuden, so lange ich lebe. Glauben Sie mir das?“

Das Licht einer Laterne fiel auf sein treues, offenes Antlitz, und fest antwortete sie:

„Ich glaube und vertraue Ihnen.“

„Und Sie leisten das erbetene Versprechen?“

„Ja.“

Dann lösten sich ihre verschlungenen Arme, und Hilary wußte nun, daß sie nie wieder so zusammengehen würden, bis — wann, und wie dann?

Auf dem Rückwege begleitete Robert Lyon Johanna und beschäftigte sich nur mit ihr, und am nächsten Tage,

da sehr trübes, feuchtes Wetter war und sie das Wohnzimmer nicht verlassen konnten, blieb ihm und Hilary keine Minute zu einem Privatgespräch. Er schien es auch gar nicht zu wünschen, vermied es sogar sichtlich.

So verging dieser stille, eigenthümliche Tag — ein Sonntag, der nie zu vergessen war. Spät Abends, als die Andacht schon vorüber, erhob sich Robert plötzlich, indem er sagte, er wolle nun gehen, da er morgen bei Tagesanbruch Stowbury verlassen müsse.

„Werden wir Sie nicht noch einmal sehen?“ fragte Johanna.

„Nein, dies wird mein letzter Sonntag in England gewesen sein. Leben Sie Alle wohl!“

Bei diesen Worten wurde er sehr blaß, reichte Allen schweigend die Hand, Hilary zuletzt, und fast ehe sie es inne wurden, war er gegangen.

Mit ihm entschwand nicht aller Friede, Glaube, oder aller Muth aus Hilary's Herzen — denn für Jeden, der wahrhaft liebt, ist, so lange der Geliebte lebt und würdig lebt, keine Trennung hoffnungslos, kein Schmerz ganz überwältigend — aber all der Glanz ihrer Jugendzeit war dahin, wie auch all das Glück, welches das Lieben und Geliebtwerden verleiht, das sich in innigem Begegnen und noch herzlicherem Abschied, in endlosen Spaziergängen und traulichen Gesprächen, in zärtlichem Kuß und süßem Worte kundthut. Solche Seligkeit war nicht für sie, und wenn sie diese bei Anderen sah, so sagte sie sich, oft nicht ohne ein nur natürliches Gefühl scharfen Wehes, noch öfter aber mit rührender,

frommer Ergebung: „Es ist so Gottes Wille — er geschehe!“

Auch Johanna dachte und sprach so im Stillen. Sie hätte gern ihr Leben geopfert, um wieder etwas Röthe in die blassen Wangen ihrer Lieblingsschwester, etwas Freude in ihr armes Herz zurückzubringen; aber sie ehrte Hilary's Schweigen und that nicht eine Frage. Doch manche, manche Nacht, wenn diese ruhelos an ihrer Seite lag oder im Schlafe seufzte und klagte, dann nahm Johanna sie in ihre Arme und bettete den Kopf ihres Lieblings an ihre Brust, wo er so oft als Kind gelegen, und ob auch tiefe Trauer ihre Seele erfüllte, sagte sie doch leise zu sich: „Es ist Gottes Wille!“

Ich habe die kurze, traurige Geschichte von Hilary's Jugend so ausführlich erzählt, um den Beweis zu geben, wie es unmöglich war, daß Elisabeth Hand so lange in einem Hause mit den beiden, edlen Frauen leben konnte, ohne daß diese einen großen Einfluß auf sie ausübten. Die Erfahrung lehrt ja schon, daß jeder Mensch und vornämlich jede Frau auf die, mit denen sie umgeht oder die ihr untergeben sind, entweder in guter oder böser Hinsicht einwirkt.

Elisabeth war ein Mädchen von aufmerksamer Beobachtung und nicht geringem Scharfsinn. Ueberdies verleiht eine innige Anhänglichkeit selbst denen Augen, Tact und Zartgefühl, mindestens in Beziehung auf den Gegenstand ihrer Zuneigung, welche in anderer Hinsicht diese Eigenschaften nicht besitzen.

Als am Montag Morgen beim Frühstück Selina

bemerkte — „es sei schönes Reisewetter für Herrn Lyon, der doch jedenfalls ein Glückskind sei und gewiß ein großes Vermögen erwerben werde, und es solle sie nur wundern, ob sie je wieder etwas von ihm hören würden" — da gelobte sich Elisabeth, durch Hilary's Gesichtsausdruck und Johanna's kurze Antwort: „die Zeit wird es lehren" aufmerksam gemacht, daß sie nie und in keiner Weise eine Anspielung auf jenen Herrn sich erlauben wolle. Etwas war geschehen; sie wußte freilich nicht was, und es lag ihr auch gar nicht ob, danach zu forschen. Die Familienangelegenheiten, so weit man sie damit betraut, hatte sie mit Wärme zu ihren eigenen gemacht, doch in die Familiengeheimnisse zu dringen, dazu fehlte ihr das Recht.

Doch noch lange nachher, nachdem Selina aufgehört hatte, sich über ihn zu „wundern", oder nur noch seinen Namen zu nennen — denn seine Gegenwart oder Abwesenheit berührte *sie*, den Mittelpunkt ihres Ideenkreises, ja nicht persönlich — dachte die kleine Dienerin an Herrn Lyon, und grübelte darüber, was wohl sein plötzliches Kommen und Gehen bedeutet haben könne. Wie oft weilten ihre Gedanken bei jenem stillen Sonntage, den er im Wohnzimmer im Gespräche mit ihren Herrinnen zubrachte, und wie Fräulein Johanna beim Lesen des Abendsegens zweimal innehalten mußte, weil ihre Stimme so zitterte; und wie dann, als Alle längst zu Bett waren, Elisabeth ihr theures Fräulein Hilary noch beim Feuer im Wohnzimmer sitzend fand, in die verglimmenden Kohlen starrend mit einem Blick solcher Trostlosigkeit, daß das Mädchen davon tief ergriffen

ward und sich leise fortstahl, ohne den Muth zu haben, sie anzureden.

Und Elisabeth that mehr als dies; denn obgleich es seltsam erscheinen mag, so ist es doch sicher, daß ein Dienstbote, der, wie wir glauben, nichts bemerkt von dem was vorgegangen, oft mehr thun kann zur Erleichterung, als ein Glied der Familie, das doch Alles weiß, denn gerade dieses Wissen ist oft die größte Qual des Leidenden. Elisabeth folgte ihrer Herrin mit einer nie ermüdenden Aufmerksamkeit, doch in so stiller, ruhiger Weise, daß Hilary es gar nicht merkte; sie ersparte ihr jede kleine häusliche Mühsal und jede nur mögliche Erquickung und Freude führte sie ihr zu. Es läßt sich wenig dabei namhaft machen, die Art wie es geschah, war die Hauptsache.

Wenn Hilary in den langen, trüben Wintertagen das Kaminfeuer im Wohnzimmer stets hell und behaglich fand, und Alles in so schöner Ordnung war, daß sie nichts daran zu ändern brauchte, wenn bei ihrem Eintritt in die Küche das Gesicht ihres Mädchens immer ein freundliches Lächeln überstrahlte, wenn ihre Sachen, die sie in der inneren Unruhe, welche sie verzehrte, oft verlegt hatte, doch stets wieder am rechten Platze sich vorfanden, und beim Fortgehen Hut, Handschuhe, Shawl auf ganz geheimnißvolle Weise, gerade wie sie dieselben brauchte, vor ihr lagen, und beim Nachhausekommen gewärmte Schuhe sie erwarteten, so waren dies Alles freilich nur Kleinigkeiten, die aber Hilary in der ersten Zeit ihres heftigen Schmerzes eine unbeschreibliche Linderung und Erleichterung gewährten.

Und der Anblick, wie ihr liebes Fräulein ihren Pflichten in Haus und Schule mit so blassem Antlitz oblag, und wie dann nach und nach Abends beim behaglichen Kaminfeuer wieder Hilary's altes helles Lachen und ihre anmuthigen Scherze ertönten — wer könnte sagen, welche Lehren dies der Seele des schlichten, dienenden Mädchens einprägte, welch reiches Samenkorn dadurch in ihr Herz gestreut wurde, dort zu keimen, zu reifen und Frucht zu tragen, je nach den Erfordernissen, welche die Zukunft an sie stellte?

Wer könnte bestimmen, wie dies Alles wirkte? — das ist nur Gott bekannt. Er allein weiß, durch welche für uns scheinbar großen Geringfügigkeiten unseres irdischen Lebens er uns zu der Größe des künftigen und zu unserer Unsterblichkeit erzieht. —

Siebentes Kapitel.

Der Herbst ging in den Winter über; Weihnachten kam, ohne Askott herzuführen, wie die Tanten gehofft und er es versprochen hatte. Statt dessen traf sie ein großer Kummer, denn es liefen mehrere Rechnungen ein, die Askott, wie er in einem kläglichen Briefe an seine Tante Hilary versicherte, durchaus nicht von dem Jahrgelde, welches sein Pathe ihm ausgesetzt, bezahlen konnte. Es waren keine bedeutenden Summen, wenigstens würden sie vermögenden Leuten nicht so erschienen sein, auch hatten nicht schlimmere Dinge als der Luxus, sich zuweilen ein Pferd zu leihen, oder einmal einem Freunde ein kleines Mittagbrot auf dem Lande zu veranstalten, die Ausgaben herbeigeführt — aber in einem so sparsamen, geregelten Hausstande, in dem man selten einmal eine kleine Summe zurücklegen konnte, verursachten die Rechnungen dennoch einen gewaltigen Schreck.

Askott hatte die Tante Hilary gebeten, sein Geheimniß zu bewahren, dies war aber geradezu unmöglich. An dem Tage also, da sie das Schulgeld eingenommen

hatten und mit ihrer gewöhnlichen Sorgsamkeit Einnahmen und Ausgaben verglichen, legte Hilary den Brief des Neffen ihren Schwestern vor, einen Brief voll von Reue und guten Versprechungen.

„Ich will in Zukunft bedächtiger und sparsamer sein — gewiß ich will es, wenn Du mir nur dieses eine Mal hilfst, liebe, beste Tante Hilary; und Du mußt auch nicht zu schlimm von mir denken! Ich habe nichts Böses oder Schlechtes gethan. Ach, Du kennst nicht das Leben in London — weißt nicht, was es heißt, mit einer Menge junger Leute zusammen zu sein, und wie schwer es da ist, Nein zu sagen."

Bei dieser Stelle des Briefes wechselten die Tanten sorgenvolle Blicke. Gerade die letzten Worte, welche der junge Mann achtlos hingeschrieben, machten ihnen größeren Kummer, als Askott ihnen jemals früher bereitet hatte.

„Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm." — „Wie der Vater, so der Sohn." — „Die Sünden der Eltern sollen an den Kindern heimgesucht werden." So lauten manche Sprüchwörter; so bestätigt es die untrügliche Verordnung eines gerechten Gottes, der nicht ein so weiser und gerechter Herrscher sein würde, wenn er selbst es sich gestattete, seine eigenen unantastbaren Gesetze für die Regierung des Weltalls zu brechen, und seinem reinen, heiligen Wesen so untreu zu werden, daß er der Sünde einen andern Lohn gäbe, als Verderben und Tod. Und obgleich durch seine unendliche Güte und Barmherzigkeit der bereuende und gebesserte Sünder nicht mehr von der der Sünde folgenden Strafe getroffen wird, und jeder

Mensch es in seiner Gewalt hat, sowohl irgend ein erbliches moralisches, als physisches Uebel durch richtiges Verhalten abzuschwächen oder ganz zu besiegen und somit dem schrecklichen Verhängniß und Fluche zu entrinnen — so bleibt doch das Grundgesetz in Kraft und muß es bleiben, als ein Beispiel und eine Warnung. So gewiß eine jede Sünde, welche der Mensch begeht, eine ganze Reihenfolge von Sünden nach sich zieht, so ist es nicht minder wahr und begründet, daß ein Einzelner seinen Typus der Schwachheit oder Schlechtigkeit einer ganzen Nachkommenschaft vererben kann, wobei diese Fehler in der einen Generation verschwinden, um in der andern wieder aufzutauchen, gerade wie es mit erblichen physischen Krankheitsanlagen und Eigenthümlichkeiten ist; hier wie dort bedarf es der sorgfältigsten Ueberwachung, der strengsten Erziehung, um den verderblichen Neigungen und Anlagen der Natur entgegenzutreten und sie zu überwinden, um dieses: „Es liegt im Blute“, das so schwer auszurotten ist, zu besiegen, welches oft noch die dritte und vierte Generation das Andenken an ihn oder sie verwünschen läßt, die ihnen solch beklagenswerthes Erbtheil hinterließen.

Der Fluch des ganzen Lebens von Henry Leaf, dem Vater, und Henry Leaf, dem Sohne, war, daß sie Männer gewesen, die niemals „Nein sagen“ konnten, das wußten die Frauen der Familie nur allzuwohl. Den drei Schwestern war gerade dieser Fehler so schrecklich — ein Verbrechen konnte man ihn kaum nennen, obwohl er in seinen Folgen diesem gleich stand — die traurigen, ihr Glück zerstörenden Erfahrungen, welche sie selbst dadurch gemacht, hatten

sich so fest in ihre Seelen geprägt, daß sie in Askott's Kindheit und Jugend seinen Eigensinn, mit dem er ihrem Willen entgegentrat, seinen Hang zum Egoismus und seine kleinen Rücksichtslosigkeiten fast als ein gutes Omen dafür ansahen, daß er seinem armen Vater nicht ähnlich werden würde."

Wenn die beiden unglücklichen Henry Leaf an diesem Abend aus ihren Gräbern hätten ersteigen können, um diese drei Frauen, ihre Töchter und Schwestern, mit Askott's Brief vor sich sitzen zu sehen, wie sie Pläne entwarfen, um die geringen Ausgaben des Haushaltes noch mehr zu beschränken, und die kleinen, bis dahin gestatteten Annehmlichkeiten ganz zu vermeiden, damit ihr Neffe als ehrlicher Mensch die Schulden bezahlen könne, welche er für so leicht entbehrliche Vergnügungen gemacht — wenn die beiden Abgeschiedenen sich hätten überzeugen können, wie von jenem Augenblicke an die Sorgen und Befürchtungen für Askott sich wie eine schwere Wucht auf die schon so hartgeprüften Herzen legten, Sorgen, die fortan niemals wieder ganz wichen, was auch Askott versprechen mochte, so würden bei dieser Entdeckung die beiden „armen Geister" stöhnend und ächzend entflohen sein, mit dem Wunsche, daß sie kinderlos gestorben wären, oder dem noch besseren und richtigeren, daß sie in ihrem Leben die erbliche Anlage zur Verschwendung durch Selbstbeherrschung und Sparsamkeit bekämpft hätten, während nun ihre Sünden noch jetzt unheilvoll fortwirkten, Leid und Kummer auf ihre Familie bringend, indessen sie schon zu Staub geworden in der Erde ruhten.

„Es muß geschehen“; das war das Resultat der langen Ueberlegung, welche die Damen gepflogen, und selbst Selina stimmte diesmal mit den Schwestern vollkommen überein. Trotz aller ihrer Fehler besaß sie doch richtiges Gefühl und große Anhänglichkeit für ihre Angehörigen, wie man dies häufig in Familien findet, die aus besseren Zeiten in Armuth gefallen sind, und die nun in einer Weise zusammenhalten, welche Jeden für Alle einstehen läßt, ein Verbundensein, von dem man in dieser Art in großen, wohlhabenden Häusern keine Ahnung hat.

„Nein, wir dürfen den Knaben nicht in Schulden lassen, es würde eine Unehre für die Familie sein“, sagte Selina entschieden.

„Nicht das in Schuldenbleiben, sondern das Schuldenmachen ist die wahre Schande, sowohl für Askott als für seine Verwandte.“

„Still, Hilary!“ und Johanna deutete warnend nach der Thür, aber es war zu spät.

Entweder war Elisabeth plötzlich eingetreten, oder die Damen hatten, vertieft in ihr Gespräch, ihr Kommen nicht bemerkt, jedenfalls waren aber die letzten Worte von ihr gehört worden. Ihr Gesichtsausdruck bezeugte es, mehr noch die brennende Röthe, die auf ihre Wangen stieg, als Johanna Hilary zum Schweigen aufforderte. Elisabeth stand unschlüssig in der offenen Thür, nicht wissend, ob sie fortlaufen oder eintreten solle; doch die ihr angeborene Ehrlichkeit gewann die Oberhand, und indem sie einige Schritte vorwärts trat, sagte sie:

„Verzeihen Sie, Fräulein Leaf, ich wollte gewiß nicht lauschen — dennoch hörte ich“ —

„Was und wie viel hast Du gehört?“

„Nur was Fräulein Hilary sagte. Aber seien Sie unbesorgt, ich erzähle nichts wieder; ich spreche niemals über die Angelegenheiten meiner Herrschaft. Mutter meint, das sei unrecht.“

„Deine Mutter ist eine gute, verständige Frau, Du verdankst ihr sehr viel. Jetzt kannst Du gehen.“

„Und künftig vergiß nicht an die Thür zu klopfen, ehe Du eintrittst“, sagte Fräulein Selina.

Dies war Elisabeth's erstes Bekanntwerden mit dem, was mancher Dienstbote zu theilen hat — den geheimen Kummer der Familie. Wenn auch ihre Herrinnen sie nicht zur Vertrauten wählten, so verbargen sie ihr von diesem Tage an doch nicht mehr, daß sie Sorgen hatten, verhehlten es nicht, daß sie in diesem Winter noch sparsamer als sonst in dem kleinen Haushalte sein müßten, und daß sowohl mit dem Feuermaterial als mit der Erleuchtung sehr sorgsam umzugehen sei. Auch die noch größeren Einschränkungen im Essen, die einige Male in der Woche ein Frühstück ohne Butter und ein Mittagbrot ohne Fleisch mit sich führten, mußten sowohl in der Küche als im Wohnzimmer freudig ertragen werden; denn niemals legten die Damen ihrer Dienerin Entbehrungen auf, ohne diese zu theilen.

Und seltsamer Weise, ganz Selina's Prophezeihungen entgegen, wurde Elisabeth's Betragen unter den obwaltenden Verhältnissen durchaus nicht weniger achtungsvoll, im Gegentheil, sie benahm sich jetzt noch ehrerbietiger als früher zu ihren Herrinnen. Je näher sie der Stufe trat, auf der diese selbst standen, desto mehr bil-

deten sich Gemüth und Geist bei ihr aus, so daß sie ihre Sorgen begriff und nachfühlte und immer mehr einsah, wie das Einzige, welches dem Menschen wirkliche Autorität über einen Anderen verleiht, Charakterstärke ist.

Ob also der Haushalt noch sparsamer geführt wurde, und die wenigen kleinen Annehmlichkeiten ganz fortfielen, so ertrug dies Elisabeth doch gern und freudig, ja, sie setzte sogar ihren Stolz darin, fortan auch nicht das Geringste zu verschwenden und Alles auf das Vortheilhafteste anzuwenden, wie sie es von den Anderen sah. Vielleicht mag gesagt werden, daß sie eine Ausnahme unter den Dienerinnen gewesen sei, ich aber möchte der dienenden Klasse nicht solches Unrecht anthun, dies zu glauben; ich nehme sogar an, daß sich gewiß noch viele ihres Gleichen dort vorfinden, brave, ehrliche Mädchen, die bei so guten Herrinnen, wie die Fräulein Leaf waren, gewiß eben so brauchbar und treu wie Elisabeth Hand sich bewiesen haben würden.

Wochen und Monate schwanden dahin — langsam wie es uns in schweren, angstvollen Zeiten immer erscheint. Und es waren schlimme Tage für die drei Schwestern; die Schule wurde immer kleiner, und Askott's Briefe — jetzt fast die einzige Verbindung mit der Außenwelt, denn ihre zunehmende Dürftigkeit entfremdete die Damen natürlich selbst ihrer früheren Geselligkeit — wurden immer unbefriedigender; und dieser Mangel an Ausführlichkeit ward nicht mehr durch jene anderen Briefe gut gemacht, welche einst Johanna's Herz in Hinsicht auf Askott so beruhigten.

Robert Lyon hatte einmal, nachdem er sich eingeschifft, geschrieben, und diesen Brief durch den Lootsen des englischen Kanales nach Hause geschickt, dann folgte ein langes Schweigen. October, November, December, Januar, Februar, März — wie oft zählte Hilary die verflossenen Monate, und fragte sich im Stillen, wie bald wohl ein Brief eintreffen könne, und ob überhaupt jemals wieder einer kommen würde. Zuweilen wenn die Gegenwart mit ihren Sorgen und Aengsten sie bedrückte, und die Zukunft dunkel und ungewiß vor ihr lag, fühlte sie sich so verlassen und trostlos, daß sie fast hätte sagen mögen: „meine guten Tage sind dahin“ — wenn nicht doch noch die Hoffnung, welche in den Jahren, in denen Hilary stand, wohl nie ganz erlischt, das Dunkel erleuchtet hätte.

Reiche Leute lassen sich das Herz viel leichter brechen, das heißt, sie kommen viel schneller in den kränklichen, düsteren Gemüthszustand, der durch die Bezeichnung: „ein gebrochenes Herz“ verherrlicht ist. Arme Menschen können sich dem nicht hingeben, sie haben keine Zeit dazu. Ihre stete Arbeit erhält sie gesund, und ihre spärlichen Vergnügungen sind selten schaal und leer, sondern bringen meist wahre Freude. Heilige Armuth! so dunkel und traurig sie einerseits ist, so liegt doch neben den Schatten helles Licht, so hat sie auch ihre großen Vorzüge; vorausgesetzt, daß es eine achtungswerthe, furchtlose Armuth ist, frei von Selbstsucht, wüstem, rohem Wesen und Zänkereien, vor Allem, frei von Schuldenlast.

„Wir wollen hungern, ja, wir wollen lieber ins Arbeitshaus gehen, als in Schulden gerathen“, rief

Hilary mit einem Strome leidenschaftlicher Thränen, da Selina sie einst zu überreden versuchte, einen Shawl, den sie sehr nöthig brauchte, auf Borg zu nehmen, um ihn in einer besseren Zeit zu bezahlen. „Ja, ja, lieber ins Arbeitshaus; es würde weniger schmachvoll sein, dem Vaterlande für eine Wohlthat verpflichtet, auf ehrliche Weise ihm verschuldet zu sein, als unter falschen Vorspiegelungen auf eine niedrige Art von einem Einzelnen etwas zu leihen, ohne die gewisse Aussicht, es bezahlen zu können.“

Und als Hilary im nächsten Monat, für einige früher gegebenen Unterrichtsstunden, in Besitz der Mittel kam, sich nicht nur den nöthigen Shawl zu kaufen, nein, vermöge ihres Talentes „mit wenig weit zu reichen“ auch für Johanna noch einen neuen Hut anzuschaffen, da hätte sie singen und tanzen mögen in ihrer jubelnden Herzensfreude.

Aber solche lichte Momente kamen nicht allzuhäufig; das tägliche Leben war doch hart und dornenvoll, blieb selbst dann noch schwer, als endlich der Brief: „aus fremden Landen“ eintraf, dem in regelmäßigen Zeitabschnitten andere Briefe folgten. Sie handelten mehr von Thatsachen als Gefühlen, und zwar in einfachster, schlichtester Weise; als literarische Productionen betrachtet, wären sie nicht sehr werthvoll gewesen, denn ein so vorzüglicher Lehrer und kenntnißreicher Mann Robert Lyon war, so hatte er doch nichts vom Dichter in sich. Er schrieb, wie er sprach; Beides war die treue, ungeschminkte Wiederspiegelung seines klaren, richtigen Verstandes und seines guten, liebevollen Herzens.

Wenn auch diese Briefe dem Namen nach an Johanna gerichtet waren, so brachten sie Hilary deshalb nicht weniger Trost und Freude. Diesem Thun lag vielleicht eine Grille zu Grunde oder eine übertriebene Zurückhaltung und Zartheit; gewiß geschah es aus derselben Ursache, die Robert vor Jahren von ihr scheiden ließ, ohne mehr zu sagen als: „Hilary, Sie müssen mir vertrauen!" Welche Beweggründe er auch haben mochte, so zu handeln, Hilary achtete diese, und schwankte nie in ihrem Glauben an ihn. Und wenngleich Johanna die Briefe nicht immer beantwortete, sie kamen dennoch regelmäßig, jeden Monat, und theilten alle seine Erlebnisse mit; ja, wie dies oft mit Briefen ist, die aus so großer Entfernung eintreffen, wo zwischen dem Empfänger und dem Schreibenden das weite Weltmeer liegt, so enthüllten sie mehr von des Letzterem innerem Leben und Charakter, als er selbst es vielleicht wußte.

Und Hilary, deren einzige Erfahrung über die Männer der kaum gekannte Vater, der nur zu gut in ihrem Gedächtniß lebende Bruder und endlich, der mit so großer Angst und Sorge bewachte Neffe bildete — Hilary dankte Gott, daß es doch einen Mann in der Welt gab, an den eine Frau sich lehnen konnte, ohne die Stütze gleich einem schwachen Reis zerbrechen zu fühlen, einen Mann, in den sie vollen Glauben und festes Vertrauen zu setzen vermochte.

Achtes Kapitel.

Die Zeit verfloß. Robert Lyon war nun schon mehr als drei Jahre abwesend; aber in dem monotonen Leben der drei Schwestern hatte nichts eine Veränderung erfahren — außer vielleicht Elisabeth, die jetzt mehr einer Frau als einem jungen Mädchen glich und mit ihrer derben, kräftigen Gestalt und ihrem soliden, altmodigen Wesen gut für dreißig Jahre gelten konnte.

Askott Leaf hatte seine Wanderungen durch die Hospitäler und seinen Examen überstanden, und war nun so weit, um auf eigene Hand prakticiren zu können.

Sein Pathe zahlte ihm gütiger Weise auch jetzt noch das Jahrgeld aus, und trotzdem bat er seine Tanten, als er einige Male nach Stowbury kam, ihm aus kleinen Schulden herauszuhelfen — das letzte Mal betraf es sogar eine größere Forderung. Doch nach langem, peinlichem Berathen beschlossen sie, ihm mitzutheilen, daß er mit seinem Jahrgelde auskommen müsse, da es ihnen unmöglich sei, ihn zu unterstützen; denn sie befanden sich jetzt in drückenderen Verhältnissen als früher. Viele

neue Schulen waren in der Stadt errichtet worden, und die ihrige wurde immer weniger besucht. Es war jetzt für sie keine leichte Aufgabe, mit ihren geringen Mitteln die Kosten des Haushaltes zu bestreiten; und als Askott zu Weihnachten ihnen eine Fünfpfundnote und einen lieben, dankerfüllten Brief schickte, der mehr Werth hatte als das Geld, da fühlten die Tanten sich unbeschreiblich glücklich und dankbar.

Aber ihre Schule kam immer mehr in Rückgang; und als sie eines Abends den Grund davon aufzufinden suchten, erklärte Hilary halb im Ernst halb im Scherz, es müsse daran liegen, daß der Prophet nie in seinem eigenen Lande gelte.

„Die Menschen in Stowbury werden es nimmer glauben, wie gelehrt und klug ich bin; ich fürchte nur leider, daß es eine nutzlose Art der Gelehrsamkeit ist. Griechisch, Latein und Mathematik können Kindern von kaum sieben Jahren nichts helfen, und andere schicken sie uns nicht."

„Sie denken, ich bin nur befähigt, ganz kleine Kinder zu unterrichten — und vielleicht haben sie Recht", sagte die älteste Schwester.

„Ich wünschte, Du brauchtest Dich gar nicht damit zu plagen. O, ich möchte Erzieherin werden, aber nicht hier, dann verdiente ich vielleicht so viel, die ganze Familie zu erhalten."

„Am Ende wird es doch dahin kommen, daß eine Veränderung in unserer Lebensstellung sich nöthig macht", bemerkte Johanna gedankenvoll.

„Eine Veränderung!“ Es schmerzte fast die älteste Schwester, wie ihr Liebling schon durch das Wort belebt wurde. „Wohin meinst Du, daß wir gehen sollen? Nach London? O, ich habe mich schon lange danach gesehnt, in London zu leben, ich glaubte nur, Du würdest es nicht mögen, Johanna.“

Das war die Wahrheit. Durch vieles Kränkeln vor der Zeit alt geworden, würde Johanna am liebsten ihr Leben in der ihr bekannten Umgebung beschlossen haben — aber Hilary war jung und kräftig. Die älteste Schwester rief sich die Erinnerung an jene Tage zurück, als auch sie fühlte, daß Ruhe nur ein anderer Ausdruck für Stumpfheit war, als es ihr auch am schwersten von Allem erschien, was ihr jetzt so leicht vorkam — still zu sitzen und geduldig auszuharren und zu ertragen. Ueberdies lag vor Hilary noch das ganze Leben; es konnte unter dem kräftigen Schutze eines braven, liebenden Mannes ein glückliches werden; die nie ausbleibenden Briefe aus Indien prophezeihten fast, daß es so sein würde, aber fest zu bestimmen war es doch nicht. Johanna's eigene Erfahrung ließ sie nicht allzugroßes Vertrauen weder in die Menschen, noch in das Glück setzen.

Wie aber auch Hilary's Zukunft sich gestalten mochte, jedenfalls würde sie sehr verschieden von ihrem eigenen stillen, farblosen Leben werden. Und als sie auf ihre junge Schwester blickte, auf deren holdem Antlitz der letzte Sonnenstrahl glühte — sie machten einen Spaziergang auf der Terrasse — da betete Johanna aus vollem Herzen, daß ihre Hoffnung sich erfüllen möge. Für sich selbst war sie mit ihrem bescheidenen, kümmerlichen Loose

zufrieden, doch Hilary mußte etwas Besseres werden, als eine arme Schullehrerin in Stowbury.

Für den Augenblick wurde von der Sache nicht weiter gesprochen, aber Johanna besaß jene tiefe, stille, marienhafte Natur, welche die Dinge im Gedächtniß behält und sich dann darüber mit ihrem Herzen beräth; so konnte sie, als der Gegenstand wieder zur Sprache kam, ihn gelassen aufnehmen, mit dieser sanften Ruhe, die ihr so besonders eigen war, diesem unzerstörbaren Frieden einer Seele, welche keine Stürme zu Boden werfen können, weil sie schon lange in einer besseren Welt Anker geworfen hat.

Die Ursache, welche die Uebersiedelung nach London wieder zur Sprache brachte, war ein Brief von Herrn Askott, der Folgendes schrieb:

„Geehrtes Fräulein Leaf!

Ich bitte Sie, mich wissen zu lassen, ob es Ihr Wunsch ist, wie es der Ihres Neffen zu sein scheint, daß dieser, statt nach Stowbury zurückzukehren, sich in London als praktischer Arzt niederläßt.

Da seine Erziehung nun vollendet ist, glaube ich meine Pflichten gegen ihn erfüllt zu haben; trotzdem bin ich nicht abgeneigt, ihn gelegentlich zu unterstützen, wenn er nicht, gleich seinem Vater, ein junger Mann wird, der es vorzieht, sich auf die Hülfe Anderer zu verlassen, statt sich selbst fortzuhelfen; in welchem Falle ich mich ganz von ihm zurückziehen würde.

Ich bin, mein Fräulein,

Ihr ergebener Diener
Pierre Askott."

Die Schwestern lasen den Brief eine nach der anderen, doch schien keine gewillt, darüber zu sprechen. Endlich brach Hilary das Schweigen:

„Die Hindeutung auf den armen Henry finde ich durchaus unpassend und herzlos.“

„Und dennoch war Herr Askott sehr gütig gegen ihn; seiner praktischen Umsicht verdanken wir es, daß unser armer kleiner Neffe mit seiner Wärterin zu uns nach Stowbury geschickt wurde, sonst wäre das Kind vielleicht gestorben. Doch natürlich weißt Du nichts mehr von jener Zeit, meine Liebe“, sagte Johanna seufzend.

„Er ist gütig gewesen, das ist wahr, aber es geschah stets in solcher herablassenden, beschützenden Art“, bemerkte Selina.

„Ich glaube, nur aus diesem Grunde erwies er uns seine Wohlthaten. Er hält es für fein und vornehm, uns zu patronisiren und unserer Familie Gutes zu erweisen; ja, ja das denkt er — er — dieser starke, dickköpfige Krämerlehrling, der uns stets in der Kirche unverwandt anstarrte.“

„Uns? Sage Dich. Ich dächte, er wurde stets unter die Schaar Deiner Anbeter gerechnet“, rief Hilary muthwillig neckend, worauf Selina sich höchst indignirt abwendete.

Dann begannen sie die große, beunruhigende Frage zu erörtern — Askott's Zukunft. Sie machten sich Vorwürfe, ihn so lange in London gelassen zu haben — so lange ihrem heilsamen Einflusse fern, der vielleicht dem Uebel entgegengewirkt hätte, auf welches sein Pathe mit so scharfen Worten in jenem Briefe hindeutete. Doch

ihn jetzt, nachdem er einmal fort gewesen, wieder in ihre armselige Häuslichkeit zurückzulocken, war unmöglich.

„Wie wäre es, wenn wir zu ihm gingen?“ warf Hilary ein.

Die Armen und Alleinstehenden besitzen wenigstens einen großen Vortheil — sie haben Niemand, den sie stets um Rath zu fragen brauchen, Niemand, der sich viel darum kümmert, was sie thun und wohin sie gehen. Nur die Familie hat nöthig einig zu sein und danach zu handeln.

Wenige Stunden nach dem Empfange von Herrn Askott's Brief kam Hilary in die Küche, Elisabeth zu sagen, daß sobald ihre Arbeit beendet sei, Fräulein Johanna sie zu sprechen wünsche.

„Nun — habe ich etwas versehen? Hat Fräulein Selina mich wieder verklagt?“

Elisabeth hatte ihren bösen Tag, was zwar niemals sein sollte, dennoch aber sowohl bei den Herrschaften, als bei den Dienstleuten vorkommt. Hilary merkte es gleich an der Art wie sie die Kohlen aufschüttete und in der Küche umherschaffte, aber heute hatte die junge Herrin wichtigere Dinge in ihrem Kopfe, als sich um Elisabeth's üble Laune zu kümmern. Ruhig erwiderte sie:

„Ich habe nicht gehört, daß eine meiner Schwestern unzufrieden mit Dir ist. Nur um Deines eigenen Besten willen wollten sie mit Dir reden. Wir beabsichtigen eine große Veränderung, wir wollen Stowbury verlassen, um fortan in London zu leben.“

„In London leben!“

Obgleich Elisabeth's Gefühle und Beobachtungen

schnell und richtig waren — denn das lehrte sie ihr Herz — so hatte sie doch den echt sächsischen Kopf, der nicht allzu leicht im Begreifen ist. Es war sprüchwörtlich im Hause, daß nichts schwerer sei, als Elisabeth eine neue Idee beizubringen, nichts — als vielleicht sie später wieder von dieser loszumachen.

Aus diesem Grunde zog Hilary es vor, langsam vorwärtszugehen, und sie nicht mit der plötzlichen Nachricht des Umzuges ganz außer Fassung zu bringen.

„Nun, was sagst Du zu dem Plane?“ fragte sie freundlich.

„Er gefällt mir gar nicht“, lautete die kurze, mürrische Antwort.

Es gehörte zu Hilary's Ueberzeugungen, daß kein Mensch etwas Tüchtiges sein kann, der nicht ein eigenes Urtheil, einen festen Willen hat. Vielleicht war dieser Glaube durch die Verhältnisse bedingt worden, aber sie hielt unerschütterlich fest an ihm. Mit der übertriebenen Einseitigkeit des Gefühles, welche bittere persönliche oder Familienerfahrungen meist zurücklassen — galt ihr ein fester Wille als das erste Erforderniß, um sich zu einem Menschen hingezogen zu fühlen. Es war dies bei Robert Lyon und auch bei Elisabeth der Fall gewesen.

Aber diese Eigenschaft hat auch ihre Unbequemlichkeiten, wie Hilary heute erfahren sollte. Als das Mädchen den Heerd zu säubern begann mit ärgerlichen, unwirschen Geberden und lautem Geräusch, da that die Herrin das Klügste und Würdigste, was sie unter diesen Umständen thun konnte, und was nebenbei für die

sehr empfindliche Elisabeth der härteste Tadel war — sie verließ augenblicklich die Küche.

Eine ganze Stunde entschwand, ohne daß die Klingel des Wohnzimmers ertönte, und obgleich es Waschtag gewesen war, erschien Fräulein Hilary nicht, um, wie sie sonst zu thun pflegte, beim Legen der Wäsche behülflich zu sein. Beschämt und bedrückt in tiefster Seele wartete Elisabeth so lange, bis sie es nicht mehr auszuhalten vermochte, und klopfte dann an die Thür, bescheiden fragend, ob sie das Abendbrot bringen solle.

Die sanfte, freundliche Antwort, welche ihr wurde, und der Wunsch, sie möge eintreten, weil man einige Worte mit ihr reden wolle, verscheuchten noch die letzte Spur der üblen Laune aus dem Mädchen.

„Fräulein Hilary hat Dir unsere beabsichtigten Pläne mitgetheilt, wir wünschten jetzt noch über Deine Zukunft mit Dir zu sprechen.“

„Nun?“

„Wir glauben, Du wirst uns nicht gern nach London begleiten wollen, und vielleicht möchte es für Dich auch nicht rathsam sein. Du kannst jetzt höheres Lohn erhalten, als wir Dir jemals zu bieten vermögen; wir haben schon früher daran gedacht, Dich darauf aufmerksam zu machen, Dir frei stellend, einen besseren Dienst zu suchen.“

„Sie sind sehr gütig“, lautete die eher verlegene als dankbare Antwort.

„Nein, wir sind nur gerecht und ehrlich; denn wir möchten niemals eine Dienerin für geringeres Lohn behalten, als ihre Leistungen verdienen. Bis jetzt konnte unser

früheres Uebereinkommen noch bestehen, denn Du weißt, Elisabeth, Dich anzulernen, hat uns manche Mühe verursacht." Die gütige Herrin lächelte trübe, als ob der Gedanke an die Entlassung des Mädchens, die erste Veränderung der vielen, die ihnen bevorstanden, sie näher berühre, als sie es zeigen wolle. „Nun, nun, mein liebes Kind, Du brauchst nicht so ernst darein zu blicken; wir sind durchaus nicht böse auf Dich, im Gegentheil traurig, Dich verlieren zu müssen, und wir werden Dir das beste Zeugniß ausstellen."

„Ich will — aber — gar nicht — von Ihnen gehen."

Elisabeth stieß die Worte abgebrochen hervor, mit Mühe ein Schluchzen bekämpfend, und lief schnell aus dem Zimmer.

„Wer hätte das gedacht", bemerkte Selina verwundert, „ich glaube gar, sie weinte."

Kein Zweifel darüber, denn als Hilary etwas später in die Küche trat, versuchte Elisabeth ganz beschämt ihre Thränen zu verbergen, indem sie sich noch eifriger mit ihrer Arbeit beschäftigte. Die junge Herrin nahm keine Notiz davon, sondern half ihr beim Legen der Wäsche und sagte endlich ruhig:

„Du würdest also wirklich gern mit nach London ziehen, Elisabeth?"

„Nein, es fällt mir gar nicht ein, es gern zu thun. Da Sie aber hingehen, begleite ich Sie — obgleich Fräulein Johanna sehr schnell entschlossen war, mich fortzuschicken."

„Wir hatten nur Dein Bestes im Auge."

„Früher sagten Sie immer, es sei gut für ein Mädchen, nicht den Dienst zu wechseln, und wenn Sie denken, ich werde mir eine andere Stelle suchen — so irren Sie sich; das geschieht nicht.“

Obgleich die Form der Rede entschieden unhöflich war, und zum ersten Male sprach Elisabeth in dieser Weise zu ihrem geliebten Fräulein Hilary, welche dies bei einer anderen Gelegenheit auch streng gerügt haben würde, so ließ sie es heute doch unbeachtet vorübergehen. Verwundetes Gefühl, gekränkte Anhänglichkeit lagen der Gereiztheit zum Grunde, und das rührte Hilary. Sie wußte auch, daß es ihr selbst sehr weh thun würde, wenn sie in der Küche in London ein fremdes Gesicht sähe, statt des wohlbekannten, heimathlichen von Elisabeth.

Dennoch erachtete sie es für ihre Pflicht, dieser zu erklären, daß das Leben in London manche Unbequemlichkeiten mehr haben würde, daß sie für jetzt ihr Lohn nicht erhöhen könnten, und die Familie sich Anfangs vielleicht noch mehr beschränken müßte als in Stowbury.

„Nur in der ersten Zeit, denn ich hoffe, viele Schülerinnen zu finden; und nach und nach wird auch unser Neffe durch seine Praxis guten Verdienst haben.“

„Gehen Sie seinetwegen nach London, Fräulein?“

„Nur um ihn.“

Elisabeth's leises Murren und ihr Gesichtsausdruck sagten so deutlich wie Worte: „Das wußte ich“; und dann überließ sie sich einem Schweigen, das sie gewiß gerechte Entrüstung nannte, das aber gegen die angewandt, welche nichts verschuldet hatten, wieder übler

Laune sehr ähnlich sah — eine kleine Ungerechtigkeit, die wir Menschen nur zu leicht begehen.

Es fällt mir nicht ein, dieses Mädchen als einen vollkommenen Charakter schildern zu wollen. Sie hatte unüberwindliche Abneigungen neben selten treuer Anhänglichkeit, innere und äußere Fehler, gegen die sie streiten mußte, wie wir ja Alle solche böse Feinde zu bekämpfen haben. Oft, erst ganz am Ende des Kampfes, zuweilen erst nachher, giebt Gott uns den Sieg.

Ohne weitere Erörterungen war es nun entschieden, daß Elisabeth ihre Damen nach London begleiten solle. Auch Frau Hand zeigte sich ganz zufrieden damit, und wurde nur durch die eine Befürchtung beunruhigt, daß vielleicht jene böse Person, Frau Cliffe, Tommy's Mutter, die dem Gerüchte zufolge nach London gezogen war, ihre Tochter auf Abwege führen könne. Aber Hilary erklärte ihr, daß dies Begegnen in der Weltstadt fast so unmöglich sei, als wenn zwei Stecknadeln sich in einem großen Heuschober zusammen finden sollten, und daß überdies Elisabeth kein Mädchen sei, welches man so leicht zum Bösen verleiten könne.

„Nein, nein, sie ist ein braves Geschöpf, das muß selbst ich, ihre Mutter, sagen. Ich wünschte wohl, die Kleinen nähmen sich ein Beispiel an unserer Elisabeth. Nach zwei oder drei Jahren werden Sie uns das Mädchen wohl zum Besuch nach Hause schicken, nicht wahr, Fräulein? Man möchte doch sein Kind einmal wiedersehen."

Hilary versprach das, und dann ging sie zurück durch die alte, heimathliche Stadt, welche nicht mehr lange ihr

Wohnort sein sollte, und dachte darüber sorgenvoll nach, was wohl in diesen zwei oder drei nächsten Jahren sich ereignen, wie ihr Aller Leben sich gestalten würde.

Es war ein denkwürdiger Tag — dieser sonnige achtundzwanzigste Juli — an dem der kleinen, rosigen Prinzessin, welche nun schon Großmutter ist, die Krone von drei Königreichen auf ihr junges Haupt gesetzt wurde; und Stowbury zeigte sich gleich allen anderen Städten des Landes in dem Festschmucke von Kränzen und Blumengewinden, grünen Lauben und Triumphbogen, wehenden Fahnen und Bannern. Auf den Straßen und Plätzen standen lange, weißgedeckte Tafeln, an denen arme alte Männer gespeist und die Frauen mit Thee bewirthet wurden. Alles war auf den Beinen, den Festtag zu feiern, und voll Jubel die Gesundheit der jungfräulichen Königin zu trinken, oder stille Gebete für ihr Wohl zum Himmel zu senden, denn Jeder war erfüllt von leidenschaftlicher Loyalität für die junge Herrscherin.

Vierundzwanzig Jahre sind seitdem verflossen, aber Alle, die sich dieses Tages erinnern, werden zugestehen, daß es niemals einen Tag gleich diesem gegeben, an dem im ganzen Lande jedes Mannes Herz voll ritterlicher Ergebung, das jeder Frau voll inniger Zärtlichkeit dieser einen königlichen Jungfrau entgegenschlug, die — Gott segne sie! — all die Liebe so wohl verdiente und sich zu erhalten wußte.

Hilary führte eine Dame durch die belebten Straßen der Stadt, ihr, der Fremden, die Festlichkeiten zu zeigen. Es war die kleine, schüchterne Wittwe, die das Haus mit der ganzen Einrichtung von den Fräulein Leaf über-

nahm, und die sie außerdem noch sehr glücklich gemacht hatten — denn selbst der Arme kann dem noch Aermeren ein Wohlthäter werden — indem sie sich weigerten für „die Kundschaft" der Schule irgend eine Entschädigung anzunehmen.

Später wurde Hilary aus der Wohnung jener Dame von Elisabeth abgeholt, der man einen freien Nachmittag gegeben, und Herrin und Dienerin gingen zusammen nach Hause, wobei sie hier und dort die noch im Zwielicht stehenden fröhlichen Gruppen von Menschen beobachteten, welche über den froh verlebten Tag sprachen, oder den Klängen der National-Hymne lauschten, die aus den erleuchteten Fenstern der Stadthalle drang, in der die Leute der geringeren Stände sich versammelt hatten, um den Tag durch Tanz und Musik, aber in anständigster Fröhlichkeit zu feiern.

Hilary, die sich oft aus den beengenden Verhältnissen der kleinen Stadt in die weite, thatenreiche Welt gesehnt, in der so viel Großes gedacht, geschrieben und verrichtet wurde, in die Welt, mit der Robert Lyon einen so schweren Kampf zu bestehen hatte, um festen Fuß darin zu fassen — Hilary fühlte jetzt, als sie durch die alten Straßen schritt, doch ein leises Bangen und Bedauern, die so wohlgekannte Stätte zu verlassen und seufzend sagte sie:

„Ich möchte wissen, Elisabeth, wie es in London aussieht und wie sich unser Leben dort gestalten wird!"

Elisabeth antwortete nicht. Einen Augenblick zeigte sich auf ihrem Gesicht der Wiederschein des Lichtes, das

von dem Antlitz ihrer Herrin leuchtete, dann aber nahm es wieder den Ausdruck von Entschlossenheit und Abweisung an, der ihr so natürlich war. Für das Leben, welches vor ihnen lag und das Keine kannte — o wenn sie geahnt, wie es werden würde! — war auch sie vorbereitet und gewappnet.

Neuntes Kapitel.

Der Tag der Abreise war gekommen.

Als die Schwestern zum letzten Male durch die alten, noch menschenleeren Straßen von Stowbury fuhren, sagte Johanna:

„Ich erinnere mich wie meine Großmutter mir öfter erzählte, daß ihr künftiger Mann, als sie ihn bei seiner ersten Bewerbung aus Coquetterie ausschlug, sich in seiner Verzweiflung stracks auf's Pferd warf, um nach London zu reiten, und sie fühlte sich so elend bei der Vorstellung, welche Gefahren die Reise dahin und der Aufenthalt dort ihm bringen könne, daß sie nicht ruhte, bis man ihn zurückholte, worauf sie ihn gleich heirathete."

„Nun solche romantische Katastrophe wird schwerlich einer von uns begegnen, es müßte denn Elisabeth sein", erwiderte Hilary, mit dem Versuche durch einen kleinen Scherz die Zeit zu kürzen und das Wehe des Scheidens zu mildern, welches Johanna fast überwältigte. „Was

sagst Du dazu, Elisabeth — denkst Du Dich in London zu verheirathen?"

Aber die Angeredete vermochte selbst ihrem lieben Fräulein Hilary nicht zu antworten. Die Damen hatten nicht geglaubt, daß ihr das Verlassen ihres Geburtsortes so nahe gehen würde. Ihre Augen hingen unverwandt an dem Kirchthurme von Stowbury, und als sie ihn nicht mehr mit ihrem Blick erreichen konnte, starrte sie theilnahmlos und „stumm wie ein Fisch" aus dem Wagenfenster. Ein Paar große, klare Thränen sammelten sich in ihren Augen, aber mit ärgerlicher Geberde trocknete sie dieselben und man sah, sie that sich Gewalt an, um nicht in lautes Weinen auszubrechen.

Ihre Herrschaft hielt es somit für das Beste, das Mädchen sich selbst zu überlassen. Als die Reisenden endlich bei der Station ankamen, von wo aus sie zum ersten Male auf der Eisenbahn fahren sollten, entspann sich ein kleiner Streit über die Art, wie man reisen wollte. Johanna war entschieden für „die zweite Klasse", schon weil sie da Elisabeth bei sich behalten konnten; für welche Güte ein schwaches Lächeln um des Mädchens zitternde Lippen irrte.

Bald waren sie in dem kahlen, ungepolsterten Coupé der zweiten Klasse untergebracht, und nun ging es wie im Wirbelwind an Dörfern und Städten vorbei, durch England dahin, in Richtungen, die all ihren geographischen Kenntnissen widersprachen und diese verwirrten. Als der Tag durch einen schweren, dichten Regen vor der Zeit verdunkelt wurde, begannen die schon so trüben,

erschöpften Lebensgeister der vier Reisenden immer mehr zu ermatten. Johanna sah erschreckend bleich und elend aus, Selina war, um Askott's Ausdruck zu gebrauchen, „so scharf wie ein zweischneidiges Schwert“ und selbst Hilary, wenn ihre Augen sich von der grauen, nassen Landschaft außen abwendeten, fand keinen Punkt im Wagen innen, auf dem sie zur Erholung ruhen konnten, es sei denn Elisabeth's frisches, rundes Gesicht gewesen.

Ob es vom Geiste des Widerspruches kam, der den Naturen besonders eigen, welche in der Jugend mehr streng und ernst als sanft sind, oder ob es einem besseren Gefühle zuzuschreiben war, die Thatsache stand fest, daß, wenn die Stimmung der Anderen immer gedrückter wurde, die Elisabeth's sich hob.

Nichts vermochte sie schneller aus einem ihrer „brummigen Anfälle“ herauszubringen, als wenn eine ihrer Herrinnen in üble Laune gerieth. Als Selina nun unruhig hin und herzurücken begann, bald da, bald dorthin sich wendend, wobei ihre klagende Stimme Johanna's Nervenabspannung bis zur Qual zu steigern schien, so daß selbst Hilary bat: „Selina, verhalte Dich ruhig!“ da erhob sich Elisabeth augenblicklich aus dem Versunkensein in ihre düstere Unzufriedenheit und zeigte sich hülfreich und thätig.

Sie war nur eine schlichte Dienerin, aber die Natur verleiht jene Eigenschaft, welche wir „Charakterstärke“ nennen, ohne nach dem Stande des Empfängers zu fragen. Hilary dachte später noch oft daran, wie viel angenehmer der Beschluß als der Anfang der Reise gewesen — wie Johanna bequem dalag, ihre Füße in

Elisabeth's Schooß ruhend, mit deren bestem Tuch sorglich zugedeckt, und wie Selina's ganze Aufmerksamkeit durch eine Vorrichtung gefesselt wurde, die sie mit Hülfe eines Handtuches, einer Gabel und Elisabeth's Korb, den durch das Dach des Wagens eindringenden Regen auffangen ließ; stolz auf ihren klugen Einfall, wurde sie ruhiger und weniger unangenehm. So waren denn Hilary's Sorgen augenblicklich etwas zum Schweigen gebracht, und sie konnte still sitzen, die Augen auf die Regenlandschaft gerichtet, welche sie nicht sah, während ihre Gedanken weit fortwanderten nach jener vor ihr liegenden fremden Stadt und dem unbekannten Leben dort, in das sie gleichsam hineingezogen wurde, wie wir Alle, unwissend, widerstandslos, oft fast unbewußt in neue Verhältnisse und Geschicke hineingerissen werden. Zum ersten Male stiegen beunruhigende Zweifel über die Zukunft in Hilary auf. So sehr sie sich gesehnt und gestrebt nach London zu gehen, jetzt da der Würfel gefallen und die Brücke abgebrochen war, erschien ihr das alte einfache, aber so friedliche Leben in Stowbury in einem anderen Lichte und erstieg als etwas sehr Theures, Verlorenes vor ihr auf.

„Ich möchte wohl wissen, ob wir je dahin zurückkehren werden, und was geschehen wird, ehe es dazu kommt", dachte sie im Stillen, und unwillkürlich fiel ein ängstlich forschender Blick auf Johanna, die neben dem frischen, kräftigen Dienstmädchen besonders alt und angegriffen aussah.

„Elisabeth!" Die Angeredete, welche die Füße ihrer Herrin durch Reiben zu erwärmen suchte, schreckte zu-

sammen bei dem ungewohnt scharfen Ton von Hilary's Stimme. — „Laß, ich werde das meiner Schwester selbst thun; blicke hinaus auf London, das vor uns liegt!“

Denn die große, rauchgeschwärzte Wolke, die sich am regenschweren Horizonte erhob, bezeichnete wirklich die Gegend, wo London lag. Bald traten aus dem Dunstmeer Häuser hervor, und dann hielten sie auf dem Bahnhofe an und wurden aus dem Wagen auf den Perron hinausexpedirt. Dort standen sie, die armen, verlassenen Frauen und durchspähten ängstlich die wogende Menge nach dem einen ihnen bekannten Gesichte — das aber nicht zu finden war.

„Es ist sehr sonderbar, sehr unrecht von Askott. Hilary, Du hast ihm doch genau die Stunde unserer Ankunft geschrieben? Dies eine Mal konnte er wenigstens pünktlich sein.“

So zürnte Selina, während Elisabeth halb durch ein Wunder im Besitz alles Gepäckes gekommen war, das sie nun mit derselben Umsicht und Kraft, wie sie es herbei geschafft, gegen die übertriebene Dienstfertigkeit der Träger vertheidigen mußte, die es ihr gewaltsam entreißen wollten, indessen sie einen bequemen Sitz für ihre Herrin davon herzurichten bemüht war.

„Habe Geduld, Selina! Laß uns noch einige Minuten warten, Hilary!“

Mit diesen Worten setzte Johanna sich nieder und blickte mit ihrem milden, leidensvollen Antlitz in das ihrer jüngsten Schwester, die mit dem Feuer der Jugend über die Vernachlässigung des Neffen sehr empört war.

Sie warteten bis der Perron fast ganz menschenleer geworden und die letzte Droschke sich entfernt hatte, als ein Wagen mit größter Schnelligkeit vorfuhr und Askott hinaus sprang.

Er war so sehr betrübt, ganz niedergeschlagen und beschämt, daß er seine Tanten hatte warten lassen; aber seine Uhr mußte falsch gehen — einige Freunde hatten ihn länger bei Tische aufgehalten — und der Zug war gewiß früher als sonst eingetroffen.

Die Damen fanden nicht heraus, welche Entschuldigung die richtige war, aber sie blickten in sein schönes, helles Antlitz und ihr Zorn schwand dahin, wie Wolken vor dem Strahle der Sonne entweichen. Askott war so ganz und gar ein Gentleman, er trug feine, geschmackvolle Kleider — ja, er war noch besser angezogen als in Stowbury — und dann schien er so herzensfroh, die Tanten zu sehen. Er half ihnen Allen sorglich beim Einsteigen in den Wagen, selbst Elisabeth, obgleich er Hilary zuflüsterte: „Um's Himmels willen, weshalb brachtet Ihr sie mit?" und dann, als er eben im Begriff war, fröhlich auf den Bock zu springen, kehrte er noch einmal zurück mit der Frage, wohin der Kutscher fahren solle!

„Wohin?" wiederholten seine drei Tanten in unbegrenztem Erstaunen. Sie hatten nie anders gedacht, als daß der Neffe sie in seine Wohnnng führen werde.

„Ihr müßt es selbst einsehen", sagte Askott mit einiger Verlegenheit, „daß Ihr es bei mir sehr wenig comfortable finden würdet. Eines jungen Burschen

Stuben sind nicht wie die Zimmer eines eigenen Hauses, überdies" —

„Ueberdies giebt es für einen jungen Mann, der sich seiner alten Tanten schämt, bald Ausreden, um sie los zu werden."

„Selina!" bat Johanna leise. „Mein lieber Junge, Deine Tanten wollen Dir gewiß keine Unbequemlichkeiten verursachen. Führe uns nur nach einem Gasthofe heute Abend, morgen werden wir uns selbst eine Wohnung suchen."

Askott schien von großer Sorge befreit.

„Und Du bist mir nicht böse, Tante Johanna, gewiß nicht?" sagte er mit einer leisen Reue in Ton und Blick, die an seine Kindheitstage erinnerten, denn er konnte nicht blind dagegen sein, wie sehr erschöpft die arme Tante aussah.

„Nein, mein Liebling, ich zürne Dir nicht; es thut mir nur leid, daß wir es nicht früher erfuhren, wir hätten uns dann besser vorsehen können. Wohin sollen wir uns nun wenden?"

Askott nannte mehrere Hotels, doch man sah, daß er sie nur dem Namen nach kannte. Endlich erinnerte sich Johanna eines Gasthauses, in welchem ihr Vater bei seinen häufigen Besuchen in London zu wohnen pflegte, von wo aus man ihn auch sterbend heimbrachte. Und obwohl alle die damit verknüpften Erinnerungen trauriger Art waren, so schien dies Hotel ihnen doch weniger fremd in der großen, unbekannten Stadt und sie fuhren dorthin.

„Es ist ein ganz guter Gasthof", rief Askott

eifrig. „Ich werde Euch dort schon comfortable unterbringen; und wir wollen ein kleines, hübsches Abendessen bestellen und recht fröhlich sein. Alles in Ordnung? Fahrt zu, Kutscher!“

Er sprang auf den Bock und blickte übermüthig in den Wagen hinein, den Dampf seiner Cigarre und sein langes, wallendes Haar — Selina's beiden großen Abneigungen — gerade beim Herüberbiegen ihr in's Gesicht wehend, aber er sah dabei so hübsch und so heiter aus, daß ihr Zürnen in ein Lächeln überging.

„Wie schön und fein der Knabe geworden ist.“

„Ja“, erwiderte Johanna mit einem leisen Seufzer, „und hast Du bemerkt, wie ähnlich er seinem“ —

Der Satz ward nicht beendet. Ach, was müßte ein Mann empfinden, der geglaubt, daß seine Thorheiten nur ihm Schaden brachten, wenn er hörte, wie nach Jahren seine nächsten Verwandten davor zurückbebten, auszusprechen, als das Schlimmste, was sie von seinem Sohne sagen können: „er wird seinem Vater ähnlich.“

Vielleicht lag es an dem unaufhörlichen Geräusch, dem Rasseln der Wagen auf der Straße — wenigstens so versicherten sie es sich gegenseitig — daß die Damen die erste Nacht in London kaum ein Auge schlossen; und als sie Morgens beim Frühstückstisch saßen und den Neffen schon eine ganze Stunde vergebens erwartet hatten, da mochte es wohl die Düsterheit des kleinen Zimmers verschulden, daß ein Schatten über ihnen Allen lag. Aber die trübe Wolke war unleugbar vorhanden.

Sie verdichtete sich mehr und mehr, trotzdem draußen

die Sonne hell und klar vom Himmel lachte, und die vom Regen der Nacht getränkte Erde doppelt frisch erschien, so daß selbst der Stadttheil, in dem sie wohnten, freundlich aussah, und das Pflaster der Straßen ordentlich vor Weiße und Sauberkeit leuchtete, so daß man „dreist davon hätte essen können", wie Elisabeth sagte, das allereinzigste Lob, welches sie bis jetzt London zuerkannte. Sie hatte den ganzen vorigen Abend stumm in einer Ecke des Zimmers gesessen, weil ihre Herrin sie nicht in die „terra incognita" eines Londoner Hotels hinausschicken wollte. Askott war Anfangs sehr verdrießlich gewesen über „das Gespenst beim Feste", wie er sie nannte, doch nach und nach hatte er seinen Aerger vergessen; und mit einer Mischung kindlicher Fröhlichkeit und männlicher prahlender Sicherheit hatte er über seine Pläne und Absichten gesprochen, wie er ein hübsches Haus miethen wolle an einem der freien Plätze, mindestens in einer Straße, die darauf mündete, und wie auf dem glänzendsten und größten aller Messingschilder: „Henry Leaf, Wundarzt" zu lesen sein solle; und wenn er sich dann schnell eine einträgliche Praxis erwerben werde, so müßten die Tanten alle zu ihm in sein wohnliches Haus ziehen.

Die guten Tanten lächelten und lauschten vergnügt dem Erzählen des jungen Mannes, und vergaßen ganz die dunkle, schweigende Gestalt in ihrer Ecke, die vielleicht eingeschlafen war oder auch zuhörte.

Aber über die frohe Zuversicht von gestern hatte sich heute ein trüber Flor gesenkt. —

„Elisabeth, komm her zu mir und sieh Dir London an!“

Die Gerufene trat zu Hilary, welche wieder eine lange, lange Stunde damit zu verkürzen suchte, daß sie auf die wogende Menschenmenge in den Straßen schaute und ihre Bemerkungen darüber machte. Auch Selina warf ab und zu einen Blick durch das Fenster, aber noch öfter ging sie unruhig auf und ab, stets von Neuem sich wundernd, daß Askott nicht kam, indessen die älteste Schwester, die niemals unstät war, immer stiller und stiller wurde. Ihre Augen hatte sie fest auf die Thür gerichtet mit einem Ausdruck, der ihrem leidensvollen Antlitz eingeprägt war durch manche Stunde ängstlichen Harrens und athemlosen Lauschens auf den Schritt des Erwarteten, der selten kam, und wenn er kam, nur Sorge und Kummer mit sich brachte. O, wie viele Jahre schon war ihren Zügen dieser schmerzliche Ausdruck eigen, ein untrügliches Zeichen des langen, langen Kampfes zwischen der Macht der Verwandtenliebe und der Stimme des Gewissens, zwischen Mitleid und gerechtem Zorne, kaum mehr zu unterdrückender Verachtung. Dieser Kampf war schon seit mehr als einer Generation den Frauen dieser Familie als schwere Bürde auferlegt worden, ja er schien zuweilen als ein nicht zu bannendes Fatum über ihnen zu schweben.

Gegen Mittag schlug Johanna vor, die Rechnung vom Kellner zu fordern, und die Größe derselben erschreckte die Damen so, daß Hilary meinte, sie dürften nicht zum Mittagessen im Hotel bleiben, das Beste würde sein, sich gleich nach einer Wohnung umzusehen.

„Wie, ohne die Begleitung eines Herrn? Unmöglich. Ich habe immer gehört, keine Dame könne in London allein auf der Straße gehen.“

„Dann würden wir sehr schlimm daran sein, Selina. Wie es auch werden mag, ich will den Versuch wagen. Man nannte uns ja die Gegend, in der die Wohnungen am billigsten und besten wären — das heißt für uns am besten. Es kann nicht weit von hier sein. Ich möchte mich gleich auf den Weg machen.“

„Ganz allein?“ rief Johanna ängstlich.

„Nein, meine Liebe. Ich nehme den Plan von London und Elisabeth mit mir; sie wird sich nicht ängstigen.“

Elisabeth lächelte und erhob sich mit dem Ausdruck tiefster Ergebenheit, mit dem sie sich angeschickt haben würde, Fräulein Hilary bis zum Nordpol zu folgen, wenn es nöthig gewesen wäre. Nachdem Selina's Gegenreden überstimmt wurden, die auch nicht mehr so heftig waren, da sie selbst sich nicht dem unpassenden Unternehmen anzuschließen brauchte — und nachdem man immer noch einige, und wieder einige Minuten gezögert hatte, in der Hoffnung, Askott kommen zu sehen, wurde endlich wirklich aufgebrochen. Und nach einem Abschiede fast so feierlich, als wenn in der That eine Expedition nach dem Nordpol ihnen bevorstände, traten Herrin und Dienerin auf die sonnige Straße und verschwanden bald in der wogenden Menge.

Ein seltsames Empfinden überkam sie und doch war Anregung darin. Die ungeheure Einsamkeit, welche für den Einzelnen in einer Londoner Volksmasse ist, wurde

von diesen beiden einfachen Mädchen aus der Provinz noch nicht begriffen. Sie fühlten nur das Leben in derselben, das rastlos treibende, thätige Leben. Nichts verwunderte Hilary mehr, als der Gesichtsausdruck der Vorübergehenden, die so sehr mit sich selbst beschäftigt und in sich versunken schienen, daß sie auf keinen Anderen achteten; und trotz Selina's Befürchtungen geschah ihr nicht das Geringste, ja man kümmerte sich weniger um sie, als in Stowbury.

Gutes, altes Stowbury! Wie weit entfernt sie davon waren, wurde ihnen wieder einmal klar, als ein unsauberes, in Lumpen gehülltes Mädchen, mit dem Blick des Lasters in den Augen, ihnen eine Moosrose anbot, „eine schöne, frische Moosrose für einen einzigen Penny"; Elisabeth, die ein Wenig zurückgeblieben, kaufte sie, fand aber bald, daß es eine abgebrochene, auf ein Endchen Draht gesteckte Blume war.

„Das scheint Londoner Manier zu sein", sagte sie sehr streng, und es bemächtigte sich ihrer eine so menschenfeindliche Stimmung, daß sie kaum auf die schönen Plätze und herrlichen Gebäude achtete, und als ihre Herrin sie auf die großen, hübschen Häuser aufmerksam machte, nur erwiderte: „Ich möchte nicht die hohen Treppen auf und ablaufen."

Trotzdem blieb Hilary heiter. Sie war froh, in diesen Gegenden zu sein, die sie aus der Erzählung so wohl kannte, froh, sich nun wirklich in Person da zu befinden, wo sie im Geiste so oft geweilt hatte. Dieser Umstand an sich erfrischte sie schon. Sie meinte, sie würde sich viel glücklicher in London fühlen als anderswo;

in den langen Jahren der Trennung, welche vielleicht noch vor ihr lagen, würde es gewiß sehr gut sein, recht thätig schaffen und sorgen zu müssen; ja, selbst einen schweren Kampf mit den neuen Verhältnissen zog sie trägem Dulden vor. Immer wieder kam ihr der Ausspruch eines Dichters ins Gedächtniß, als etwas durchaus „Wahres". Und wenngleich er im Original von einem Manne zur Frau gegenüber gebraucht wurde, und sie lächeln mußte, wie Viele, zum Beispiel Selina unter diesen, es unweiblich finden würden, daß sie, ein Mädchen, die Worte sich zu eigen machte, so that sie es dennoch. Hilary glaubte fest, daß die Liebe die edelste und reinste ist, welche ganz unabhängig von der Gegenliebe durch eigene Kraft lebt und besteht, und durch welche sowohl der Mann als die Frau zu der Ueberzeugung gelangt, um sagen zu können, daß die höchste Aufgabe des Lebens — natürlich immer Gottes Geboten und seinem Willen zuerst sich fügend — die ist:

„Wenn selbst Dich nicht zu gewinnen, doch stets mich würdiger Dir zu fühlen."

Solche Gedanken machten Hilary's Schritt fest und ihr Herz leicht, so daß sie kaum merkte, welche Entfernung sie schon zurückgelegt hatten, bis die schwere Londoner Luft sie zu bedrücken, und das zwar glatte, aber heiße Pflaster ihren Füßen weh zu thun begann.

„Bist Du müde, Elisabeth? Wir werden uns bald ruhen. Hier müssen Zimmer zu miethen sein, ich weiß nur noch nicht recht den Namen" —

Als Hilary an einer Ecke den Namen der Straße las, bemerkte Elisabeth, wie ein glühendes Erröthen das

erst so blasse, müde Gesicht ihrer Herrin überflog. In dem Augenblick schlug eine Thurmuhr.

„Das muß die St. Pankratius-Kirche sein. Und dies — ja dies ist die Burton-Straße — der Burton-Platz.“

„Ich bin überzeugt, Fräulein Leaf würde hier nicht gern wohnen“, bemerkte Elisabeth, indem sie mit nicht sehr freundlichem Blick die düsteren rez-de-chaussée betrachtete, in denen doch viele achtbaren Generationen sich heimisch fühlen mußten, und wo beim herannahenden Ende der Saison beinahe ein Haus um das andere den Zettel trug: „Möblirte Zimmer zu vermiethen.“

„Du magst Recht haben“, erwiderte Hilary zerstreut. Dennoch fuhr sie fort, die ganze lange Straße auf und nieder zu gehen, und wandte sich dann dem trübseligen, ödeaussehenden Platze zu, der mit einigen Bäumen besetzt war, an denen das Laub schon dürr und welk wurde, nicht in jenes goldige Roth übergehend, mit dem der Herbst die Wälder schmückt, sondern von dem vorzeitigen Absterben getroffen, das einen so häßlichen, traurigen Anblick gewährt.

„Ich bin froh, daß er nicht hier ist — herzensfroh“, dachte Hilary, als sie nun mit eigenen Augen diese düstere, reizlose Gegend sah, in der Robert Lyon in seiner Dachstube Jahr aus, Jahr ein studirt hatte, während diese welken, bestaubten Bäume das einzige sichtbare Erinnerungszeichen an jenes freie Landleben waren, in dem er, der Natur so nahe, seine Kindheit verbracht hatte, und das er, wie sie wußte, leidenschaftlich liebte. Jetzt verstand sie, was er gemeint hatte mit jenem

„Heißhunger", wie er es zuweilen scherzend nannte, jenem Sehnsuchtsfieber nach einem einzigen Blick auf frische, grüne Bäume und Felder, auf eine blühende Hecke voll zwitschernder Vögel. Sie fragte sich, ob auch sie wohl dieses Gefühl ergreifen würde in dieser fremdartigen Wüste, als die ihr London mehr und mehr erschien und sie bedrückte.

Ja, sie war zufrieden, daß er fern war, fort aus diesen beengenden Verhältnissen — und doch wenn er plötzlich um jene Ecke dort gebogen wäre, wenn er sie begrüßt hätte mit seinem lieben Lächeln, dem warmen, treuen Händedruck —

Für einen Moment lehnte sich ihr Herz mit einem wilden, rebellischen Weheschrei gegen das Schicksal auf — denn Jahre und Jahre dieses schon so kurzen Daseins zu verlieren in dieser Halb-Existenz, welche ein Leben fern von dem besten Schatze unseres Herzens, dem Lichte unserer Augen ist, das ist hart und grausam!

„Fräulein Hilary!"

Sie schreckte empor aus ihrem Versunkensein und legte ihr Herz sogleich unter Schloß und Riegel.

„Fräulein Hilary, Sie sehen so erschöpft aus."

„Meinst Du? Nun da wollen wir uns bei diesem Kuchenbäcker ausruhen und stärken, denn wir dürfen uns nicht krank machen, wir haben heute noch viel zu thun, Elisabeth."

Ja, auf so viele Mühsal hatten sie gewiß nicht gerechnet. Sie durchwanderten eine Straße nach der anderen, besahen gewiß zwanzig Wohnungen, ehe sie

auch nur eine annähernd für sie passende antrafen. Dennoch mußten sie einen Ort ausfindig machen, an dem Johanna's armer, schmerzender Kopf für diese Nacht ungestört ruhen konnte. Endlich vollkommen erschöpft von der Anstrengung, die ein solcher Tag in London mit sich bringt, und die nicht nur den Körper, sondern auch den Geist zu Boden wirft, fing Hilary's Muth an zu sinken. O, was sie gegeben haben würde für einen starken, stützenden Arm, eine tröstende Stimme, ein Herz, das ihr zugeflüstert: „Aengstige Dich nicht, wir sind ja bei einander; wir tragen Alles gemeinsam."

Und mit jenem überwältigenden Sehnen, welches nur die Frau in ihrer Hülflosigkeit zuweilen empfinden kann, bangte sie sich nach der Stütze seines Armes, nach nach der theuren Stimme, die ihr Trost brächte, nach dem einzigen Herzen, dem, wie sie fühlte, sie ganz vertrauen konnte.

Arme Hilary! Und dennoch warum sie bedauern? Für sie gab es nur drei Möglichkeiten; wenn Robert Lyon ihr treu war, so wurde sie sein, ganz und mit voller Hingebung, sein liebendes und geliebtes Weib bis zum Lebensende; verließ er sie, so würde sie ihm vergeben; starb er, so blieb sie trotzdem die Seine, keinem anderen Manne angehörend, bis der Tod sie dem Geliebten vereinte. Eine derartige Liebe kannte auch Sorge und Schmerz, aber nicht jene Angst und Furcht, welche das Band der Herzen lockert und die Gefühle schwächt. Wenn sie auch auf nichts anderes bauen, auf nichts anders sich fest verlassen kann, ihrer selbst ist sie immer sicher.

„Ihre Kraft ist stark,
Wohl kann sie leiden, doch lange währt das Leiden nicht.“

Und selbst durch das heißeste Weh zieht sich ein Gefühl der Sicherheit und des Friedens, das oft an wahre Freudigkeit streift.

Hilary bekämpfte die sie umfluthenden Empfindungen und richtete alle ihre Gedanken auf die zu miethende Wohnung. Endlich fand sie eine, aus deren Zimmern man jene, vorhin erwähnten bestaubten Bäume sehen, und die Uhr der Pankratius-Kirche hören konnte.

„Ich möchte glauben, diese würde uns passen, wenigstens für's Erste“, sagte sie heiter; und dann erkundigte sie sich, ob nicht noch ein Schlafzimmer mehr zu haben sei.

Es stand nur eine kleine Giebelstube leer. „Damit möchte Askott nicht zufrieden sein“, sprach Hilary leise vor sich hin, und dann fügte sie mit schnellem Entschlusse laut hinzu: „Das Beste ist, ich suche Askott auf, ehe ich mich entscheide. Willst Du mich begleiten oder hier bleiben, Elisabeth?“

„Ich werde mitgehen, wenn es Ihnen recht ist, Fräulein.“ (Das Ihnen recht, klang fast wie mir recht.) „Wird Herr Askott bei uns wohnen?“

„Vermuthlich.“

Schweigend schritten sie dahin, bis sie die Gower-Straße erreichten, über deren Schönheit Hilary ganz erstaunt war.

„Hier sollte mein Neffe wohnen? Es muß ein Mißverständniß sein, und dennoch wollen wir das bezeichnete Haus aufsuchen.“

Nein, es war kein Irrthum. Herr Askott Leaf hatte drei Monat hier gewohnt, war aber am heutigen Morgen ausgezogen.

Auf die Frage, wohin, wußte das Hausmädchen keine genügende Auskunft zu geben, doch rief sie die Wirthin herbei, welche eine Frau ganz in demselben Genre war, wie die vielen Zimmervermietherinnen, mit denen Hilary heute schon verkehrt hatte, nur noch etwas gezierter, unsauberer, und mit noch mehr Flitterstaat behängt als die früheren.

„Ja, Herr Leaf ist ausgezogen, ohne seine jetzige Adresse zu hinterlassen. Junge Leute finden es zuweilen unbequem, ihre neue Wohnung anzugeben, gewiß hätte er's gethan, wenn er geahnt, daß eine junge Dame nach ihm fragen würde."

„Ich bin Herrn Leaf's Tante", erwiderte Hilary mit flammendem Antlitz.

„Wirk—lich?" Aus dem Ton der Stimme sprach höfliche Ungläubigkeit.

Aber die Frau hatte einen scharfen, geübten Blick, wie ihn so oft betrogene Londoner Hauswirthinnen wohl bekommen, als sie Herrin und Dienerin genauer betrachtete, änderte sich ihr Betragen, und sie fing sogar an, ihren letzten Miether zu loben; es sei ein so gentiler, angenehmer Herr gewesen, der immer nur guten Umgang gehabt, und der ihr auch versprochen hätte, ihre Zimmer seinen Freunden zu empfehlen.

„Und die kleine Miethsschuld soll ihm weiter keine Sorge machen, das sagen Sie ihm gefälligst, Fräulein; er kann mich bezahlen, wenn es ihm paßt. Sollte er

nicht bald einmal herkommen, so möchte ich mir die Freiheit nehmen, seine Koffer und Bücher zu dem Herrn Pierre Askott zu schicken, welcher in der — ja nun habe ich Straße und Nummer vergessen.“

Die arglose Hilary nannte Beides.

„Richtig, das stimmt. Es ist der alte Herr, bei dem Herr Leaf alle vierzehn Tage zu Tische eingeladen war; ein sehr, sehr reicher Mann, dessen einziger Erbe er sein wird, wie er mir erzählte. Herr Askott ist wohl ein Verwandter von Ihnen?“

Hilary verneinte es, und nachdem sie der Wirthin gesagt, sie werde bald von Herrn Leaf hören, eilte sie von dannen.

„Werden Sie es aushalten, so schnell zu gehen, Fräulein?“ fragte Elisabeth besorgt.

Hilary stand nach Athem ringend still. Hoffnungslos irrte ihr Blick über die lange, heiße, staubige Straße, auf die ein Londoner Nachmittag schon seine Dämmerung senkte.

„Laß uns nach Hause — nach Hause!“ Und bei diesen Worten rang sich ein Schluchzen aus dem gepreßten Herzen, ein leidenschaftliches, abgebrochenes Schluchzen, dem aber kein zweites folgte. Nein, sie durfte ihre Kraft nicht durch Weinen erschöpfen.

„Du hast Recht, Elisabeth, ich werde matt und das darf nicht sein. Etwas muß entschieden werden.“ Wieder hemmte sie ihren Schritt und legte ihre Hand auf die glühende Stirn, die heißen Augen. „Ich will zurückkehren und jenes Quartier miethen, Du magst dort bleiben und Alles in Ordnung bringen, indessen ich meine

Schwestern hole. Doch warte, ich habe noch etwas vergessen!"

„Sie ging noch einmal in das soeben verlassene Haus zurück und schrieb auf eine ihrer Karten die einzige, immer geltende Adresse, welche sie angeben konnte, die des Banquiers in der City, der ihnen ihre fünfzig Pfund Jahrgeld auszahlte.

„Wenn einer von Herrn Leaf's Creditoren nach ihm fragt, so geben Sie ihm dies; seine Freunde können immer auf der Londoner Universität von ihm hören."

„Vielen Dank, Madame", erwiderte die nun honigsüße Hauswirthin. „Ich fürchtete niemals, daß der junge Herr mich mit meiner Forderung im Stich lassen wolle. Ist er auch stets etwas nachlässig mit dem Bezahlen der Rechnungen gewesen, so war er doch durch und durch ein Gentleman; ich würde ihn gern wieder bei mir aufnehmen — oder vielleicht suchen Sie Zimmer?"

„Nein, ich danke. Guten Morgen." Und Hilary verließ schnell die gesprächige Frau.

Nicht ein Wort wurde zwischen ihr und Elisabeth gewechselt, bis sie in den engen, düsteren Stuben standen, die fortan ihr „zu Hause" bilden sollten und dann redete sie über wirthschaftliche Einrichtungen. Sie sprach schnell und viel und versuchte den treuen, sorgenvollen Augen auszuweichen, die, wie sie wußte, einen so schnellen und klaren Blick hatten. Zu täuschen waren sie nicht; in Allem, was die Familie betraf, zeigte Elisabeth sich besonders scharfsichtig, das hatte Hilary oft bemerkt. Sie war überzeugt, daß dem Mädchen nicht ein Wort ihres Gespräches bei der Hauswirthin entgangen war,

daß sie, gerade so gut wie sie selbst, Alles wußte, was bekannt war und ahnte, was zu befürchten stand.

„Elisabeth!“ — Hilary stockte, ehe sie weiter sprach, denn es war zu schwer, darüber zu reden. — „Elisabeth, vergiß nicht, daß wir Alle fremd in London sind, und Familienangelegenheiten dürfen nicht über das Haus hinauskommen. Erwähne niemals, wenn Du an Deine Mutter schreibst oder sonst zu irgend Jemand hier, was Du heute hörtest über —“

Sie vermochte Askott's Namen nicht zu nennen; sie fühlte sich zu beschämt.

Zehntes Kapitel.

In möblirten Zimmern zu wohnen, nicht nur zeitweise, sondern auf die Dauer, in Frau Smith's Wohnstube oder Frau John's Salon sich häuslich einzurichten und sie als ihr „Daheim" zu betrachten — trotzdem nicht ein Stück der Möbel ihnen zu eigen gehört und sie die gemietheten Räume nach wöchentlicher Kündigung verlassen oder aus ihnen verwiesen werden können — diese Art der Existenz ist für manche Menschen nicht nur nicht peinlich, sogar angenehm. Sie gehören zu den Naturen, die gleich der Erdbeerpflanze solche Anlage zum Umherirren, so große Vorliebe für den Wechsel des Ortes haben, daß sie wie diese, wohin man sie setzt, bald die Vorzüge des ihnen angewiesenen Platzes herauszufinden, und sich zu eigen zu machen wissen; ja, ganz wie die vorhinerwähnte Pflanze breiten sie sich wuchernd aus, und würden gleich ihr, wenn sie nicht oft die Stelle ihres Aufenthaltes wechselten, welken und sterben. Zu dieser Klasse der Gesellschaft gehören die Touristen, die Emigranten, die Weltumsegler, und groß ist der Vortheil,

welcher ihren Mitmenschen durch sie erwächst, denn sie sind thatkräftig, energisch und wirken anregend; nur muß ihre Vorliebe für Wechsel und Ortsveränderung nicht geradezu in entschiedene Unstätheit übergehen, die sie verhindert irgendwo Wurzel zu fassen, daß sie, gleich einem stets rollenden Steine, nie Moos ansetzen können und nach und nach eine so glatte und harte Oberfläche annehmen, die nichts mehr festhält, und an die sich nichts anzuschmiegen wagt.

Wieder giebt es andere Menschen, welche die Eigenschaft des Anschmiegens und Festhaltens in einem solchen Grade besitzen, daß ihnen Schmerz daraus erwächst, denen der kleinste Wechsel peinlich ist, die immer aus demselben Glase trinken, auf dem nämlichen Stuhle sitzen müssen, um sich behaglich zu fühlen, und welche durch die geringste Veränderung im Zimmer unangenehm berührt werden. Ohne Zweifel hat diese Eigenthümlichkeit ihre schlimmen Seiten, trotzdem sie an sich weder kleinlich noch verächtlich ist. Denn ist nicht gerade diese Anhänglichkeit, diese Treue und Beständigkeit die Basis alles Bürgerthumes, jeder Verbrüderung und der Familienliebe? Ja, um von dem heiligsten aller Bande zu sprechen, ist es nicht bei ihm dieses Gefühl, das den Greis in dem matten, verblühten Antlitz seines bejahrten Weibes noch die rosige Schönheit der Jugend finden läßt, die längst entschwand, die er aber aus alter süßer Gewohnheit und Anhänglichkeit noch dort leuchten sieht und sich daran erfreut.

Für Personen, welche in hohem Grade diesen seltenen (soll ich sagen, unheilvollen?) Charakterzug solcher

Beständigkeit und Anhänglichkeit besitzen, ist das Wohnen in möblirten Zimmern vielleicht eines der schrecklichsten Dinge im Leben. Ob eine dunkle Ahnung dieses Factums Elisabeth's Seele beschlich, als sie, am Fenster stehend, ihrer Herrinnen Ankunft im neuen „Daheim“ erwartete, ist nicht bestimmt zu sagen. Sie war tiefer Gefühle fähig, wenngleich sie sich nicht gewöhnt hatte, diese zu analysiren; aber sie sah traurig und bedrückt aus, nicht mürrisch, selbst Askott hätte sie nicht der „Unwirschheit“ beschuldigen können.

Und doch war sie an dem Tage schon auf verschiedene Weise gereizt worden. Als sie zum Einkaufen ausging, hatte sie sich in den vielen sich kreuzenden Straßen mehrere Male verirrt und war dann mit schlecht gewogener Butter und feuchtem, mit Sand vermischtem Zucker heimgekehrt, fest überzeugt, daß die Londoner Verkäufer die größten Betrüger unter der Sonne wären. Ein Topf Erdbeeren, die Elisabeth von ihrem eigenen Gelde kaufte, um den Theetisch mit der einzigen Frucht, welche Fräulein Leaf gern aß, zu zieren, bereitete ihr eine neue Enttäuschung, denn nachdem sie die wenigen frischen, großen Beeren obenauf abgenommen hatte, zeigten sich die andern als kleine, welke, verkümmerte Früchte, so daß sie in höchster Indignation das Gefäß sammt dem Inhalte ins Feuer warf.

Drittens entspann sich zwischen ihr und der Wirthin ein Streit, nicht nur über das ihnen bestimmte Feuermaterial, welches Elisabeth in Hinsicht auf ihre Stowbury-Gewohnheiten sehr dürftig erschien, sondern mehr noch über das Verlangen, Gedeck und Servietten für

den Theetisch zu haben, eine Forderung, von der die Wirthin noch niemals etwas gehört, wie sie versicherte, weil sie nämlich für den Miethzins auch Tischzeug und Geschirr zu liefern hatte. Als die verlangten Artikel nach einigem Sträuben endlich aus einer unsauberen Schublade in der Küche hervorgezogen wurden, machte ihr Aussehen, wie nur natürlich, einen sehr unangenehmen Eindruck auf das an höchste Ordnung und Reinlichkeit gewöhnte Mädchen. Und wieder schwebte die heimathliche Einrichtung vor ihrer Seele, in der die Küche mit gleicher Sauberkeit als die Zimmer gehalten wurde, und die Schlafstuben in einfacher Behaglichkeit und Ordnung nicht gegen die Wohnzimmer zurückstanden. Wie anders in London! Wenn hier die Leute ein Paar ziemlich anständige Stuben aufzuweisen hatten, so schienen sie zufrieden zu sein, in irgend einem dunklen, engen Winkel zu schlafen, und inmitten der größten Verwirrung und Unreinlichkeit, gleichviel wo und worin zu kochen. Elisabeth schob dies alles sie so unangenehm Berührende auf „London" und ihre Abneigung wuchs immermehr.

Sie hatte versucht, ihrer Bedrückung Herr zu werden, indem sie die Möbel in den Zimmern hier und dort hin rückte — es war die herkömmliche Ausstattung möblirter Zimmer: ein Tisch, sechs Stühle, ein Sopha, eine Kommode und ein Eckschrank, auf dem eine Theemaschine thronte; die Schlüssel dieser Möbel waren Fräulein Hilary schon feierlichst übergeben worden. Trotz Elisabeth's Bemühen, Alles auf's Beste herzurichten, sah das Zimmer doch kahl und unwohnlich aus, und die

matte, gelbliche Tapete, die sehr bunte, großmustrige Stubendecke erhöhten noch den trübseligen, ungemüthlichen Eindruck. Ueberdies lag das Haus Nr. 15 auf der Schattenseite der Straße, billige Quartiere findet man stets nur dort, und nur wer selbst in solchen möblirten Zimmern gewohnt hat — nicht im eigenen Hause — kann verstehen was es heißt, sich beständig in einer halbdunklen Stube aufzuhalten, in welcher die Sonne als höchste Gunst auf eine Stunde hineinlugt, im Winter nach ihrem schnellen Verschwinden eine feuchte Kälte, im Sommer eine schwere, dunstige Luft zurücklassend, die sich wie Blei auf den Geist der Bewohner legen. Kein Wunder in der That, daß, wie statistisch bewiesen ist, Cholera und Fieber aller Arten stets ihre meisten Opfer in den auf der Nordseite liegenden Häusern Londons suchen.

Elisabeth fühlte dies Alles, war sie sich auch nicht bewußt wodurch. Sie betrachtete aufmerksam, wie der Sonnenschein nach und nach die höchsten der gegenüberliegenden Häuser verließ — ein matter, geisterhafter Abglanz jenes Sonnenscheines daheim, der den grünen Wald und die wogenden Felder in seine rothen Gluthen tauchte; dabei lauschte sie auf die langen, monotonen Ausrufe der vorüberziehenden Verkäufer, die an einem Ende des Platzes verhallten, um am anderen wieder zu ertönen: „Erd — beeren, kauft — Erd — beeren!“ An das nächste Mittagessen denkend, irrte ihr Blick prüfend über den Karren eines Gemüsehändlers, der matt und langsam neben seinem erschöpften Esel dahinschlich und mit heiserer Stimme sein eintöniges Rufen erschallen ließ:

„Blumenkohl — Blumenkohl — schöne, frische Schoten, sechs Pence die Metze!“

Aber ach, die Schoten waren weder jung noch frisch und der Blumenkohl konnte auch auf keine dieser Eigenschaften Anspruch machen. Ueberdies begann Elisabeth plötzlich an dem Rechte zu zweifeln, solche Gemüse, die daheim freilich nur einfache Gartenfrüchte waren, doch hier zu den Luxusartikeln gehörten, eigenmächtig zu kaufen. Dieser Gedanke, von manchem anderen begleitet, der durch die ihr ungewohnte Müssigkeit hervorgerufen wurde, und den die Trübseligkeit aller Dinge um sie noch weiter ausspann, versenkte Elisabeth in eine ihr ganz fremde Welt tiefen Nachdenkens, indessen sie regungslos auf die stille Gasse vor sich starrte — denn eine abgelegene Straße Londons ist besonders in der Abenddämmerung sehr still und öde.

Plötzlich schreckte sie empor aus ihrem Sinnen; zwei Droschken hielten vor der Thür, die Familie war endlich angekommen.

Askott begleitete seine Tanten. Zwei neue Mantelsäcke und eine sehr elegante Hutschachtel warfen einen gewissen Glanz über das einfache Reisegepäck der Stowburyer Damen; und Elisabeth's scharfe Augen, denen nichts entging, bemerkten auch den von der Wirthin wegen rückständiger Miethe einbehaltenen Koffer unter den Sachen des jungen Herrn. Dieser selbst sah ganz heiter und wohlgemuth aus, er half seiner Tante Johanna vorsorglich aus dem Wagen, gab seine Befehle über das Fortschaffen des Gepäckes und bezahlte die Kutscher mit so vornehmer Miene, daß sie ganz unterthänig den Hut

zogen und sich bedeutungsvoll zuwinkten, als wollten sie sagen: „Das ist ein echter Gentleman.“

Diese Ansicht schien die Wirthin zu theilen, denn sie verbeugte sich sehr tief, indem Fräulein Leaf ihr den jungen Mann als „meinen Neffen“ vorstellte, und die Hoffnung aussprach, daß sich im Hause noch ein leeres Zimmer für ihn vorfinden möge, welches auch wirklich gefunden wurde, indem er das für Johanna bestimmte in Besitz nahm, während sie und Hilary eine Giebelstube bezogen; beide Schwestern waren darüber einig, daß Askott ein hübsches, luftiges Studirzimmer haben müsse.

„Du weißt, mein lieber Junge“, begann Tante Johanna — und bei ihrem zärtlichen Tone blickte er etwas beschämt nieder, gerade als ob er noch ein kleiner Knabe gewesen, dem eben ein begangenes Unrecht vergeben worden war — „Du weißt, Du mußt von nun an tüchtig arbeiten.“

„Versteht sich, Tante. Glaub mir, ich bin auch gerade der Mann dazu. Das ist eine hübsche Stube, und in den offenen Kamin hinein kann ich vortrefflich rauchen.“

Sie kamen fröhlich sprechend von oben herab, und Askott setzte sich mit dem besten Appetit zu dem „kärglichen Abendbrot“ nieder, wie er es nannte; freilich hatte er nicht ganz Unrecht, denn der Schinken, den Elisabeth einige Straßen weit aus einem Speisehause holen mußte, kostete zwei Schillinge das Pfund und die Eier, welche die Wirthin erst wieder nach einem kleinen Kampfe sich zu kochen entschlossen hatte, wurden von dem

jungen Herrn als nicht „ganz frisch“ verächtlich zur Seite geschoben. Doch nach Frauenart ließen die Tanten ihm in Allem seinen Willen. Es schien, als wollten sie Alles versuchen, ihm die neue Heimath, in die er kam oder mehr noch hineingezogen ward, so angenehm als möglich zu machen und ihn mit den Banden der Liebe daran zu knüpfen, den einzigen Banden, welche etwas werth sind, obgleich auch sie zuweilen — der Himmel mag wissen aus welchem Grunde — sich machtlos erweisen und und wie Strohhalme zerreißen und zu Boden geworfen werden.

Während Elisabeth ab und zu ging, hörte sie die Familie stets fröhlich sprechen und lachen. Askott trieb allerlei Scherze; er erzählte von seinem Studentenleben und entwarf Pläne für die Zukunft, da er als Wundarzt erster Klasse in vollem Glanze und in sehr bedeutender Praxis floriren würde. Und als Elisabeth die Lichter hereinbrachte, bemerkte sie, wie der junge Mann seine Tanten zärtlich küßte und sich dann anschickte, Fräulein Johanna — die erschreckend blaß und erschöpft aussah, aber wie immer mild lächelte — bis zur Thür ihres Schlafzimmers sorgsam die Treppen hinaufzuführen.

„Heute Nacht wirst Du aber nicht länger aufbleiben, mein Liebling; heute darfst Du nicht mehr lesen und studiren!“ bat sie innig.

„Nein, davon soll auch keine Rede sein; aber morgen steh ich mit der ersten Lerche auf, gewiß Herzenstante. Jetzt beginnt ein neuer Zeitabschnitt in meinem Leben.“

Askott ging wieder in das Wohnzimmer hinab, warf sich mit einer Miene, als ob er sich sehr erleichtert fühle, auf das Sopha und ließ einen Ausruf der Befriedigung hören, darüber, daß endlich „all die Frauen“ fort wären. Er hatte Elisabeth nicht bemerkt, die vor der Kommode knieend, in einem Kasten etwas ordnete, und die nun aufstand, um die Fensterladen zu schließen.

„Holla! Seid Ihr dort? Laßt, ich werde das selbst thun, ehe ich schlafen gehe. Ihr könnt verschwinden!“

„Wie, mein Herr?“

„Fort — verschwinden. Versteht Ihr mich nicht? Stört mich nicht länger!“

„Das ist auch nicht meine Absicht“, erwiderte Elisabeth, mehr ernst, als mürrisch, denn sie schien entschlossen zu sein, sich in den Stand der Dinge zu finden und nicht mehr die feindliche Partei zu bilden. Ueberdies war sie jetzt zu alt, um Manches, was man bei einem Kinde übersehen und vergeben konnte, noch zu thun; und hatte Fräulein Hilary ihr nicht eine lange Vorlesung gehalten über die Nothwendigkeit, Herrn Askott oder Herrn Leaf — wie er in seiner Würde und verantwortlichen Stellung als einziger Mann in der Familie und Haupt des Hauses genannt werden sollte — mit Ehrerbietung zu behandeln? Als der junge Mann so nachlässig hingestreckt, mit geschlossenen Augen auf dem Sopha ruhte, schaute Elisabeth ihn einen Moment scharf an, und dann ihrer guten Vorsätze eingedenk, fragte sie, ob er noch etwas zu besorgen habe?

„Verwünscht! Noch hier! Ich brauche nichts. Doch halt!“

Und Askott warf einen schnellen Blick auf das alltägliche, ehrliche Gesicht und die nicht sehr anmuthsvolle, kleinstädtische Figur der „Südsee-Insulanerin".

„Hören Sie, Elisabeth, Sie könnten mir einen Gefallen thun!" Er sprach nicht nur höflich, sondern fast bittend schmeichelnd, und ganz erstaunt wandte sich das Mädchen um. „Möchten Sie nicht die Wirthin fragen, ob sie einen Drücker zur Hausthür hat?"

„Einen — was?"

„Einen Drücker — o, sie weiß schon, was ich meine. Jedes Haus in London hat ihn; sagen Sie ihr, ich würde ihn gut in Acht nehmen, und die Pforte ganz fest schließen; sie brauche sich nicht um Diebe zu ängstigen."

„Ganz wohl, Herr Leaf."

Elisabeth ging, kehrte jedoch bald mit dem Bescheide zurück, Frau Jones müsse schon schlafen und zwar in der Küche, denn sie habe die Thür nicht geöffnet. Doch indem sie einen mächtig großen Hausschlüssel auf den Tisch legte, fragte Elisabeth:

„Vielleicht ist hier das was Sie wünschen, Herr Leaf. Aber um Diebe dürfen Sie keine Sorge tragen; drei große Riegel und eine Sicherheitskette schützen die Thür."

„Schon gut!" rief Askott, mühsam ein Lachen unterdrückend. „Ich danke Ihnen, das ist für Ihre Mühe." Dabei warf er ein Geldstück auf den Tisch.

Elisabeth nahm es gelassen auf und legte es wieder hin. Vielleicht mochte sie ihn nicht gut genug leiden um Geschenke von ihm anzunehmen, vielleicht dachte sie

auch als redliches, verständiges Mädchen, daß ein junger Mann, der nicht einmal seine Miethe bezahlen konnte, durchaus nicht nöthig hatte, halbe Thaler so unnütz fortzuwerfen, möglich auch, daß sie zu den seltenen Ausnahmen unter der dienenden Klasse gehörte, welche nicht gern dergleichen Gaben empfangen, denn ihr liebes Fräulein Hilary hatte Elisabeth viel von ihren eigenen Ansichten und Empfindungen mitgetheilt, auch über die Mode jede kleine Höflichkeit oder Dienstleistung eines Niedrigstehenden mit Geld zu bezahlen, während dieselbe Gefälligkeit von einem unseres Gleichen als selbstverständlich und natürlich, einfach mit Dank angenommen wird. Welche Gefühle Elisabeth auch leiten mochten, das Geld blieb ruhig auf dem Tische liegen; und sie war eben im Begriff die Thür zu schließen, als Askott sie noch einmal anredete.

„Da meine Tanten so sehr besorgt wegen Diebe und Einbruch sind, so ist es besser ihnen nichts von dem Drücker zu erzählen."

Elisabeth stand eine Minute still und verlegen, dann erwiderte sie:

„Fräulein Hilary ist nicht im Geringsten ängstlich, und ich bin gewohnt, ihr Alles mitzutheilen."

Trotzdem die Dienerin zu unwissend war, um je von einem Thürdrücker gehört zu haben, so besaß sie doch Scharfsinn genug, zu merken, daß in der Familie nicht Alles sei, wie es sein sollte. Ja, sie lag noch lange in ihrem Kämmerchen, in dem sie ihre beiden Herrinnen in ihren Betten sprechen hören konnte, lag mehr als eine Stunde wach und versuchte, Alles, was heute geschehen

war, in Einklang zu bringen, ihr ahnte, daß wieder manches Traurige und Kummervolle dabei sei; vor Allem beschäftigte es sie, was wohl Askott mit dem Hausschlüssel gewollt habe, und weshalb er ihn nicht von den Tanten, sondern von ihr forderte, und sie dabei mit so erstaunlicher Höflichkeit behandelte.

Man mag vielleicht hier einwenden, daß eine dienstbare Person durchaus nicht nöthig habe, über solche Vorgänge im Hause nachzugrübeln, noch ihres Herrn Thun kritisiren oder gar forschen dürfe, weshalb wohl ihre Gebieterinnen traurig wären, daß es vielmehr ihre einzige Pflicht und Obliegenheit sei, ihre Arbeit gleich einem Automaten zu verrichten und an nichts Antheil zu nehmen. Denen, die solche Art der Dienstleistung lieben, kann ich nur sagen: „Mögt Euch damit begnügen, und ernten, was Ihr säet!“

Lange nachdem Elisabeth, jung und gesund wie sie war, sich trotz ihres kurzen, harten Lagers, eines süßen, festen Schlafes erfreute, entdeckten Hilary und Johanna, nach einem vergeblichen Versuch, sich gegenseitig zu täuschen, indem sie sich schlafend stellten, daß sie noch wach lägen, mit schwerem Herzen über die Zukunft denkend. Wie war es möglich, die Kosten des Haushaltes, welche mit fünfundzwanzig Schillingen Miethe für die Woche begannen, von dem einzig sicheren Einkommen, ihrem Jahrgelde von fünfzig Pfund, zu bestreiten? Denn die Familie Leaf gehörte noch zu den Leuten jenes guten, alten Schlages, welche Einnahmen nach Zufall und Möglichkeiten zu berechnen und darauf zu zählen, als Wahnsinn oder Unredlichkeit betrachteten.

Schon der gewöhnliche Menschenverstand belehrte sie, daß diese fünfzig Pfund durchaus zu den Ausgaben des Hausstandes nicht hinreichten, und daß sie bald gezwungen sein würden, die kleine Summe anzugreifen — war es nicht heute Askott's wegen schon geschehen? — welche sie aus dem Verkaufe ihrer häuslichen Einrichtung in Stowbury gelöst hatten. Dieser Verkauf stellte sich ihnen jetzt als ein Mißgriff dar, ja, die Furcht erstieg, daß wohl ihr Umzug nach London ein noch größerer Mißgriff gewesen sei, einer jener Irrthümer, die wir Alle von Zeit zu Zeit begehen, später tief bereuen, und nach dem Leiden das Beste daraus zu nehmen suchen müssen, indem wir dadurch lernen. Glücklich sind die, welche das unwiederbringlich Verlorene nicht zu tief und nutzlos beklagen, sondern mit besserer Einsicht sich vor neuem Verluste schützen. Davon sprach Hilary mit dem ihr eigenen Muth und beruhigte dadurch Johanna's Bangen theilweise.

Und dann beriethen sie, was für sie Alle das Beste sei, damit die Zukunft nicht zu sorgenvoll sich gestalte.

Unterrichtertheilen blieb immer die einzige Hülfsquelle. In jenen Tagen wurden die Arbeitsfähigkeiten und Berechtigungen der Frauen noch nicht aus einem so freien Gesichtspunkte wie jetzt betrachtet. Damals erschien es noch Allen, als wenn der erste Anspruch an uns: das Erfüllen unserer Pflichten gegen uns selbst, gegen unsere Familie und Freunde sei. Man hatte die feste Ueberzeugung — leider schwindet diese immer mehr — daß jede Frau, gleichviel ob verheirathet oder nicht, niemals aus dem sicheren Kreise der Heimath oder des

häuslichen Lebens heraustreten solle, wenn nicht die allerdringendste Nothwendigkeit es erfordere. Man fand es damals viel zweckmäßiger und passender für die Familie, daß die Frauen die Haushaltung selbst führten oder darin Andere unterstützten, indem sie das Essen bereiteten und die Wäsche und Kleider mit eigenen Händen nähten und ausbesserten, daß sie überhaupt nach dem Gesetze: „es sei klüger, einem Uebel vorzubeugen, als es zu heilen", alle die Mittel herauszufinden sich bemühten, wodurch der Wohlstand einer Familie erhalten und gefördert wurde — und wer vermöchte dies besser als gerade die Frauen? — anstatt sich in die Reihen der Männer zu drängen, in ihre Arbeitsfächer hineinzuwagen, um in den meisten Fällen einen ungleichen Kampf zu beginnen, aus dem sie oft gebrochen an Leib und Seele zurückkehren, in Wesen verwandelt, welche keinem Stande mehr angehören und welche nun die Fehler und die daraus folgenden Leiden beider Geschlechter angenommen haben, ohne die Vorzüge eines derselben zu genießen.

„Ich mag sinnen und denken wie ich will", sagte die arme Hilary, „ich finde nicht was ich anders thun kann, als Stunden zu geben. O, gelänge es mir nur, eine Stelle zu erhalten, in der ich die Kinder den ganzen Tag über unterrichtete und beaufsichtigte, damit ich am Abend frei sei und ihn im Kreise meiner Familie, am traulichen Kaminfeuer verleben könnte; da hätte ich auch noch Zeit, alle Strümpfe zu stopfen und Askott's Wäsche auszubessern, das würde seine großen Ausgaben doch etwas beschränken."

„Es wäre Askott's Sache, den Unterhalt für die

Familie zu erwerben, und seine Tante dürfte ihm nur den Hausstand führen“, bemerkte Johanna. „So hielt man es wenigstens zu meiner Zeit, und ich glaube, so gebürt es sich. Der Mann muß in die Welt hinaus, Geld zu verdienen, die Frau soll damit im Hause weise und sparsam schalten und walten.“

„Doch ist diese gute alte Einrichtung nicht immer anwendbar, wir selbst wissen, daß sie unter Umständen unmöglich ist.“

„Ja, leider“, bestätigte Johanna seufzend. Denn sie noch mehr als Hilary betrachtete die Verhältnisse ihrer Familie in dem Lichte der Vergangenheit, einem Lichte, fast zu düster und traurig, um lange den Blick darauf weilen zu lassen. „Aber in dem vorliegenden Falle, mein Liebling, war wie so oft etwas nicht in der Ordnung, und dieses unrechte Etwas vertrieb die Männer und Frauen unserer Familie von dem ihnen angewiesenen, naturgemäßen Platz. Mag dieses Etwas zuweilen eine unabweisbare Nothwendigkeit sein, so kann ich es doch niemals für eine rechte und gute Sache anerkennen, die gar nachgeahmt werden soll, wodurch die Frauen in die Welt hinausgehen, um gleich Männern sich ihren Weg zu ertrotzen und —“

„Ich denke gar nicht daran, etwas Derartiges zu thun“, erwiderte Hilary lächelnd. „Ich will nur versuchen, auf vernünftige Weise ein Wenig Geld zum Besten meiner Familie zu verdienen, bis Askott so weit ist, sich als praktischer Arzt niederzulassen und Kundschaft zu erwerben. In einer der neuen Vorstädte Londons glaubt er einen geeigneten Platz für seine Wirk-

samkeit zu finden, und er wird sogleich die nöthigen Schritte dazu thun. Ist es nicht ein guter Gedanke?"

„Ja", entgegnete Johanna kurz; aber sie besprachen diesen Plan nicht, wie sie es mit ihren eigenen Zukunftsplänen gethan hatten; und seltsamer Weise rechneten sie beim Ueberschlagen ihres Einkommens nie die Summe zu, welche Askott mit vieler Entschuldigung, daß sie so gering sei, sich erboten hatte, wöchentlich zum Haushalte zuzuzahlen.

Jetzt begann die Morgendämmerung anzubrechen; die Londoner Sperlinge begrüßten sie mit lautem Gezwitscher, und nun bestand Hilary darauf, daß sie alles Berathen und Sprechen aufgeben und gleich guten Kindern einschlafen sollten.

„Du hast auch Recht. Gute Nacht, mein Segen!" flüsterte Johanna zärtlich. Und wirklich hatte „ihr Segen" mit dem seltenen, frischen Muth, der des jungen Mädchens Brust belebte — o, wie Hilary nach Jahren diesen Muth fast wahnsinnige Vermessenheit nannte! — die schwere Bürde des Kummers und der Sorge von dem zaghafteren Herzen der älteren Schwester genommen, so daß Johanna sich beruhigt zur Seite wandte und bald süß schlummerte.

Aber noch lange nachdem schon das blasse Morgengrauen in helles Tageslicht übergegangen war, lag Hilary noch mit weit offenen Augen und lauschte auf die lauten Schläge der Uhr, welche vom St. Pankratius-Thurme die Viertelstunden verkündeten. Ja, Hilary war brav und muthig, die Gefühle, die sie Anfangs zu Johanna's Beruhigung zu besitzen versicherte, erfüllten

wirklich ihr Herz. Und da nun ihr einförmiges Leben in Stowbury abgebrochen war, und sie im Wirbel des Londoner Treibens sich befand, in dem auch er gearbeitet und gerungen, fühlte sie sich doppelt stark und thatkräftig. Der feste, unerschütterliche Wille, sich durchzukämpfen, war in ihr lebendiger und mächtiger als in den meisten Frauen — oder sollte es nur ein Abglanz jenes Charakters gewesen sein, der für sie der Inbegriff alles Guten und Großen war?

Nachdem sie lange nachgedacht und Alles was ihr begegnen konnte, erwogen hatte, alle Last, alle Mühsal, die sie erwarteten, vor sich aufthürmend, ja selbst jenem bleichen Gespenste des Mangels — das zwar an der Thür des Hauses schon öfter gestanden, doch noch nie die Schwelle überschritten hatte — muthig in das Antlitz schauend, sagte Hilary entschieden: „Nein, ich zage nicht; mir ist, als vermöchte ich mich vor nichts in dieser Welt zu fürchten — wenn nur — wenn —“

„Wenn er mich liebt.“ Das war es, was unausgesprochen in ihrer Brust lebte; dies war der hülfesuchende Ruf des bangen Frauenherzens, das unendliche Verlangen nach dem innigsten Bedürfniß des Frauenlebens, tiefer empfunden und begehrt als in dem des Mannes, weil es individueller ist; da heißt es nicht „wenn ich nur geliebt bin“, sondern „wenn er mich nur liebt“. Und als Hilary nun mit festem Willen ihre Augen schloß und den schmerzenden Kopf zum Ruhen zwang, da kam das Sehnen, welches, wenn sie litt, sie stets doppelt stark erfaßte, heftiger als je, das Sehnen nach der festen Hand, sie zu stützen, der Brust, an die

sie sich lehnen konnte, nach dem starken und doch zärtlichen Herzen, nach welchem selbst die muthigste Frau sich zuweilen bangt; einem Herzen, das sie trösten und aufrecht erhalten kann, mit der Kraft, die nicht eine andere Frau gleich ihr, sondern nur der Mann besitzt, der durch die eigene Schwäche der Geliebten vielleicht zweifach ermuthigt wird, den schweren Kampf des Lebens tapfer durchzufechten. Aber diese Stütze war den Frauen der Familie Leaf von keinem ihrer männlichen Mitglieder je geworden.

Den nächsten Anspruch darauf, eine solche Stütze zu sein, hatten noch die Briefe aus Indien, die Johanna zuweilen scherzend ein Lebensbedürfniß, ein Familiengut nannte; denn es waren Familienbriefe, es gab keine Heimlichkeiten darin; sie gingen von einer Hand zur andern und mit voller Offenheit wurde darüber gesprochen, so daß Selina sich nicht viel darum bekümmerte und niemals errieth, daß ihnen doch eine besondere Ursache zum Grunde lag. Aber ihr pünktliches Eintreffen, das treue Erinnern jedes auch des kleinsten Vorfalles der Vergangenheit, das warme Interesse des Schreibers für Alles, was die Gegenwart und Zukunft der Familie betraf — das Alles überzeugte die beiden Schwestern, wie sie Robert Lyon vertrauen konnten.

Ja, Hilary glaubte an ihn, und in ihrem vollkommenen Glauben fand sie vollkommene Ruhe. Mochte er sie heirathen oder nicht, sie fühlte es täglich mit größerer Sicherheit und Ueberzeugung, daß er ihr doch den Segen gebracht — und wie wenigen Frauen wird dies schöne Loos zu Theil — den höchsten Segen, einen

durchaus guten und braven Mann zu lieben und von ihm geliebt zu werden.

So mit seinem treuen Antlitz vor ihr stehend, seine Stimme so deutlich hörend, als ob es erst gestern gewesen, da er sagte: „Hilary Sie müssen mir vertrauen!“ flüsterte sie zurück:

„Ich thue es, Robert—gewiß ich vertraue Dir!“ Und dann entschlummerte sie süß und sanft wie ein Kind.

Eilftes Kapitel.

Mit einer erhabenen Gleichgültigkeit gegen hergebrachten Aberglauben, vielleicht auch weil sie gar nicht daran gedacht, hatten die Fräulein Leaf ihren großen Umzug Freitags begonnen, so daß ihr erster Tag in London, oder besser in der neuen Wohnung, ein Sonntag war.

In London hat der Sonntag stets etwas Auffallendes und Eigenthümliches für Leute aus der Provinz; denn er zeigt zwei sehr ausgeprägte und verschiedene Seiten. Zuerst die ungemein ruhige, anständige und fromme Seite, welche Selina und Hilary bemerkten, als sie um eilf Uhr sich dem Strome der festlich gekleideten, gut aussehenden Menschen anschlossen, die einzeln oder in ganzen Familien aus den Häusern kamen und nach der St. Pankratius-Kirche gingen. Aber Hilary lernte auch die entgegengesetzte Seite kennen, als Askott, der trotz seines Versprechens noch nicht einmal zum Frühstück aufgestanden war, seine „hübsche Tante" reuig und schmei-

chelnd bat, sich von ihm zum Nachmittagsgottesdienste in die Westminster-Abtey führen zu lassen. Auf dem ganzen Wege dahin, durch die Straßen, über die Plätze fanden sie viele Kaufläden geöffnet; die Equipagen rollten, und die Menge der Fußgänger wogte den Parks zu.

Das gefiel Hilary nicht recht; und trotzdem neigte sich ihr Herz theilnahmsvoll den Armen und den Arbeitern zu, welche die ganze Woche sich geplagt hatten, und nun die freien Stunden des Sonntages mit solcher Wonne zu genießen schienen, indem sie der seltenen Vergünstigung, frische Luft zu schöpfen, sich erfreuten, oder vergnügt zuschauten, wie ihre bleichen, halbverkommenen Kinder im Grase lagen und die Enten im St. James Park mit Brotkrumen fütterten.

Sie versuchte mit Askott über die große Frage der Sonntagsfeier zu sprechen, aber wenngleich er einige Minuten höflich zuhörte, so nahm er doch nicht den geringsten Antheil an dem Gespräche. Auch die alte, großartige Abtey mit ihren prächtig gewölbten Hallen und Durchgängen, in denen die Monumente gleich hohen Bäumen standen, mit den Bogenfenstern, durch deren Glasmalerei der helle Sonnenschein von außen zu einem geheimnißvollen, fast überirdischen Lichte gedämpft wurde, das die weiten Räume wie mit matt rosigem Dufte füllte und besonders feierlich auf den unzähligen Denksteinen ruhte, unter denen ganze Generationen schlummerten — selbst dies Alles schien des jungen Mannes Interesse nicht zu fesseln. Als Hilary aus ihrem Rausche andächtigen Entzückens erwachte, sah sie, wie ihr Neffe sich damit unterhielt, die Versammlung anzustar-

ren und zu mustern, und in den Pausen zwischen dem Gottesdienste mit leiser Stimme witzige Bemerkungen über die Leute zu machen. Als die Predigt geendet, sprang er schnell auf, und schien mit unendlicher Genugthuung zu fühlen, daß er seine Pflicht gethan habe, und daß es doch (um seinen eigenen Ausdruck zu gebrauchen) „eine verwünscht langweilige Sache gewesen sei“.

Trotzdem war es seine Absicht, freundlich und rücksichtsvoll gegen seine „reizende Tante“ zu sein. Er sagte ihr, daß er sie gern spazieren führe, weil sie so hübsch sei, er lobte ihren feinen, geschmackvollen Anzug, der nur ein Wenig altmodisch wäre, doch dem würde er bald abhelfen, seine Tanten sollten sich später nur in Seide kleiden, er würde ihnen einen schönen Wagen halten und der Ehre und Freude sollte kein Ende sein.

Auf dem Heimwege machte er einen langen Umweg, um Hilary ein Haus zu zeigen, wie er eines miethen wolle. Es erschien ihrem nicht verwöhnten Auge unendlich großartig, mit seinen Pfeilern und der breiten, hohen Treppe, besser geeignet für einen reichen Privatmann, der sich aus dem Geschäftsleben zurückgezogen, als für einen jungen Arzt, der soeben erst seine Laufbahn beginnen wollte.

„Ja, wir dürfen es Keinem merken lassen, daß wir erst Anfänger sind, sonst würde man uns nicht viel trauen“, sagte Askott mit weiser, erfahrungsreicher Miene. „O wie mancher junger Bursche nahm nicht nur ein Haus, sondern Pferde und Wagen auf Borg, und fuhr und fuhr damit, bis er sich so nach und nach ins Glück hinein kutschirte. In der Welt gilt doch nur der Schein, und

Einer streut dem Andern Sand in die Augen, dem Humbug muß man mit gleicher Münze zahlen. Das ist der richtige Weg, Tante, trau meiner Erfahrung."

Hilary heftete ihre ehrlichen Augen auf das Antlitz des Jünglings, der noch einige Jahre weniger als sie zählte, und der trotzdem, wenn er in dieser Weise sprach, ihr so erbarmungsvoll und erschreckend alt erschien; und sie war froh und dankerfüllt, daß sie, koste was es wolle, nach London gekommen waren, um bei ihm zu stehen, ihm zu helfen auf seinem Wege, ihn zu retten, wenn er der Rettung bedurfte, um Alles zu thun, was in dieser vorsorglichen Weise nur Frauen vermögen. Denn war er eigentlich nicht noch ein Knabe, der hin und wieder einer leitenden Hand bedurfte? Und doch, als er ihr jetzt zur Seite schritt, so kräftig und männlich in seiner Erscheinung, da berührte sie der Gedanke, wie mancher junge Mann in Askott's Alter schon die Stütze, der Broterwerber für seine verwaisten Schwestern, oder seine verwittwete Mutter sei, wie Viele selbst schon für Weib und Kind sorgten; aber trotzdem wiederholte sie sich tröstend und freudig: „Er ist ja nur noch ein Knabe."

Gott helfe den armen Frauen, die für ihre Angehörigen, seien es Väter, Brüder, Gatten, in dieser Art Entschuldigungen heraussuchen müssen.

Als sie endlich die St. Pankratius-Kirche erblickten, sagte Askott plötzlich:

„Könntest Du Dich jetzt wohl allein nach Hause finden, Tante Hilary?"

„Gewiß — doch weshalb fragst Du?"

„Würdest Du böse sein, wenn ich Dich hier verließe? Ich habe eine Verabredung getroffen mit einigen meiner Kameraden, alle Sonntage in Hampstead oder Richmond zu Mittag zu speisen. Es ist durchaus nicht kostspielig und nichts Böses dabei, ich versichere es Dir feierlich. Ueberdies ist es der Gesundheit dienlich, einmal in der Woche ordentlich frische Luft zu schöpfen."

„Mag sein; aber Tante Johanna wird Dich ungern vermissen."

„Meinst Du? Ach, Du wirst sie schon begütigen und für meine Abwesenheit entschädigen. Und ich werde zum Thee bei Euch sein. Ja, gewiß ich komme."

„Da müßtest Du Dich sehr beeilen, denn den trinken wir bald."

„Das vergaß ich. Ihr müßt die Stunden Eurer Mahlzeiten ändern; Eure gewohnte Lebensweise paßt mir gar nicht. Kein Mann liebt es, so früh zu Mittag zu essen. — Das aber muß ich Dir noch sagen, Du bist die liebste, süßeste kleine Tante, die ich je kennen gelernt habe. Du wirst doch auch sicher nach Hause kommen? Holla! Da ist mein Omnibus!"

Askott sprang auf den Bock und war bald entschwunden.

Hilary stand noch ganz betäubt da, und fühlte wieder jenes niederdrückende Gefühl im Herzen, das sie heute schon mehrere Male befallen hatte. Obgleich Askott durchaus nichts Unfreundliches that, auch in seinem schönen, leuchtenden Angesicht kein böser Zug zu entdecken war, so gab sich doch sowohl darin, wie in seinem ganzen Wesen ein Mangel kund, ein Mangel an Ernst,

Stetigkeit, Wahrheitsliebe; ein Etwas herrschte darin vor, das, weit entfernt vom Schlechten und Bösen, doch fühlbar machte, es fehle an dem Rechten. Dies betrübte Hilary tief und ließ sie angstvoll in seine Zukunft blicken. Und diese Angst und Sorge waren so verschieden von jenen Gefühlen, mit welchen sie an den andern einzigen Mann dachte, dessen Zukunft sie interessirte, da lag neben dem ungewissen Bangen, was das Schicksal bringen konnte, doch die vollkommene Ruhe, daß er es würdig tragen werde, und daß jede Versuchung, welche Robert Lyon treffen könnte, standhaft besiegt werden würde, mit dem redlichen Kampfe, der dem Christen geziemt.

Aber Askott? Dessen Leben lag noch als eine dunkle, ungelöste Frage vor ihr. Sie konnte es nur in die starke, allmächtige Vaterhand befehlen.

So fand Hilary ihren Weg heimwärts, nachdem sie ein Paar Mal höfliche Constabler darum gefragt; und dann ging sie noch ein Wenig weiter — darf ich ein so romantisches Thun von einer so praktischen, vernünftigen kleinen Person verrathen? — um noch wieder einmal die Straße, in der er gewohnt, zu durchschreiten. Niemand erfuhr es, und es that ja auch Keinem Schaden.

Im Hause Nr. 15 war indessen der Nachmittag langsam genug vergangen. Selina hatte sich, wie gewöhnlich Sonntags, niedergelegt, und als Elisabeth ihr alle die kleinen Dienste geleistet, welche diese etwas verwöhnte Dame stets verlangte, war das Mädchen nach dem trübseligen Waschhaus hinuntergegangen, das ihr unter dem Namen: „einer Privat-Küche" übergeben wor-

den war. Nachdem sie den häßlichen, unreinlichen Raum nach besten Kräften gesäubert, und so gut als möglich eingerichtet hatte, saß sie dort zuweilen, gleich Marius zwischen den Trümmern Karthagos und seufzte nach der sauberen, gemüthlichen Kochküche in Stowburh. Aus ihrer kurzen Erfahrung hatte sie doch schon den Schluß gezogen, daß die Menschen in London nicht viel taugen konnten, da sie so gar nichts auf eine comfortable Küche gaben. Sie fragte sich, wie sie jemals in solchem Raume sich heimathlich fühlen solle, und hätte vielleicht ihr trauriges und mürrisches Gesicht darüber in den Zimmern ihrer Herrinnen gezeigt, wenn nicht Fräulein Leaf gerade heruntergekommen wäre und mit jenem süßen, milden Lächeln sich umschauend gesagt hätte:

„Anmuthig ist dieser Aufenthalt nicht, aber Du hast daraus gemacht, was sich nur thun ließ, Elisabeth. Ja, wir müssen Alle Manches zu vergessen suchen. Da meine Augen heute schwächer als sonst sind, so möchte ich wohl, Du kämest mit mir, ein Kapitel aus der Bibel mir vorzulesen.“

Bald saß in dem ruhigen Zimmer das Mädchen ihrer Gebieterin gegenüber und las aus jenem Buche, das da spricht:

„Ihr Knechte, seid gehorsam Euren leiblichen Herren, mit Furcht und Zittern, in Einfältigkeit Eures Herzens, als Christo; und wisset, was ein Jeglicher Gutes thun wird, das wird er von dem Herrn empfahn, er sei ein Knecht oder ein Freier.“

„Und Ihr Herren, thut auch dasselbige gegen sie, und lasset das Dräuen, und wisset, daß auch Euer Herr im Himmel ist, und ist bei ihm kein Ansehen der Person."

Und ich denke, daß der Herr, dem Paulus diente, nicht nur in Worten, sondern auch in Werken, als er den Sklaven Onesimus zu Philemon zurücksandte mit der Bitte, daß dieser ihn annehme: „nun nicht mehr als einen Knecht, sondern mehr denn einen Knecht, einen lieben Bruder —" ich denke, daß der göttliche Meister liebevoll auf diese beiden Frauen blickte, die im Alter und in der Lebensanschauung so verschieden, doch in Einem zusammenkamen, und daß er sie durch Seinen heiligen Geist, Sein Wort lehrte, wie nur Er selbst es lehren kann.

Das Vorlesen wurde durch einen vor dem Hause haltenden Wagen unterbrochen, dem sogleich ein Klopfen an die Thür folgte, ein Klopfen, wie es nur von einem sehr großen, kräftigen Bedienten herrühren konnte, so laut, daß Johanna erschreckt in ihrem Lehnstuhle emporfuhr.

„Es kann kein Besuch für uns sein, wir kennen ja Niemand. Elisabeth, bleibe sitzen!"

Und dennoch war es ein Besuch, der ihnen galt, obwohl sie trotz alles späteren darüber Denkens nie begriffen, wie er sie in dem großen London aufgefunden hatte. Eine Visitenkarte wurde ihnen durch Frau Jone's unsaubere Magd überbracht, der auf dem Fuße ein Mann, ich müßte wohl schreiben, ein Herr folgte, von gedrungener, starker Figur, mit rundem, vollem Gesicht

und kahlem Kopf; obgleich Johanna ihn seit Jahren nicht gesehen, so erkannte sie in ihm doch den einstigen Krämerlehrling, jetzt den wohlhabenden Herrn Peter Askott vom Russel-Platze.

Sie erhob sich, ihn zu empfangen; es lag stets Stattlichkeit und große Würde in Johanna's Art, Fremde zu begrüßen; diese Förmlichkeit schrieb sich aus einer früheren Zeit her, als die Leaf's noch eine der angesehensten Familien der Grafschaft waren.

Vielleicht brachte diese vornehme Würde, so anmuthig sie war, den kleinen Herrn außer Fassung, oder als ein unverheiratheter Mann mochte er wohl nicht oft in Damengesellschaft sein, denn er wurde glühend roth, drehte seinen Hut verlegen zwischen den Fingern und nach einem zögernden und doch prüfenden Blick, sagte er:

„Ich glaube, ich habe die Ehre, Fräulein Leaf zu sehen, die älteste der Schwestern.“

„Die bin ich; und ich freue mich, endlich eine Gelegenheit zu finden, Herr Askott, Ihnen für all die Güte zu danken, welche Sie meinem Neffen schon so lange erweisen. Elisabeth, gieb dem Herrn einen Stuhl!“

Indem sie dem Gebot folgte, und ehe sie das Zimmer verließ, warf Elisabeth einen verstohlenen, prüfenden Blick auf den Fremden, dessen Name und Geschichte ihr so wohlbekannt waren. Die meisten kleinen Städte haben ihren Helden, und der von Stowbury war Peter Askott, der als ein Krämerlehrling nach London gewandert war, dort sein Glück zu suchen und der es seltsamer Weise auch fand. Durch Fleiß und Industrie oder durch Glück — eigentlich sind in manchen Fällen

die Worte gleichbedeutend — erhob er sich zu einem großen Kaufmann der City, der außer seinem guten Geschäft ein stattliches Haus und eine schöne Equipage sein eigen nannte. Er hatte seine Geburtsstadt nie wieder besucht, was auch, da er keine Verwandte dort besaß, nicht erwartet werden konnte, doch sobald man von Stowbury aus Angriffe auf seine Mildherzigkeit machte, und dies geschah nicht selten, so war er stets bereit für die wohlthätigen Anstalten dort reichliche Gaben zu senden.

So nahm er in jener Stadt den Platz eines wahren Helden ein, und obgleich die Leute in der That sehr wenig über ihn wußten, so fabelten sie desto mehr, ihn der heranwachsenden Generation als einen modernen Dick Whittington hinstellend, dem die größte Verehrung gebüre, weil er über seinen Geburtsort Ruhm und Glanz gebracht habe. Selbst Elisabeth hatte eine hohe Idee von Peter Askott. Als sie den kleinen, wohlbeleibten Mann betrachtete, der trotz der feinen Kleider und des blitzenden Diamantringes unfein, ja gewöhnlich aussah, und dessen ganzes Wesen ein seltsames Gemisch von Prahlerei und Unbeholfenheit zeigte, dachte sie lächelnd, wie sehr uninteressant doch der Held sei, über den so viele und spannende Geschichten in Stowbury erzählt wurden.

Dessenungeachtet ging sie zu Selina, um diese von dem Besuche zu benachrichtigen und sie zu verhindern, in ihrem Negligée zu erscheinen, das sie Sonntags, wenn sie allein waren, meistens trug.

Nachdem die erste Verlegenheit überwunden war, schien

Herr Askott sich in Fräulein Leaf's Gesellschaft ganz wohl zu fühlen. Er sprach viel — nicht von Stowbury, das wurde von Beiden mit Schweigen übergangen — aber von London, und besonders von „meinem Hause“, „meiner Equipage“, „meinen Dienstleuten“, dabei klagte er über die Kutscher, die den Trunk nicht lassen konnten, die Diener, welche den Tisch nicht gut und sauber besorgten, und endete mit einer seiner Lieblingsredensarten, „daß Stand und Reichthum schwere Verantwortlichkeiten mit sich brächten.“

Er schien zwar durchaus von dieser Last nicht niedergebeugt zu sein, denn er hatte ein wohlgenährtes, blühendes Gesicht, dessen Stirn und Augen Kraft und Scharfsinn ausdrückten, und den Commentar dazu gaben, wie er seine gute Stellung erlangt hatte. Die untere Hälfte seines Antlitzes gefiel Johanna nicht, obwohl sie kaum wußte warum, wenn auch ein Physionomist leicht den Grund dafür hätte angeben können. Peter Askott hatte einen herunterhängenden, trotzigen und sinnlichen Mund mit vollen Lippen, einen starken Hals, einen Stiernacken, wie man es nennt, alles Zeichen einer wesentlich rohen und gemeinen Natur, die sowohl dem Edelmanne wie dem Bauer angeboren sein kann, die keine Erziehung zu verfeinern im Stande ist, die sogar Talent und Begabung, welche dabei existiren können, nicht ganz zu verwischen vermögen. Er erinnerte Jeden unwillkürlich an das alte wahre, wenn auch etwas derbe Sprüchwort: „Du kannst keine seidene Börse aus eines Schweines Ohr machen.“

Trotzdem war Herr Askott kein böser oder schlechter

Mann, obgleich noch etwas Anderes und Tieferliegendes als seine glorreiche Gleichgültigkeit gegen die Grammatik, es ihm bei aller Eleganz der äußeren Erscheinung unmöglich machte, ein Gentleman zu sein.

Sie sprachen von Askott, als dem Beiden am nächsten liegenden Gegenstande zur Unterhaltung, und Johanna Leaf drückte ihre eigene Dankbarkeit und die ihres Neffen aus, der sich lebenslänglich seinem guten Pathen verpflichtet fühlen würde.

Dieser nahm den Dank mit sichtlichem Vergnügen hin.

„Askott ist kein schlimmer Bursche — ich glaube, er hat ganz gute Vorsätze, aber, Fräulein, er ist schwach, ich fürchte, er ist sehr schwach. Kennt nicht viel von seinem Fache — ist durchaus kein Geschäftsmann. Dennoch müssen wir suchen, ihm emporzuhelfen; ich bereue nichts, was ich für ihn gethan habe.“

„Ich hoffe, er soll Ihnen auch nie Veranlassung dazu geben“, erwiderte Johanna ernst.

Jetzt entstand eine unbehagliche Pause im Gespräche, die glücklicher Weise durch das Oeffnen der Thür und den Eintritt einer hohen, stattlichen Gestalt unterbrochen wurde.

„Meine Schwester Selina — Herr Peter Askott.“

Der kleine dicke Mann fuhr zusammen und als er sich verbeugte, wurde sein Gesicht, ja selbst die Stirn, von flammender Röthe übergossen.

Wie schon früher bemerkt, war Selina die Hübscheste in der Familie, und eine erklärte Schönheit von Stowbury gewesen; und selbst noch jetzt, trotzdem sie nicht weit von vierzig Jahr war, konnte sie in gewählter,

kleidsamer Toilette, mit ihrem wohlerhaltenen Antlitz, dessen schönen Züge und frischer Teint durch keine Runzeln entstellt wurden, und mit ihrer schlanken, und doch vollen Figur, sehr gut und stattlich aussehen. Jedenfalls war sie nicht verblüht genug, noch mochte das Herz des reichen Stadtherrn so erkaltet sein, daß nicht plötzlich wieder eine Erinnerung an einst aufgelebt, und die blendende Vision vor seinen Augen erstanden wäre, welche vor langen Jahren jeden Sonntag die Augen des armen Ladenburschen gefesselt hatte. Wenn es in dem Herzen eines Mannes — und sei es der weltlichste — eine reine, unberührte Stelle giebt, so ist es gewöhnlich die, welche seine erste, knabenhafte Liebe einnahm.

Peter Askott's Blick weilte lange auf Selina, dann sah er verlegen in seinen Hut, und endlich traf sein Auge glücklicher Weise das Fenster und somit seine Equipage. Das belebte seinen Muth, und lehrte ihn erkennen, welche große Person er war — er, Herr Peter Askott vom Russel-Platze, der gütige Beschützer und Wohlthäter der herabgekommenen Familie Leaf.

„Sehr erfreut, Sie zu sehen, Fräulein. Lange her, seit wir uns zum letzten Male begegneten — Keiner von uns Beiden ist mehr so jung wie damals, obgleich ich gestehen muß, daß Sie sich gut gehalten haben."

Selina richtete sich noch stolzer empor; sie war nahe daran, die Beleidigte zu spielen, als auch sie noch zu rechter Zeit den eleganten Wagen mit den schönen Pferden vor der Thür bemerkte. Jetzt setzte sie sich besänftigt nieder und begann ein Gespräch mit Herrn Askott,

und Niemand konnte höflicher und angenehmer sein als Selina — wenn sie es nämlich sein wollte.

Daher kam es, daß die stattliche Equipage langsam auf und nieder fuhr, oder daß die Pferde das Pflaster zerstampften, beinahe eine ganze Stunde lang.

Ja, selbst Hilary fand noch den Besuch vor.

Es war ihr ärgerlich, den Neffen wegen seines Ausbleibens entschuldigen zu müssen, um so mehr, da sein Pathe lachend bemerkte, junge Leute müßten austoben, und sie möchten Askott nur nicht vor Mitternacht oder gar erst am nächsten Morgen erwarten.

Obgleich er hiermit, wie in vielen anderen Dingen die Damen etwas kränkte, so konnte doch nicht behauptet werden, daß er nicht höflich gegen sie war — unaussprechlich höflich zeigte er sich. Er bot ihnen Eintrittskarten für den zoologischen und botanischen Garten an; und nach einem kleinen Ueberlegen und Zwinkern seiner grauen Augen war er sogar so kühn, die ganze Familie für den nächsten Sonntag zum Mittagessen einzuladen.

„Ich gebe meine Gesellschaften stets Sonntags, denn außerdem habe ich keine Zeit", bemerkte er, als er der ältesten Schwester leichtes Zögern sah, die Einladung anzunehmen. „Handeln Sie ganz nach Ihrem Belieben, Fräulein, es steht Ihnen ja frei, nicht zu kommen."

Doch Selina, zu der er sich am meisten wandte, verbeugte sich zustimmend mit anmuthigem Lächeln.

Von Hilary nahm Herr Askott fast gar keine Notiz. Hätte man ihn nach ihr gefragt, so würde er sie als eine kleine, unscheinbare, schlecht gekleidete Person

beschrieben haben, die ganz wie eine Gouvernante aussah. Und plötzlich mußte ihm ihr Lehramt auch einfallen, denn er fragte sie, ob sie wieder eine Schule errichten wollte. Auf ihre Entgegnung, daß sie lieber Privat-Unterricht ertheilen möchte, versprach er ihr, sie solle den großen Vortheil seiner Protection in dem weiten Kreise seiner Bekannten erhalten. Beim Abschiednehmen bat er noch, Askott morgen früh zu ihm zu schicken, da er ihn zu sprechen wünsche.

„Denn Sie müssen es selbst begreifen, Fräulein Leaf, obgleich das Jahrgeld, welches ich Ihrem Neffen zahle, für mich ein Nichts ist, ein Tropfen in dem Meere meines Einkommens — so macht doch die Länge der Zeit eine hübsche runde Summe daraus, und sieht man nun kein rechtes Streben von des jungen Mannes Seite, für sich selbst zu sorgen, dann denkt auch wohl der gütigste Mensch der Welt einmal daran, die Unterstützung aufhören zu lassen. Ich will das nicht thun, wenigstens nicht gleich; Askott ist ein hübscher, junger Bursche, und es macht mich fast stolz, ihm so emporgeholfen zu haben, daß er doch die ersten Sprossen der Leiter erklimmt hat, und überdies fühle ich große Hochachtung" — sich gegen Selina verbeugend — „sehr große Hochachtung für Ihre Familie. Dennoch aber dürfte eine Zeit kommen, da ich genöthigt sein könnte, meine Börse zu schließen. Sie verstehen mich, Fräulein?"

„Gewiß", antwortete Johanna, sich bemühend mit Würde und Ruhe zu sprechen, denn sie bemerkte, wie Hilary's Gesicht von flammender Röthe überströmt wurde. „Ich glaube, Herr Askott, die Zeit ist nah,

da mein Neffe aufhören wird, eine Bürde für Sie zu sein. Ihre eigene Güte hat übrigens dieses Opfer über Sie gebracht, aber hoffentlich werden Sie niemals Ihren Pathen, oder einen von uns, undankbar gefunden haben."

„Ach, was das anbetrifft, ich rechne nie auf Dankbarkeit. Wenn Askott sich wirklich eine gute Stellung erwirbt — freilich wäre er der Erste in seiner Familie, dem dies gelänge — — — Doch Verzeihung, Fräulein Leaf! Meine Damen ich empfehle mich Ihnen. Darf ich bitten, daß Ihre Dienerin meinen Kutscher ruft?"

Sobald er das Zimmer verlassen hatte, brach der Sturm in Hilary los.

„Wäre ich Askott, so wollte ich lieber in einem elenden Bodenkämmerchen hungern, Steine am Wege klopfen oder die Straße kehren, ehe ich von diesem Manne abhängig wäre, diesem prahlenden, geldstolzen, ungebildeten Narren."

„Kein Narr", entgegnete Johanna zurechtweisend. „Er ist ein praktischer, umsichtiger Geschäftsmann, und gewiß von Herzen kein böser Mensch. Unfein und roh ist er, aber wenn wir Alle, welche diese Eigenschaften besitzen, hassen sollten, da würden wir eine Unzahl finden. Und bedenke, Hilary, wenn seine Art, Güte und Wohlthaten zu erweisen, auch keinesweges angenehm ist, so hat er doch viel für Askott gethan."

„Ich glaube, Johanna, Du würdest für einen gewissen Jemand mit dem Pferdefuße noch ein freundliches, entschuldigendes Wort haben", rief Hilary

lachend. „Nun Selina, wie denkst Du über Deinen kleinen, wohlbeleibten Freund?“

Selina erklärte etwas auffahrend, daß sie durchaus nicht so viel an Herrn Peter Askott auszusetzen fände. Er hätte keine feine Erziehung genossen, trotzdem sei er doch ein höchst respectabler Mann. Daß er sie so bald aufgesucht, sei sehr höflich und aufmerksam. Sie glaube in Anbetracht seiner jetzigen Stellung sollten sie vergessen — ja, als Christen wären sie sogar verpflichtet es zu thun — daß er einst ihres Krämers Lehrling gewesen, und müßten die Einladung zum nächsten Sonntag annehmen.

„Ich meines Theils gehe hin, wenngleich es Sonntag ist. Ich betrachte es fast als eine religiöse Pflicht, die Pflicht gegen meinen Nächsten.“

„Welche gebietet, ihn zu lieben als Dich selbst. Nur zu, Selina, ich mache keinen Einwand. Es würde ein sehr passender Schluß für die romantische Geschichte sein, die Stowbury zu erzählen pflegte, wie der Ladenbursche sich die Augen fast blind sah nach der schönen, jungen Dame; und Du könntest all die Annehmlichkeiten «meines Hauses am Russel-Platze» «meiner Equipage und meiner Diener» genießen, und nebenbei im Stande sein, Deine ganze Familie emporzubringen. Bitte, bitte, Selina, suche Herrn Peter Askott zu fangen!“

Hilary brach in ein fröhliches, unwiderstehliches Lachen aus, während zu ihrem maßlosen Erstaunen Selina's Antlitz von zorniger Röthe überflammt wurde.

„Schweig, Du unnützes, albernes Kind, und sprich nicht von Dingen, welche Du gar nicht verstehst.“

Majestätisch und in höchster Indignation rauschte sie nach dieser Zurechtweisung aus dem Zimmer.

„Was habe ich gethan? Ist sie wirklich gekränkt? Hätte ich geahnt, sie könnte es für Ernst nehmen, so würde ich kein Wort gesagt haben.“

Die Schwestern waren schon zu sehr an Selina's üble Launen gewöhnt, als daß sie sich lange über diesen letzten Anfall beunruhigt hätten, und als sie zum Thee wieder in der besten Stimmung erschien, kamen sie ihr wie immer freundlich entgegen, glücklich und dankerfüllt für den seltenen Sonnenschein am Himmel der Familie, der leider nie sehr lange ungetrübt strahlte.

Der Abend ward trotzdem Allen lang. Sie warteten mit dem Essen bis nach zehn Uhr, doch Askott kam nicht. Johanna las wie immer das Kapitel aus der Bibel; Elisabeth wurde zu Bett geschickt, aber keine Spur von dem Abwesenden ließ sich erspähen.

„Ich werde aufbleiben; er kommt gewiß gleich“, versicherte Hilary, und sie setzte sich in das einsame Wohnzimmer, welches nur durch ein Licht erhellt und ohne Kaminfeuer ein trostloser Aufenthalt war.

Erst um Mitternacht kehrte der junge Mann zurück. Vielleicht fühlte er doch Reue, als er Hilary's bleiches, müdes Antlitz sah und ihre stille Art bemerkte, mit der sie sein Licht anzündete, denn er entschuldigte sich vielmal über sein Ausbleiben.

„Auf Ehre, Tante Hilary, ich werde Dich nie wieder so lange warten lassen. Arme, liebe Herzenstante,

wie erschöpft Du aussiehst", und er küßte sie zärtlich. „Doch glaube mir, wenn Du als junger Mann unter vielen fröhlichen Kameraden Dich befändest, sie würden Dich auch überreden."

„Du müßtest lernen: «Nein» zu sagen, Askott!"

„Ach" — mit einem tiefen Seufzer — „ich müßte es, wenn ich nur so gut und fest wie meine liebste Tante wäre."

Zwölftes Kapitel.

Monate schwanden dahin; die Bäume auf dem Burton-Platz waren entlaubt, und die Rufe der vorüberziehenden Verkäufer, des Sommers Gaben, Blumen und Früchte feilbietend, verstummten nun ganz in der stillen Straße. Die drei Schwestern vermißten sie fast, denn in die Einsamkeit ihres Wohnzimmers waren sie als Lebenszeichen der Außenwelt hineingedrungen. Es war eine trostlose Existenz, die sie führten, von Morgen bis Abend in der stillen Stube sitzend, in der gänzlichen Verlassenheit von Leuten, die weder Geld noch Lust haben, um an den Vergnügungen theilzunehmen, welche London bietet, die ganz unbekannt dort, von Niemand besucht werden und auch zu Niemand gehen können. Herr Peter Askott war der Einzige, der zuweilen kam, auch wohl einmal zum Thee blieb; aber die Gastfreundschaft wurde nur von Seiten der Damen ausgeübt. Die erste und einzige seiner Mittagsgesellschaften, zu der Selina unter jeder Bedingung gehen wollte — und auch

Johanna fand es angemessen, daß Hilary und Askott die Einladung annahmen — fiel sehr glänzend aus, aber sie waren die einzigen Damen dabei gewesen, und obwohl Herr Askott die Pflichten als Wirth mit großem Eifer erfüllte und die Ehre seines Hauses mit vielem Pomp aufrecht erhielt, auch Selina an das oberste Ende der Tafel placirte, wo sie sich sehr gut ausnahm, so kamen die Schwestern doch darin überein, daß es besser sei, fernere Einladungen abzulehnen; selbst Selina meinte, dies sei würdiger und passender.

Außer Herrn Peter Askott kam Niemand zu ihnen. Ihr Neffe erbot sich nie, einen seiner Freunde mitzubringen, und nach und nach sahen sie selbst ihn nur wenig. Er war sehr viel aus, besonders zu den Mahlzeiten, so daß die Tanten endlich die schwere und kostbare Sache aufgaben, ihre einfache, kärgliche Lebensweise seinetwegen zu ändern, um ihn dadurch mehr an das Haus zu fesseln. Sie würden selbst angestanden haben, jenes kleine Kostgeld von ihm anzunehmen, welches er sich freiwillig erboten zu zahlen, wenn er es ihnen gegeben hätte — was aber nicht geschah. Sobald er indessen einen Tag oder einen Abend bei ihnen blieb, war er gut und zärtlich gegen sie, und die Beschreibung alles dessen, was er für sie thun wolle, wenn er nur erst Praxis habe, bildete stets das Lieblingsthema seiner Unterhaltung.

Die Tanten führten indessen den Hausstand so sparsam als möglich von jener kleinen Summe flüssigen Geldes, die sie noch besaßen, immer hoffend, es würde

bald besser werden, wenn Hilary erst Schülerinnen hätte.

Diese Hoffnung erfüllte sich aber nicht. Für Jeden, der London kennt, wird dies keine Ueberraschung sein; zu verwundern war es nur, daß die Fräulein Leaf so unerfahren und vertrauensvoll sein konnten, sich einzubilden, eine junge Dame, die aus einer kleinen Stadt ganz fremd nach London kam, und sich dort in einer abgelegenen Straße niederließ, ohne Freunde oder Empfehlungsbriefe zu haben, würde Schülerinnen finden. Nichts als ihr eigener Muth und der nie versiechende Springquell der Hoffnung, welchen ihre glückliche, gesunde Natur besaß, unterstützt durch Jugendkraft, konnten Hilary aufrecht erhalten in dem Vorhaben, welches zehn Jahre später ihr als vollständiger Wahnsinn erschienen sein würde, der es auch wirklich war. Aber der Himmel beschützt ja die Unmündigen und Unvernünftigen, besonders wenn sie nicht aus Eigenwillen und Selbstsucht einem fast unerreichbaren Ziele zustreben; und er nahm auch die arme Hilary in seine Obhut.

Die endlose Kette von Schwierigkeiten und Mühsal, in denen Körper und Geist ermatteten, die Gefahren, welche ihr drohten, die Schlingen, denen sie entging — wozu soll ich das Alles hier näher beschreiben? Viele haben schon solche Schilderungen entworfen, noch Mehrere machten Alles selbst durch, und sie gestanden zu, daß, wenn derartige Zustände in einem Buche wiedergegeben werden, die Phantasie weit hinter der Wirklichkeit zurückbleibt. Später vermochte Hilary auf diese Zeit nie ohne Schauder zurückzuschauen, sich verwundernd, wie

sie all das Schreckliche ertragen hatte, wie sie den Muth gefunden, das Alles zu wagen. Wahrscheinlich wäre sie früher erlahmt in ihren erfolglosen Bestrebungen, wenn sie nicht auf Johanna geblickt, deren mildes Antlitz immer bleicher und älter wurde und trotzdem stets ein glückliches Lächeln trug, sobald Hilary nur in der Thür des trübseligen, dunklen Wohnzimmers erschien, und es durch ihre Gegenwart erhellend und verschönend, für Johanna fast zum lieben: „Daheim“ machte.

Wenn sie, zuweilen fröhlich lachend, zuweilen mit strömenden, glühenden Thränen von ihren mißglückten Versuchen und Bemühungen erzählte, so war es stets ein Herzenstrost, Johanna's weiche Hand liebkosend auf ihrem Haare zu fühlen und ihre süße Stimme zärtlich flüstern zu hören:

„Gräme Dich nicht, mein Kind, zur rechten Zeit wird doch noch Alles gut werden. Gott schickt uns nur das Beste.“

Und das Antlitz, matt und verblüht, aber klar und ruhig wie ein milder, heller Sommerabend, strahlend von dem Glauben, dem Frieden, der besser als alles Verständniß ist, war ein lebender Commentar für die Wahrheit dieser Worte.

Auch Elisabeth wurde ein Trost für Hilary. Während sie von Hause fern war, von einem Ende Londons zum anderen wandernd, um sich hier auf eine Zeitungsannonce als Lehrerin zu melden, dort in einem Pensionat um Stunden zu bitten, fielen alle häuslichen Geschäfte an Elisabeth. Sie kaufte ein und überwachte

mit scharfem Auge die Vorräthe; sie bereitete das Essen und besorgte den Tisch, ja zuweilen half sie sogar mit dienstfertiger, wenn auch ungeübter Hand beim Nähen und Ausbessern der Wäsche. Es war sehr gut, daß Johanna jetzt keine andere Beschäftigung und Selina keine andere Unterhaltung hatte, als immer und immer zu nähen, denn um mit wenigen Mitteln die Garderobe von drei Damen stets ordentlich und anständig zu erhalten, und auch noch für Askott die Wäsche anzufertigen, dazu gehörte viel Fleiß.

„Wie erschreckend schnell unsere Sachen sich jetzt abtragen“, sagte Hilary eines Tages, indem sie ihr ältestes Kleid anzog, um nicht ein besseres in dem dicken Nebel und den schmutzigen Straßen zu verderben.

„In einem Laden unweit von hier sah ich wunderschönen Merino am Fenster liegen“, bemerkte Elisabeth; aber ihre Herrin schüttelte abwehrend den Kopf.

„Nein, nein; mein altes schwarzseidenes Kleid ist noch ganz gut, und ich kann ja zwei Tücher umbinden. Mich kennt hier Niemand und in einer großen Stadt trägt sich Jeder, wie es ihm gefällt. Sieh nicht so ernst aus, Elisabeth! Was thut es denn, wenn ich nur warm bin? So, jetzt laufe an Deine Arbeit!“

Elisabeth gehorchte, kehrte indessen bald wieder zurück, ein Bündel im Arme — einen großen, sehr dicken, altmodischen Shawl.

„Meine Mutter erhielt ihn als Geschenk von ihrer Herrin — sie gab ihn mir; aber keine von uns trug ihn je, er paßt doch nicht für unseres Gleichen. Wenn

Sie ihn nur für einen so entsetzlich naßkalten Tag nicht zu schlecht fänden, Fräulein!"

Das verlegene, fast beschämte Angesicht, die bittende Stimme — nein, da war an kein Ablehnen zu denken. Ein nur natürliches Wehgefühl durchzuckte Hilary's Herz, daß ihre Dürftigkeit sie so weit gebracht hatte, um ihrer Dienerin verpflichtet zu sein; dann aber erröthete auch sie, weniger vor Beschämung, die Freundlichkeit des Mädchens anzunehmen, mehr über ihren eigenen Stolz, der sich Anfangs gegen diese Güte sträubte.

„Ich danke Dir herzlich, Elisabeth!" sagte sie ernst, doch unendlich sanft, und sie ließ sich in den dicken Shawl einhüllen. Seine schrecklich grellen rothen und gelben Blumen würden sie, das wußte sie gewiß, den Augen der Vorübergehenden auffallen lassen, selbst in London, wo Jeder sich nach seinem Belieben kleidete, aber sie fügte sich darin; und während ihrer langen Pilgerfahrten an diesem Tage erwärmte der Shawl nicht nur ihre Schultern, sondern auch ihr Herz.

Auf dem Heimwege stand Hilary aufmerksam vor einem Schuhmacherladen still — ihre armen kleinen Füße waren so feucht und kalt geworden in den alten, dünnen Schuhen. Durfte sie sich wohl erlauben, ein Paar neue Stiefeln zu kaufen? Nicht aus Eitelkeit strebte sie danach, das war lange überwunden. Sie fragte nicht mehr, ob die „reizend kleinen Füße", welche einst so bewundert wurden, in plumpen, häßlichen Schuhen steckten, doch aus Rücksicht auf ihre Gesundheit wünschte sie, daß diese wenigstens die Nässe abhielten. Wenn sie sich erkältete — krank würde — stürbe; stürbe und

Johanna allein den schweren Kampf des Lebens durchkämpfen müßte — stürbe, ehe Robert Lyon zurückkehrte! Beide Gedanken erfaßten sie mit Schrecken. Sie war noch zu jung und hatte trotz Allem noch zu wenig gelitten, als daß die Vorstellung von Tod und Grab sie ruhig lassen konnte.

„Es wird doch nichts schaden, wenn ich nach dem Preise der Stiefel frage", dachte Hilary, „ich erspare das Geld dann, wenn ich noch weniger den Omnibus benutze."

Nur auf die Weise, es an etwas Anderem zu ersparen, konnten die Schwestern sich jetzt ein neues Kleidungsstück anschaffen.

Nachdem sie mehrere Paare anprobirt hatte — nicht ohne mit tiefem, schmerzlichen Erröthen ein kleines Loch, welches durch den weiten Weg in ihre sonst so sorgsam gestopften Strümpfe gekommen war, zu bemerken, überzeugt, daß der Verkäufer und eine alte, im Laden befindliche Dame es auch gesehen hatten — kaufte Hilary die einfachsten und dauerhaftesten Stiefel, die sie finden konnte. Die Rechnung überstieg den Inhalt ihrer Börse um sechs Pence, die sie am nächsten Tage zu bringen versprach; denn so entsetzlich es ihr war, eine Schuld über Nacht anstehen zu lassen, so konnte sie heute doch nicht noch einmal den Weg zurücklegen.

Lieber Leser, blicke mild und schonend auf diese Schilderung kleinlicher Kämpfe und Sorgen, auf Leiden, die durchaus nichts Interessantes haben. Ich male Dir das Bild, nicht, weil es neu und originell, sondern weil es so erschreckend wahr ist. Tausende von Mädchen

und Frauen aus guter Familie, mit feiner Erziehung wissen, daß ich die Wahrheit zeichne; der grausame Conflict mit Noth und Dürftigkeit, in dem sie selbst ihre Jugend verbracht haben, hat sich unauslöschlich in ihre Seele gebrannt; und glücklich sind sie noch zu preisen, wenn sie das Schwere in ihrer Jugend erlitten, da Leib und Seele Muth und Spannkraft zum Ertragen besitzen. Auch noch ein anderer Grund bewegt mich, länger bei diesem Thema zu weilen und es etwas weiter auszuführen. Wie oft wird den Frauen der Vorwurf des Geizes gemacht, namentlich von Männern; ja, man klagt sie an, von Natur aus, kleinlich und genau in Beziehung auf Geldsachen zu sein. Möglich, daß diese Anschuldigung ihr Wahres hat. Doch mag nicht in vielen Fällen der stete Kampf mit kleinlichen Mängeln und Bedürfnissen, dieses Berechnenmüssen des Pfenniges, das Denken und Ueberlegen, wie hier und dort zu sparen sei, um nur anständig auszukommen, die Natur der Frauen ganz unwillkürlich weniger freigebig gemacht haben? Zuweilen bedarf es Jahre des Glückes und Wohlstandes, um die Wirkungen einer in Nahrungssorgen verlebten Jugend auszugleichen.

Ja, ich führe dem Leser dies Bild der Armuth vor Augen, von seiner wirklichen und nicht von seiner poetischen Seite — wenn Armuth überhaupt eine malerische und poetische Seite besitzen kann — um ihm zu zeigen, wie in ihr Edelsinn, Selbstüberwindung, Energie und Opferfähigkeit oft zu seltener Höhe erblühen, auch möchte ich dadurch auf den Segen hinweisen, welchen nur einfache, beschränkte Verhältnisse dem Menschen

verleihen können, ich meine, die Gewohnheit mehr auf die Realität als den Schein der Dinge zu blicken, mehr Freude an den geistigen, innerlichen, als den sinnlichen, äußeren Genüssen zu finden. Wenn man erst diese Wohlthat recht und wahr erkannt hat, dann hört die Dürftigkeit auf, Schrecken und Scham einzuflößen.

Hilary war nicht beschämt, selbst in dem Augenblick nicht, als ihre Armuth durch das Leben in London viel schmerzlicher und fühlbarer, denn in Stowbury wurde. Sie litt dadurch, aber ärgerlich und gedemüthigt wurde sie nicht; entweder war sie zu stolz dazu oder nicht stolz genug; ihre einfachen, dürftigen Verhältnisse schienen ihr stets nur etwas Aeußerliches, was ihre sonstige Stellung zur Welt nicht weiter berührte. Es fiel ihr gar nicht ein, auf den Schuhmacher böse zu sein, der, obwohl er ihr die sechs Pence anvertraute, sich dennoch sorgsam ihren Namen und ihre Wohnung notirte, ebensowenig beargwöhnte sie die alte Dame, welche der Verhandlung zuhörte — sie schien eine wohlbekannte, gute Kundin zu sein und trug ein schweres, schwarzseidenes Kleid und kostbares Zobelpelzwerk — daß sie geringschätzend auf sie herabsehe. Hilary selbst verachtete nie Jemand, es wäre denn um seine Schlechtigkeit geschehen.

So wartete sie still und zufrieden, weder an sich selbst denkend, noch an das, was Andere von ihr halten möchten. Ihre ganze Seele war mit den beiden Personen beschäftigt, die in jeder Minute des Ausruhens sich ihrer Gedanken bemächtigten, und die Macht besaßen, jede Kränkung, alles Weh zu besänftigen, indem sie sie über all die kleinen Sorgen und Mühen emporhoben — Jo=

hanna und Robert Lyon. Unter diesem Einflusse ward ihr erregtes Antlitz ruhiger, und es lag ein so sehnsuchtsvoller, liebeinniger Ausdruck in ihren klaren Augen, daß es nicht zu verwundern war, daß die vorhin erwähnte alte Dame sie aufmerksam betrachtete, wie wir zuweilen ganz fremde Menschen durch ein plötzlich erwecktes Interesse genau beobachten.

Es ist gar nicht zu berechnen, wie weit ein solches Interesse führen, noch was daraus entstehen kann. Zuweilen wird es als „romantisch“ „unnatürlich“ „einem Theatercoup ähnlich“ lächerlich gemacht, und trotzdem lassen sich solche Thatsachen, die oft geschehen, besonders Leuten von reger Sympathie und schneller Fassungsgabe, nicht fortleugnen. Ja, selbst ganz alltägliche Menschen haben davon gehört oder es selbst erfahren, wie solch schnell entstandenes Interesse sich in eine geheimnißvolle, lebenslängliche Liebe verwandelt hat, wie treue Freundschaftsbündnisse, seltsam geschlossene, doch außerordentlich glückliche Ehen, und die wunderbarsten Schicksalswechsel sich daraus entwickelt haben; alles Dinge, für welche man weiter keine Erklärung findet, als in dem Glauben an die ewig waltende Vorsehung.

Als Hilary aus dem Laden trat, erschreckte sie eine Stimme, welche dicht bei ihr erklang.

„Ich bitte um Entschuldigung, doch wenn Ihr Weg Sie nach Southampton Row führt, möchten Sie dann wohl eine alte Frau von der Wohlthat ihres großen, capitalen Regenschirmes ein Wenig profitiren lassen.“

„Herzlich gern“, erwiderte Hilary, höchlichst ergötzt über das seltsame Verlangen. Aber es wurde mit

wahrem Vergnügen erfüllt, denn die alte Dame sprach mit dem „Accent der schottischen Hochlande", den die närrische Hilary nie ohne ein Beben ihres Herzens hören konnte.

„Vielleicht denken Sie, die alte Frau könnte auch lieber eine Droschke nehmen, statt sich Fremden aufzudrängen, aber ich bin noch frisch und kräftig, und da mich nur eine Straße von meiner Wohnung trennt, so mag ich nicht so unnütz mein Geld ausgeben."

„Ganz recht", bestätigte Hilary mit einem leisen Seufzer, denn sie wußte nur zu gut den Werth des Geldes zu schätzen.

„Ich sah Sie in dem Schuhmacherladen, und Sie schienen mir eine der jungen Damen zu sein, die einem alten Mütterchen gern eine Gefälligkeit erweisen, so dachte ich: «Du willst sie anreden.»"

„Es freut mich, daß Sie es thaten."

Arme, liebe Hilary, wie stolz und froh schlug Dein Herz, indem Du erfuhrest, daß Du wirklich noch Jemand etwas Gutes und Freundliches erweisen konntest!

So wanderten sie dahin; es war eine lange, lange Straße und Hilary ging sich ein weites Stück Weges um, natürlich aber sprach sie nicht davon, voraussetzend, daß ihre Gefährtin gar nicht wisse, wo sie wohne, — eine unrichtige Annahme. Endlich standen sie vor einem sehr anständigen, hübschen Hause nahe Brunswick Square still, an dem auf blitzender Messingplatte die Worte: „Fräulein Balquidder" zu lesen waren.

„Dies ist mein Haus und mein Name. Ich danke

Ihnen herzlich für Ihre Güte! Wie der Regen strömt; Sie sind ganz durchweicht."

Lächelnd schüttelte Hilary die Tropfen von ihrem dicken Shawl ab.

„Es wird mir nichts schaden; ich bin gewöhnt in jedem Wetter auszugehen."

„Sind Sie eine Lehrerin?" Die Frage wurde in so gütigem Tone gethan, daß sie nicht als unpassend geltend konnte.

„Ja; aber ich habe keine Schülerinnen und werde schwerlich welche bekommen."

„Warum nicht?"

„Vermuthlich, weil ich Niemand hier kenne. Es scheint entsetzlich schwer, in London als Lehrerin beschäftigt zu werden. Doch Verzeihung, Madame."

„Es ist an mir, solche zu erbitten", sagte Fräulein Balquidder nicht ohne Würde, „dafür, daß ich einer Fremden Fragen vorlege. Aber einst war ich selbst hier fremd und allein und es «ging hart her», wie wir in Schottland sagen, ehe ich mir mein tägliches Brot verdiente. Obwohl ich keine Lehrerin war, so kenne ich doch die mühevolle Existenz einer solchen ganz genau, und wenn ich Töchter hätte, die für ihren Lebensunterhalt arbeiten müßten, so würde ich die eine Bedingung stellen, daß sie niemals Lehrerinnen oder Erzieherinnen würden."

„Wirklich? Und aus welchem Grunde?"

„Jetzt, da Sie in den nassen Kleidern vor mir stehen, kann und will ich Ihnen das nicht erklären, meine Liebe, aber wie ich schon vorhin erwähnte, wenn

Sie mir das Vergnügen machen wollen, mich zu besuchen —"

„Vielen Dank", erwiderte Hilary, sich verbeugend, denn sie war noch nicht erfahren genug, in den Londoner Gebräuchen, um sich vor einer neuen Bekanntschaft zu scheuen. Ueberdies gefiel ihr das scharfgeschnittene, aber gutmüthige Gesicht der alten Dame, und der schottische Accent war ihrem Ohre Musik.

Zu Hause fühlte sie sich etwas bang, ihren Schwestern die Verabredung, welche sie getroffen, mitzutheilen. Selina war sehr unzufrieden, nein, geradezu empört, sie hielt es für nothwendig, daß der Polizeidirector, — oder der Geistliche ihres Sprengels — oder auch Herr Peter Askott, welcher in der Gegend wohnte und gewiß etwas von seinen Nachbarn wußte, über die Ehrenhaftigkeit von Fräulein Balquidder ausgefragt werden sollten.

„Ich finde, die Dame hätte mehr Grund, die unsrige in Frage zu ziehen", entgegnete Hilary belustigt, „denn ich nannte ihr weder meinen Namen noch meine Wohnung. Sie weiß auch gar nichts über mich."

Zwei Tage nachher wäre diese Behauptung des jungen Mädchens nicht mehr als vollkommen wahr hinzustellen gewesen, und sie selbst würde die Unrichtigkeit derselben erkannt haben, wenn sie durch die Zimmerdecke in ihrer Wirthin Stube hätte schauen können; denn Fräulein Balquidder, eine sehr kluge Person, die niemals eine Sache halb that, aber auch bei ihren großmüthigsten Handlungen nie eine gewisse Vorsicht vergaß — und diese findet man meist bei der rechten Wohl-

thätigkeit — saß zwei Tage nach ihrem Zusammentreffen mit Hilary in Frau Jones' Wohnzimmer und suchte, was nur irgend möglich war, über die Familie Leaf zu erfahren.

Dessenungeachtet blieb die projectirte Bekanntschaft beinahe zwei bis drei Wochen nur als Möglichkeit liegen, durch Selina's entschiedenes Abrathen und Hilary's eigene Schüchternheit verzögert. Auch die neuangefachte Hoffnung, eine Schülerin zu erhalten, zog Hilary von allem Anderen ab; aber diese lockende Aussicht erstarb wie die früheren, und nach und nach nahte das bleiche Gespenst wirklichen Mangels sich mehr und mehr der Thür des Hauses. Als die Schwestern die letzte Wochenrechnung bezahlt hatten, blickten sie einander entsetzt an, nicht wissend, woher sie das Geld zur nächsten nehmen sollten.

„Gott sei Dank, daß wir wenigstens Niemand etwas schulden, auch nicht einen Pfennig", sagte Hilary dankerfüllt, und doch wurden die Worte von einem tiefen Seufzer begleitet.

„Ja, darin liegt ein großer Trost!" Und der Ausdruck von Johanna's Antlitz war nicht verzweiflungsvoll; in ihrer Stellung, wie sie dasaß mit gefalteten Händen, lag tiefe Ruhe, obwohl der Blick jener armen Wittwe, von welcher die Bibel uns erzählt, deren letztes Laib Brot verzehrt und der letzte Tropfen Oel aus dem Kruge verbraucht war — kaum tief trauriger gewesen sein konnte, als Johanna Leaf's in diesem Momente.

„Ich weiß, wir haben nichts verschwendet und Niemand betrogen — Gott wird uns gewiß helfen."

„Er hilft uns, mein Liebling.“

Die beiden Schwestern küßten einander zärtlich, mit Thränen in den Augen, und dann begannen sie zu überlegen, wie sie aus ihrer drückenden Lage sich befreien könnten.

Askott mußte erfahren, wie es mit der Familie stand. Bis jetzt hatten sie ihn so selten wie möglich mit den Geld- und Haushaltungsangelegenheiten belästigt, erstens weil diese ihm unleidlich waren und dann sahen sie ihn so wenig. Anfangs glaubten sie, das ändern zu können, doch nachdem er einst in höchster Entrüstung erklärt, er wolle nicht gleich einem Kinde an ihren Schürzen hängen, hielten Johanna und Hilary es für besser, ihn ganz nach seinem Gefallen kommen und gehen zu lassen. Sie fühlten es instinktmäßig, daß bei Männern, und vornämlich bei jungen, der einzige Weg, das flüchtige Herz zu fesseln, der ist, ihm volle Freiheit zu geben und nur das Mögliche zu thun, um das Haus dem Manne stets zu einem lieben, angenehmen Aufenthalte zu machen.

Es war rührend zu sehen, wie sie sich bemühten, wenn Askott einmal einen Abend bei ihnen blieb, das wenig comfortable Wohnzimmer traulicher zu gestalten und durch fröhliche Gespräche den stillen Raum zu beleben. Johanna trug ihr Nähzeug zur Seite, Selina hörte mit dem steten Tadeln und Murren auf; und Hilary ließ ihre witzige, brillante Unterhaltungsgabe spielen, welche niemals verfehlte, die Familie zu erheitern. Selbst Askott war zuweilen so gnädig anzuer-

kennen, daß, wohin er auch käme, er Niemand fände so „geistreich“ wie Tante Hilary.

Auf ihren Einfluß ihm gegenüber trauend, hatte sie sich vorgenommen, einmal ernstlich mit ihm zu sprechen; denn wenn eine schwere, unangenehme Sache gethan werden mußte, war Hilary stets die Muthigste, dies auszuführen.

An jenem Abend, als die Schwestern schon zur Ruhe gegangen waren und nur die jüngste Tante noch bei dem Neffen saß, sagte sie plötzlich:

„Askott, wie steht es mit Deinen Geschäftsangelegenheiten, wann denkst Du mit dem Praktiziren zu beginnen?“

„Sehr bald; aber es eilt ja nicht.“

„Das möchte ich doch nicht behaupten. Weißt Du, mein lieber Junge —“ und Hilary öffnete ihre Börse — „daß dies all das Geld ist, welches wir noch besitzen?“

„Unsinn!“ rief Askott lachend; doch da er sah, sie spaße nicht, setzte er hinzu: „Verzeihung, Tante, aber ich bin so sehr daran gewöhnt, daß es mir immer knapp geht, daß ich mich gar nicht mehr darum sorge; zuletzt kommt doch Alles wieder in Ordnung, wenigstens bei mir.“

„Aber wie — wodurch?“

„Ach, das weiß ich selbst kaum — bis jetzt aber ging es doch stets noch weiter. Gräme Dich nicht, Tante; ich borge Dir ein oder zwei Pfund.“

Sie zuckte zusammen bei den Worten. Diese armen, stolzen, zärtlichen Frauen, die, wenn ihr Neffe, statt ein

seiner Herr zu sein, ein hülfloser Kranker gewesen wäre, ihn gepflegt und erhalten haben würden, indem sie für ihn arbeiteten und wenn es sein mußte, bettelten — und zwar mit Herzensfreudigkeit — nichts verlangend als seine Liebe, diese armen, stolzen, zärtlichen Frauen vermochten es nicht, Geld von ihm zu fordern. Selbst jetzt, als er es auf diese Weise anbot, schien es Hilary unmöglich, es zu nehmen.

Und trotzdem mußte etwas geschehen.

„Ich wünschte Askott" — und sie rang nach Muth, ihm das zu sagen, was er hören m u ß t e — „ich wünschte, Du erbötest Dich, mir nicht Geld zu borgen, sondern die Summe zu bezahlen, welche Du zum Hausstande zugeben wolltest und so gar nicht zu entbehren meintest."

„Natürlich will ich das; welch ein gedankenloser Bursche bin ich gewesen; aber — aber ich glaubte — dachte, Ihr würdet das Geld von mir gefordert haben, wenn Ihr es gebraucht hättet. Thut nichts, jetzt bekommst Du Alles auf einmal. Laß sehen, wie viel es austrägt, Tante Hilary, Du bist ja der beste Rechenmeister in der Familie, bitte, zähle zusammen, wie viel ich Euch schulde!"

Sie that es, und als Askott die Totalsumme hörte, starrte er Hilary erstaunt an.

„Auf Ehre, ich hatte keine Ahnung, daß es so viel sei. Wie leid mir das thut; aber ich bin in diesem Quartal mit dem Gelde ziemlich auf der Neige — nur ein Paar Pfund sind mir geblieben, die Sache im Gange

zu erhalten; diese jedoch sollst Du haben, Tante, und das Uebrige zahle ich später. Hier, nimm!"

Er legte, ohne zu zählen, vier oder fünf Pfundnoten auf den Tisch. Hilary nahm zwei, doch erst nachdem sie ihn gefragt, ob er diese auch entbehren könne, sie möchte ihm durchaus keine Ungelegenheiten verursachen.

„Nein, nein, gewiß nicht; und wenn ich selbst darunter litte, es thäte nichts; Ihr seid stets sehr gute, fürsorgliche Tanten gewesen."

Askott küßte sie, von einem plötzlichen Anfall der Reue ergriffen, und sagte ihr gute Nacht, doch mit einer Miene, als wünsche er nicht länger gequält und „abkapittelt" zu werden.

Hilary ging von dannen, trüber und hoffnungsloser in Bezug auf ihn, als wenn er ihr die Thür vor der Nase zugeworfen oder sie gar gescholten hätte. Wäre er ihrem Ernst in derselben Weise entgegengetreten, ja, hätte er selbst seinem Aerger nicht gebieten können, denn so wenig sie gesagt hatte, er mußte es doch gefühlt haben, daß seine Tanten mit ihm unzufrieden waren, sie würde Alles lieber gesehen haben, als diese unbeschreibliche Leichtherzigkeit, dieses Wesen, welches wohl eher den Namen „Leichtsinn" verdiente. Nein, hiermit war nichts anzufangen. An Askott war kein „Herankommen", um ein bezeichnendes Wort zu gebrauchen. Er meinte es nicht böse. Sie wiederholte sich stets von Neuem, daß er es nicht böse meine. Er hatte kein zurückstoßendes Wesen oder üble Angewohnheiten, er war im Gegentheil stets gefällig, freundlich und liebevoll in seiner ihm eigenthümlichen, sorglosen Weise, aber ebenso

gut konnte man von einem schwankenden Halme Stütze erwarten, wie von ihm, oder von einem hier und dorthin flatternden Schmetterlinge verlangen, daß er sich um etwas Ernsteres kümmere, als die nächste Blume im Auge zu haben. Er besaß nun einmal das vergnügungssüchtige Temperament, welches nicht geradezu sündhaft oder sinnlich ist, dennoch aber Zerstreuungen und Lustbarkeiten für das Erste und Vorzüglichste im Leben hält, und welches das, was ernstere, tiefere Naturen als „Pflicht“ betrachten und in ihm ihren Trost, ihre Stütze finden, als Unsinn und Ueberspanntheit ansieht, als eine sentimentale Grille, deren praktische Ausführung eine Unmöglichkeit und Thorheit sei.

Armer Knabe! Und die Welt liegt vor ihm mit ihren Kämpfen und Klippen, wie wird er hindurch kommen? Selbst wenn keine schweren Schicksale ihn befallen, so wird sein schönes Antlitz doch nicht immer den Runzeln des Alters, seine kräftige Gestalt der Schwäche der Jahre und Krankheit entgehen können und endlich muß der Tod sich nahen. Wie soll, wie wird er ihm begegnen? Der Gedanke oder besser, die Frage: „Wie wird das Ende eines solchen Menschen sein?“ drängt sich mir stets auf. Ach! die Antwort kommt uns nur zu oft aus Hospitälern, Armenhäusern, Gefängnissen und Irrenanstalten.

Zu derartigen Befürchtungen — Gott sei Dank die letzte ausgenommen — war Hilary in Hinsicht auf Askott schon nach und nach gekommen, und das soeben gehabte Gespräch hatte ihr Bangen nur noch vermehrt.

Als sie in ihrem Kämmerchen war, preßte sie ihre Lippen fest zusammen und sagte entschlossen zu sich selbst:

„Außer mir ist Niemand da, der etwas thun könnte oder thäte; deshalb muß ich alle Kräfte anspornen; doch Johanna darf nichts wissen.“

Sie lag lange wachend im Bette, sich den Kopf zergrübelnd, auf welche Weise sie den Haushalt noch sparsamer einrichten könnte, und wie sie selbst Geld verdiente; endlich von der verzweifelten Lage, in der sie sich befanden, zu noch größerem Muth und Scharfsinn angetrieben, erfaßte sie plötzlich eine Idee, welche die Erinnerung an ein Gespräch mit Elisabeth erweckte. Es war nichts als ein Versuch — vielleicht wieder eine bald fehlschlagende Hoffnung, dennoch aber durfte es nicht übergangen werden. Um nichts in der Welt hätte sie zu Selina darüber sprechen mögen, und selbst zu Johanna, die auch noch wachte, sagte Hilary ganz harmlos und beiläufig, als erwarte sie durchaus kein Resultat davon:

„Da ich doch morgen nichts Anderes zu thun habe, so kann ich ebenso gut einmal zu Fräulein Balquidder gehen.“

Dreizehntes Kapitel.

Das Haus von Fräulein Balquidder war sehr hübsch von außen, und innen auf das Beste eingerichtet, und ein kleines, sauberes Stubenmädchen führte Hilary sogleich in das Speise- und Wohnzimmer. Die Herrin saß vor einem Schreibtisch, welcher mehr dem eines Geschäftsmannes, als dem einer Dame glich, Briefe und Papiere lagen darauf umher, doch herrschte in dieser anscheinenden Unordnung die größte Regelmäßigkeit und Sorgfalt, eine jede Sache hatte ihren bestimmten Platz, und man sah bald, daß die Eigenthümerin jenen pünktlichen, ordnungsliebenden, akuraten Sinn besaß, welcher eine der größten und seltensten Vorzüge, sowohl für den Einzelnen als für die Allgemeinheit ist.

Man konnte Fräulein Balquidder keine stattliche oder ansehnliche Dame nennen, sie war es selbst in der Jugend nicht gewesen; und jetzt hatte das Alter seine Spuren in diesen großen, starken Zügen zurückgelassen; „echt schottländische Züge“ würden Jene sie genannt

haben, welche denken, alle schottischen Frauen müssen starkknochig, plump und häßlich sein; sie haben wohl nie die edle, prachtvolle Schönheit gesehen — nicht dieses alltägliche Hübschsein — sondern die Schönheit in ihrer höchsten, sowohl körperlichen als geistigen Vollendung, welche man nicht selten jenseit des Tweed findet.

Wenn nun aber nichts Liebliches oder Anmuthiges in Fräulein Balquidder's Aeußerem war, so besaß es auch nichts Unangenehmes oder Auffallendes. Ihre große, starke Gestalt in dem einfachen, schwarzseidenen Kleide, die saubere, weiße Mütze, unter der die kleinen, kurzen, hellen Locken, nicht etwa grau oder silberweiß, sondern „echte Flachslocken“ hervorsahen, und ihr gutherziger, mütterlicher Blick — denn sie hatte durchaus nichts Altjüngferliches, sondern mehr etwas Matronenhaftes — das Alles zusammen gab einen Eindruck, den man durch das Wort „gemüthlich“ am besten bezeichnet. Ja, sie war eine gemüthliche Frau. Sie besaß die schöne, seltene Eigenschaft, die schon bei jedem Menschen werthvoll, aber bei alten, einsamen Frauen, welche dem Lebensende ganz verlassen zuschreiten, doppelt schätzbar ist, die Eigenschaft, aus der tiefen Zufriedenheit des eigenen Herzens auch die Umstehenden glücklich und froh zu machen.

Hilary wurde ganz unwillkürlich in ihrer Nähe heiterer, denn es bringt der von Kummer bedrückten Jugend stets Trost, wenn sie alte Leute glücklich und befriedigt sieht.

„Willkommen, meine Liebe, herzlich willkommen!

Ich fürchtete schon, Sie hätten Ihr Versprechen vergessen."

„O nein", entgegnete Hilary, den Druck der warmen, kräftigen Hand, welche groß wie die eines Mannes, und weich und sanft wie die einer Frau war, herzlich erwiedernd.

„Weshalb besuchten Sie mich nicht früher?"

Mehr als eine Ausrede fiel Hilary ein, doch war sie zu ehrlich, solche zu gebrauchen. Es widerstrebte auch ihrem geraden Sinn, dies als einen zufälligen Besuch hinzustellen, da sie doch wußte, welche wichtigen, persönlichen Gründe sie hergeführt hatten.

„Darf ich Ihnen sagen, warum ich heute kam? Weil ich Rath und Hülfe brauche und nach dem, was ich gestern hörte, überzeugt bin, Sie können mir Beides geben."

„Wirklich? Wer sagte Ihnen das?"

„Es kommt von einem Seitenwege her, Frau Jones sprach zu unserer Dienerin davon."

„Zu dem Mädchen, welches ich auf der Treppe ihres Hauses sah? Ich muß mich entschuldigen, Fräulein Leaf, doch ich weiß jetzt, wo Sie wohnen. Ihre Wirthin ist mir zufällig bekannt."

„Das sagte sie, und dabei erzählte sie unserer Elisabeth, Sie wären eine reiche und gütige Dame, welche sich dafür interessire, anderen armen Frauen zu helfen — nicht mit Geld, nein, so meinte ich es nicht" — Hilary wurde glühend roth, aus Furcht, sie könne mißverstanden sein — „sondern, indem Sie ihnen Arbeit verschaffen. Ich suche Arbeit — o, wüßten Sie, wie

lange und vergebens ich danach suche, wie ich sie dringend brauche!"

„Setzen Sie sich, meine Liebe." Denn Hilary zitterte heftig, ihre Stimme bebte, und trotz aller Selbstbeherrschung füllten ihre Augen sich mit Thränen.

Fräulein Balquidder, die gewohnt schien, sich allein zu bedienen, verließ das Zimmer, kehrte aber bald mit Tellern, Gläsern und Kuchen zurück; dann nahm sie Wein von einem Schranke, und nachdem sie für sich und Hilary davon eingegossen, sagte sie:

„Es ist gerade meine Frühstückszeit, und ich bin eine große Freundin vom regelmäßigen Essen und Trinken. Ich lasse mich niemals bei meinen eigenen Mahlzeiten stören, oder hindere Andere darin, wenn ich es umgehen kann. Ich könnte ebenso gut verlangen, daß jenes Kaminfeuer dort ohne Kohlen weiterbrenne, wie daß mein Geist kräftig und thätig sei, ohne dem Körper Nahrung zu geben. Sie verstehen mich? Es scheint, daß Sie eine gute Gesundheit besitzen, Fräulein, ich hoffe, Sie sind vorsichtig und pflegen diese Himmelsgabe."

„Ich denke, ich thue es", entgegnete Hilary lächelnd. „Jedenfalls sorgt meine Schwester und Elisabeth in der Hinsicht für mich."

„Das Wesen, der Blick dieses Mädchens gefiel mir gleich. Wenn eine Familie nur bedächte, daß die beste Bürgschaft für ihre Wohlanständigkeit und Ehrbarkeit das Aussehen ihres Hausmädchens ist. Danach beurtheile ich stets eine neue Bekanntschaft."

„Darin liegt wirklich etwas", erwiderte Hilary er=

götzt, und von ihren trüben Gedanken durch die freimüthige Art und die herzgewinnende Stimme abgezogen; ja, herzgewinnend, und nicht weniger wohltönend, wenn auch in das gute Englisch sich zuweilen ein schottisches Wort verwebte und der Accent der Heimath durchklang. Auch besaß Fräulein Balquidder eine Art trockenen Humors, der eben nur den Schotten eigen, und sehr verschieden von dem „Witz" des Irländers, dem „Spaßmachen" des Engländers ist; ja, es war schottischer Humor, etwas gewichtig und nachdrücklich, doch sprühend, gleich den Funken jenes großen Kohlenhaufens, rothglühend in der Mitte und fähig, eine ganze Häuslichkeit zu erwärmen. O, wie oft hatte dieser gutgemeinte Humor das kleine Haus in Stowburty erhellt und erwärmt — denn Robert Lyon besaß ihn im hohen Grade. Gleich einem Gruße aus alter schöner Zeit berührte es Hilary und machte sie schnell vertraut mit ihrer Wirthin.

Ebenso mußte diese etwas in dem heroischen Dulden und Leiden des jungen, einsamen Mädchens finden, was sie an ihre eigene Jugend erinnerte. So seltsam und unbegreiflich diese so plötzlichen, gegenseitigen Zuneigungen erscheinen, so liegt ihnen doch meist etwas zum Grunde, was sie möglich und natürlich macht, wie es hier der Fall war. Nach einer halben Stunde saßen die beiden Frauen so vertraulich sprechend beieinander, als wären sie alte Freunde, und Hilary hatte ihre bedrängte Lage, ihre Kümmernisse und Wünsche klar dargelegt. Sie wurden zusammengefaßt in dem einen

Nothschrei — wie vielen tausend hülflosen Frauen bekannt — „ich brauche Arbeit — Verdienst!“

Fräulein Balquidder hörte nachdenklich und aufmerksam zu; nicht daß es eine neue Geschichte für sie war — ach, sie vernahm beinahe täglich diese Klagen, diesen Hülferuf — aber in der Art des Aussprechens lag etwas Neues für sie, und zwar in der Einfachheit und Klarheit aller Angaben, in dem Wegfallen jedes falschen Stolzes oder jeder falschen Scham. Da wurde keine Gunst demüthig erbettelt, und doch erbat sich Hilary freundlichen Rath, und schreckte nicht zurück vor der Güte, welche sie erfuhr. Das arme, bedrückte Mädchen sprach freimüthig und ohne zu zaudern zu der reichen, alten Dame nur ihre beiderseitige gleiche Lage, ihr Frauenthum anerkennend, doch fürchtete sie nicht einen Moment, ihre verschiedene Stellung, durch Armuth und Wohlhabenheit herbeigeführt, könne eine Schranke zwischen ihnen ziehen.

Als Hilary ihre Leidensgeschichte beendet hatte, wandten sich Beide, wie es in ihrem Charakter lag, zu der praktischen Seite, und überlegten, was das junge Mädchen am nöthigsten bedürfe, und was Fräulein Balquidder für sie thun könne.

Nachdem die Letztere einige Male im Zimmer auf und ab gegangen war, die Hände auf dem Rücken verschränkt — die einzige, etwas männliche Angewohnheit von ihr — sagte sie:

„Ehe wir weiter sprechen, meine Liebe, muß ich Ihnen etwas mittheilen — ich bin keine Dame.“

Hilary blickte sie ganz bestürzt an.

„Ich meine“, fuhr Fräulein Balquidder lächelnd fort, „ich bin keine feinerzogene, hochgeborene Dame wie Sie. Ich erwarb mir mein Vermögen selbst und zwar durch den Handel, denn ich hatte lange Zeit ein Putz- und Schnittwaaren-Geschäft.“

„Sie müssen dasselbe ungewöhnlich gut und geschickt geführt haben“, war die unwillkürliche Antwort, welche durch die große Aufrichtigkeit vielleicht die passendste ward.

„Ich denke, ich verstand meine Sache“; und Fräulein Balquidder ließ ihr eigenthümlich herzliches und zufriedenes Lachen hören, welches eine ihrer wenigen schwachen Seiten bekundete, nämlich das Bewußtsein ihrer seltenen Fähigkeiten als Geschäftsfrau, und ihre Freude über den wohl verdienten Erfolg ihres Strebens.

„Sie sehen nun wohl selbst ein, daß ich Ihnen bei Ihrem Vorhaben, Erzieherin zu werden, nicht behülflich sein kann; vielleicht thäte ich es nicht einmal, selbst wenn es in meiner Macht stände; denn nach meiner Ansicht wäre es das größte Glück, wenn mindestens die Hälfte der Lehrerinnen und Gouvernanten in einfache, schlichte Geschäftsfrauen verwandelt würden, ein Heil für sie selbst und für die noch übrige große Zahl jener armen Mädchen. Doch das geht mich nichts an. Ich befasse mich nur mit Dingen, die ich verstehe. Fräulein Leaf, würde es Sie beschämen, in ein Ladengeschäft einzutreten?“

Man darf es Hilary nicht verargen, wenn diese directe und unvorhergesehene Frage sie außer Fassung brachte. Sie hatte stets nur in den höheren Klassen

der Gesellschaft gelebt, und in der Provinz sind die Standesunterschiede viel schärfer und schroffer, da giebt es für den reichsten Handwerker oder Geschäftsmann, der einen Laden hält, keine Vereinigung mit einem Doctor, Beamten oder Prediger, selbst wenn dieser in seiner höheren Stellung fast mit Anstand verhungert. Es hatte in früheren Zeiten oft Hilary's Stolz verletzt, daß sie die Kinder von Krämern unterrichten mußte, doch mit den Jahren wurde sie einsichtsvoller, besonders durch Robert Lyon lernte sie viel. Sie konnte nie vergessen, wie Selina ihn einst nach seinem Urgroßvater fragte und wie er schnell und lächelnd antwortete: „Jedenfalls muß ich einen gehabt haben; doch ich hörte nie von ihm."

Dessenungeachtet bedarf es langer Zeit, um die Standesvorurtheile, welche durch Jahre, ja, durch ganze Generationen hindurchgingen, zu beseitigen; und gegen ihren Willen schreckte Hilary bei Fräulein Balquidder's Frage zurück und das Blut stieg dunkel in ihr Gesicht.

„Bedenken Sie sich, ehe Sie antworten, doch dann sprechen Sie frei und offen; Sie werden mich nicht kränken, mein liebes Kind."

Der freundliche, beruhigende Ton brachte Hilary die verlorene Fassung zurück.

„Ich dachte nie früher an ein derartiges Unternehmen, aber ich will mich gewiß keiner ehrenhaften Beschäftigung und Arbeit schämen. Doch in einem Laden zu verkaufen — Fremde zu bedienen — ich bin so sehr schüchtern fremden Leuten gegenüber —" und

wieder flammte des jungen Mädchens Antlitz in peinlicher Röthe.

Fräulein Balquidder blickte sie halb belustigt, halb mitleidsvoll an.

„Nein, nein, meine Liebe, Sie würden keine gute Verkäuferin machen; wenigstens giebt es sehr viele Mädchen und Frauen, die besser dazu passen. Und nach meiner Ansicht sollten die Menschen sich bemühen, die Arbeit aufzufinden, wofür sie sich eignen und die sie gut ausführen können. Wenn sie das stets thäten, so würden wir nicht so viele Fälle stolzer Verzweiflung und verfehlten ehrgeizigen Strebens haben. Es sieht zuweilen sehr großartig und interessant aus, sich abzuquälen, um das zu thun, was man durchaus nicht leisten kann, sich dann das Haar auszuraufen und die Welt anzuklagen, daß sie uns verkannt und schlecht behandelt hat — sehr groß und tragisch mag sich das ausnehmen, aber dumm ist es doch; um so mehr als ohne Zweifel sich irgend eine andere Arbeit gefunden hätte, die wir gut verrichten konnten, und wofür die Welt uns gedankt haben würde. Gerade wie sie es mir gewiß Dank gewußt hat, daß ich statt eine mittelmäßige Sängerin oder Musiklehrerin zu werden — ja, ja, mein Kind', man hatte auch sein Talent — eine tüchtige Geschäftsfrau wurde, welche eines der größten Magazine für Damentoilette in London hielt."

Während sie sprach, hatte Hilary sich ganz erholt, und was Fräulein Balquidder ihr etwas umständlich erzählte — denn Alle, welche sich in der Jugend hart durchkämpfen mußten, sprechen gern in dem ruhigen,

sorgenfreien Alter von jenen schweren Tagen — will ich hier kürzer berichten.

So mühevoll diese Zeit gewesen war, so hatte sie reichen Lohn gebracht, und schon in dem Alter von fünfzig Jahren stand Fräulein Balquidder mit einem recht bedeutenden, unabhängigen Vermögen da, doch ohne irgend welche Verwandte zu besitzen. Sie dachte und sann, was sie nun wohl am besten mit sich und ihrem Gelde anfinge, denn wenn sie auch das Geschäft aufgegeben hatte, so war sie doch zu thatkräftig, um sich schon ganz der Ruhe zu überlassen.

„Ich könnte ein Landgut gekauft haben, um es, wem zu vererben? oder ich hätte ein Haus in Belgravia und eine Loge im Theater nehmen können, um sie — mit Niemand zu theilen. Wir Alle haben unsere Liebhabereien, doch keine von diesen waren die meinen.“

„Das glaube ich“; erwiderte Hilary etwas zerstreut.

Sie dachte daran, wenn sie ein solches Vermögen zu erwerben vermöchte und es — fortgeben dürfte. Wenn durch irgend welche Macht ein braves, redliches Herz überzeugt werden könnte, daß es wirklich nichts bedeutet, wer das Geld besitzt und giebt, und daß es zuweilen eine innigere, ja, die tiefste Liebe bekundet, wenn ein stolzer, armer Mann so viel Selbstgefühl und Muth hat, um einem Mädchen ruhig und entschieden zu sagen: „Ich liebe Dich und will Dich heirathen, ich bin kein solcher Feigling, um vor Deinem Golde zurückzubeben.“

Doch ach, welcher thörichte Traum! Sie war ja die

arme, arme Hilary Leaf, welche der reichen Dame gegenüber saß, deren Lebensweg so eben und leicht erschien. Für den Augenblick kam ihr eigenes Loos ihr hart und schwer vor, doch sie war jung und gesund, da fehlt die Hoffnung nicht. Sie wußte noch nicht, welcher langen, langen Jahre der Mühsal und Anstrengung es bedurft hatte, bis die Augen der alten, freundlichen Dame vor ihr den hellen, klaren Blick erlangten, der jetzt so segensvoll wie Sonnenlicht wirkte, bis die Stimme sich den sanften, gleichmäßigen Ton erwarb, dem Hilary jetzt so aufmerksam lauschte, weil er sie beruhigte und besser machte, gerade wie es Johanna's Stimme auch that.

„Sie sehen es an mir, meine Liebe“, fuhr Fräulein Balquidder fort, „wenn man keine eigenen Sorgen hat, muß man sich welche schaffen, und wenn Niemand da ist, der sich um uns kümmert, so müssen wir uns aller Anderen liebreich annehmen. Ich glaube“ — eine kleine Pause deutete an, daß auch dieses Frauenleben gleich allen anderen seine Geschichte gehabt hatte, die lange, lange auserzählt war — „ich glaube, ich war nicht ausersehen, eines Mannes Weib zu werden, aber ich bin gewiß, es war meine Lebensbestimmung, eine Mutter zu sein. Und Sie würden sich wundern, Fräulein Leaf, wenn Sie wüßten, welche «Kinderschaar» ich in allen Gegenden der Welt besitze“, sagte die alte Dame, mit dem ihr eigenthümlichen humoristischen Gesichtsausdruck und dem lieben, frischen Lächeln.

Sie fuhr dann fort, Hilary zu erklären, daß nachdem ihre eigene Erfahrung sie gelehrt, wie groß die

Anzahl der jungen Mädchen sei, welche ihr hartes Loos zwänge, Arbeit zu suchen — indem sie genöthigt wurden zu vergessen, daß es einst so segensreich bestimmt war, der Mann solle für die Frau schaffen — sie sich die Aufgabe gestellt habe, ihnen mit ihren Mitteln und Kräften zu helfen und beizustehen. Ihr Lieblingsstreben war, gebildete, kenntnißreiche Frauen dahin zu vermögen, die vornehmere, aber kümmerliche Stellung einer Gouvernante oder Lehrerin mit irgend einem anderen ehrenhaften und ersprießlicheren Erwerbszweige zu vertauschen, und in die Klasse der Arbeiterinnen und Verkäuferinnen durch ihren Eintritt eine höhere Intelligenz und Veredlung hineinzubringen. Zu diesem Zwecke hatte sie kleine und größere Summen dazu verwendet, in London und der nächsten Umgegend verschiedene Läden zu etabliren, manche in der Art wie sie selbst einem vorgestanden, doch einige auch in anderer Weise ausgestattet, die alle durch Frauen und Mädchen versehen und besorgt wurden, denen sie, je nach ihren Fähigkeiten und Verdiensten, kleinere oder größere Gehälter zahlte.

„Gute Arbeit, gute Besoldung; nicht einen Heller mehr oder weniger als ausbedungen, ich würde es nicht für recht halten. Jedes der Geschäfte überwache ich selbst und es wird unter meinem Namen geführt. Zuweilen bringt dieses mir einen kleinen Gewinn, jenes Schaden. Natürlich habe ich lieber Nutzen als Verlust, doch eines gegen das Andere gehalten, so gleicht es sich meistens aus und mein Geld verdient dabei noch zwei bis drei Procent. Das genügt mir vollkommen. Sie sehen, sowohl ich als meine jungen Schützlinge, wir

stehen uns ganz gut dabei, es ist ein ehrlicher Handel von beiden Seiten, keine Wohlthätigkeit, kein Almosenspenden."

„Nein, nein", entgegnete Hilary, deren Muth sich immermehr hob. Sie war noch jung und thatkräftig genug, um all die Wonne der Arbeit zu fühlen, der tüchtigen, redlichen Arbeit für gleichen Lohn. „Ich glaube, ich könnte es auch thun — mit etwas Anleitung und Uebung vermöchte ich auch einem Ladengeschäft vorzustehen."

„Ich bin überzeugt, Sie könnten etwas thun, was schwerer ist und für dessen gute Besorgung ich seltener Jemand finde, weil es mehr Kenntnisse erfordert als die Frauen gewöhnlich besitzen. Sie könnten die Rechnungen führen und würden somit das Haupt sein; willige, dienstfertige Hände ließen sich eher herbeischaffen. Ja, mir fällt schon etwas ein; eine der jungen Damen, die meinem Papier- und Schreibmaterialien-Geschäfte in Kensington seit zwei Jahren vorgestanden hat, wird sich jetzt verheirathen. Sind Sie im Rechnen geübt, kennen Sie etwas von Buchführung?"

Und sich plötzlich in die Geschäftsfrau verwandelnd und zwar in eine, welche gewohnt war, anzuordnen und zu befehlen, ließ Fräulein Balquidder Hilary eine kleine Prüfung bestehen, aus der diese mit hochrothen Wangen siegreich hervorging.

„Ich wünschte, es gäbe mehr Mädchen gleich Ihnen, wie heilsam wäre es, wenn alle jungen Damen so herangebildet würden wie —"

„Wie Knaben“, erwiderte Hilary lachend, „denn ich sagte stets, ich sei in der Weise erzogen.“

„Nein, ich möchte keine Frau in einen Mann verwandelt sehen“, entgegnete die alte Dame fast ärgerlich. „Aber ich wünschte, die jungen Mädchen lernten weniger Künste und dergleichen meist unbrauchbaren Dinge und erwürben sich dafür mehr gründliches Wissen; Schreiben, Lesen, Rechnen, das bringt Nutzen; auch müßten sie mehr zur Pünktlichkeit und Ordnung angehalten werden, um sich gleich den Männern selbst fortzuhelfen. Doch nun zu unserer Angelegenheit zurück. Wollen Sie die Führung jenes Geschäftes übernehmen?“

Hilary athmete schwer und schnell. So sehr sie sich nach Arbeit gesehnt, daran hatte sie nicht gedacht — Ladenjungfer! Was würden die Schwestern, was würde e r sagen? Hieran wagte sie jetzt kaum zu denken.

„Wie viel könnte ich dabei verdienen?“

Fräulein Balquidder überlegte einen Moment und erwiderte dann kurz — denn es war zum ersten Male, daß sie ihrem Prinzipe untreu wurde, und die Arbeit höher, als sie werth war, bezahlte —: „Ich werde Ihnen jährlich hundert Pfund geben.“

Hundert Pfund! Welche Summe! Sie erschien der armen Hilary als ein Vermögen.

„Wollen Sie mir ein Paar Tage Bedenkzeit gestatten, um mit meinen Schwestern mich zu berathen?“

Hilary sprach ruhig, doch der erfahrenen, alten Dame entging nicht, wie erregt sie war, wie sie mit den widerstreitendsten Gefühlen kämpfte, ein Kampf, der

am besten allein ausgefochten werden mußte. Deshalb erhob sich Fräulein Balquidder mit den Worten:

„Ich halte die Stelle acht Tage lang offen für Sie, überlegen Sie sich Alles recht genau. Doch jetzt muß ich Sie fortschicken, meine Liebe, denn ich habe viel zu besorgen.“

Sie schieden als Freundinnen, und Hilary schritt die Straßen entlang, ohne den Wind und Regen zu fühlen. Doch als sie sich ihrem Hause nahte, vermochte sie noch nicht einzutreten, und sie ging noch einige Male den Burton-Platz herum, versuchend einen festen Entschluß zu fassen, ehe sie ihren Schwestern den Vorschlag mittheile. Und erst mußte sie noch einen kleinen Kampf bestehen, den Niemand als Gott wissen durfte.

Es war vielleicht thöricht, da sie ihm doch noch nicht angehörte und er kein Recht über ihr Thun und Handeln hatte, daß sie stets zu der Frage zurückkehrte: „Was wird Robert Lyon sagen?“

Er wußte, sie arbeitete für ihren Lebensunterhalt; zuweilen schien ihm das nicht lieb gewesen zu sein, doch da es erforderlich war, so gehörte Robert Lyon nicht zu denen, die über eine unvermeidliche Sache viel Worte machen.

Sich als Erzieherin oder Lehrerin ihr Brot zu verdienen, das war selbst für eine Dame eine hergebrachte, ich möchte sagen, geheiligte Sitte. Doch wie anders klang der Vorschlag, den man Hilary soeben gemacht! Wenn er es unpassend, unweiblich fände, daß sie hinter dem Ladentische stand! Es war ihm so

schrecklich, wenn eine Frau aus ihrem Kreise trat; thatkräftig und muthig mochte sie sein, doch in weiblicher Art; wenn die Umstände sie zwangen, die Stille und Zurückgezogenheit des Hauses zu verlassen, wohl, so mußte es geschehen, doch nur nie aus freiem Antriebe sich in die Welt hinauswagen, nie in die Reihen der Männer sich drängen!

Würde Robert Lyon geringer von ihr denken, weil sie zu lernen hatte, sich selbst durchzubringen, und weil sie gegen die natürliche Ordnung der Dinge sich allein den schweren Weg bahnen mußte? Diese alte schöne Sitte, noch besser dies geheiligte Gesetz — möge es nie umgestoßen werden! — welches bestimmt, daß das Weib eine gute Hausfrau und Mutter sei, die frohe, zufriedene Leiterin jener kleinen glücklichen Welt, die der armen Hilary so fern zu liegen schien, wie jene unbekannte Himmels-Sphäre.

„Wenn er nun gar auf mich herniederblickte, wenn er bei seiner Rückkehr mich anders wiederfände, als er es erwartet hatte?"

Und glühend heiße, bittere Thränen brannten in ihren Augen, als sie in leidenschaftlicher Aufregung die Straßen durchschritt. Dann kam die bessere Einsicht.

„Nein, nein, die Liebe taugt nichts, welche nicht Alles trägt, der man nicht durch alle Zeit vertrauen darf. Wenn er mich vergessen könnte — wenn er eine Andere mehr als mich zu lieben vermöchte, mehr, inniger als mich, gleichviel ob ich hübsch oder häßlich, arm oder reich, jung oder alt bin — dann würde ich

auch nicht weiter nach seiner Liebe fragen, mich nicht darum kümmern. Sie wäre meiner nicht werth, diese wandelbare Liebe, ich würde sie nicht zu halten versuchen. Ja, Robert, selbst wenn es mein Herz bräche, ich würde Dich aufgeben."

Ihre Augen flammten, ihre kleine Hand ballte sich unter dem Shawl fest zusammen und dann war es ihr wieder, als wenn sie, doch jetzt gleich einem leisen Vorwurf, durch alle Ferne hindurch die ruhige, klare Stimme hörte, welche die Macht besaß, ihren leidenschaftlichsten Ausbruch des Schmerzes zu sänftigen, die Stimme, welche einst an jenem dunklen Abend in Stowbury's Straßen zu ihr sagte: „Hilary, Sie müssen mir vertrauen!"

Ja, er war ein Mann, dem Jeder wohl vertrauen konnte. Ohne Zweifel glich er anderen Männern und war durchaus nicht der Held, für den dieses so innig liebende Mädchen ihn hielt, aber in jedem Verhältnisse und allen Menschen gegenüber hatte sich Robert's Zuverlässigkeit bewährt. Er besaß auch jene seltene Eigenschaft der Treue, was schon in seinem Angesicht zu lesen war. Nicht nur Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit, sondern Treue stand darauf. Wenn er ein Vorhaben gefaßt, sich einem Gefühle hingegeben hatte, so blieb er diesem nicht nur zeitenweise treu, sondern für ewig; wenn nicht Ehre und Gewissen ein Zurücktreten verlangten, ohne dies gab es für diesen Mann nicht einmal den Gedanken an einen Wechsel seiner Gesinnungen.

„Robert, Robert!" schluchzte das arme, einsame

Mädchen, das plötzlich von der Verlassenheit ihrer Lage und dem Gedanken an die Unbeständigkeit und Veränderlichkeit, nicht geradezu die Falschheit, doch die Wandelbarkeit der Menschen überwältigt wurde — „o, Robert sei treu! treu Dir selbst, treu mir!“

Vierzehntes Kapitel.

Als Hilary ihr Haus erreicht hatte, öffnete Elisabeth die Thür; das Wohnzimmer war öde und leer.

„Fräulein Leaf habe sich niedergelegt und Fräulein Selina sei mit Herrn Peter Askott zu des Lordmajors Umzug und Fest gefahren“, berichtete die Dienerin.

„Mit Herrn Peter Askott!“ wiederholte Hilary etwas überrascht, doch bei tieferem Nachdenken fand sie es nur natürlich. Selina liebte Vergnügen, sie empfand nicht nur die Beschränktheit, sondern die Einförmigkeit ihrer Lage so bitter: „Ich hoffe, meine Schwester wird zum Essen zurückkehren?“

„Ich weiß es nicht“, erwiderte Elisabeth kurz.

Wäre Hilary weniger von eigenen Gedanken in Anspruch genommen gewesen, so würde sie bald bemerkt haben, daß mit ihrem Mädchen etwas nicht stimmte, und sie hätte gewiß gleich gefragt: „Elisabeth, was fehlt Dir?“

Denn die gütige, einsichtsvolle Herrin hielt es nicht unter ihrer Würde, zu beachten, wenn das Mädchen

einmal stiller und trüber als sonst war. Sie fand es nicht unnatürlich, daß Elisabeth, fern von der Heimath, ganz einsam und ohne Bekannte in London, und all den vielen häuslichen Unannehmlichkeiten ausgesetzt, welche ihr Wohnen in möblirten Zimmern mit sich führte, auch zuweilen Grund zur Klage haben konnte. Wenn die Herrin diese Uebelstände nicht zu beseitigen vermochte, so konnte sie doch wenigstens ein Wort freundlicher Theilnahme sprechen, das einem armen Dienstmädchen ebenso werthvoll ist wie einer regierenden Königin.

Heute jedoch wurde es Elisabeth nicht zu Theil und diese zog sich bald in ihre „Privat-Küche“ zurück.

Das Mädchen erwog in ihrem Inneren eine schwere ethische Frage. Zum ersten Male hatte sie heute ihrem Fräulein Hilary nicht Alles mitgetheilt. Zweierlei war geschehen, und sie konnte nicht in's Klare kommen, ob sie das wiedererzählen solle oder nicht.

Elisabeth besaß schon von Natur eine größere Pflichttreue und Gewissenhaftigkeit — welche die Verhältnisse noch mehr ausgebildet hatten — als man es gewöhnlich in ihrem Stande, ja selbst in besseren Ständen findet. War dies ein Fehlgriff, so trug Hilary die Schuld davon; wahrscheinlich verursachte es Elisabeth manches Leid, manche Enttäuschung mehr in dieser Welt, der sie entgangen sein würde, wenn sie nur nach den gewöhnlichen Ansichten, und besonders nach denen der dienenden Klasse, von Recht und Moralität gehandelt hätte — aber diesen Fehlgriff oder Irrthum wird der Engel der Vergeltung, wenn er einst ihre Thaten

abwägt, ihr gewiß als Tugend und zur Ehre anrechnen.

Der erste jener beiden Vorfälle, welche Elisabeth ihrer Gebieterin verschwiegen hatte, ereignete sich zur Frühstückszeit, als Askott früher als sonst herab kam und Elisabeth fragte, ob ein kleiner, unsauberer Herr mit einer Habichtsnase sich gestern nach ihm erkundigt hätte.

Nach kurzem Besinnen erinnerte sich das Mädchen, daß ein Mann, dieser nicht zu schmeichelhaften Beschreibung entsprechend, da gewesen sei, doch sich geweigert habe, seinen Namen zu sagen, weil er die Damen nicht kenne, obgleich er ein genauer Freund von Herrn Leaf sei. Askott lachte: „Ein sehr genauer Freund — er hat Recht; aber meine Tanten würden nicht seine Gesellschaft, ja, nicht einmal sein Herkommen mögen. Sollte er also wieder nach mir fragen, so sagen Sie, ich sei über Land gefahren.“

„Ja, mein Herr. Werden Sie noch vor dem Essen reisen?“ fragte Elisabeth, deren praktischer Sinn sich gleich zu dieser Mahlzeit wandte, die, wenn Askott sie theilte, stets aus warmen Speisen bestehen mußte.

Der junge Mann schien höchlichst ergötzt und erwiderte lächelnd: „Wahrhaftig, Sie sind die Unschuld selbst — befolgen Sie, was ich Ihnen aufgetragen und kümmern Sie sich weiter nicht — still, da ist meine Tante Hilary!“

Und ihrer jungen Herrin bleiches, ängstliches Gesicht, müde und abgespannt durch eine schlaflose Nacht, zog Elisabeth von dem soeben besprochenen Gegenstande

ab, und da im Laufe des Vormittages noch etwas nach ihrer Ansicht viel Schlimmeres und Wichtigeres geschah, so dachte sie an das, was Askott ihr aufgetragen, kaum mehr.

Da Elisabeth wußte, Fräulein Johanna habe sich niedergelegt und glaubte, Fräulein Selina wäre ausgegangen, so trat sie, um etwas zu holen, ohne anzuklopfen in das Wohnzimmer. Dort gewahrte sie Herrn Peter Askott und Selina in eifrigem Gespräch beieinander stehen. Sie waren so vertieft, daß sie ihr Kommen nicht hörten, und sie schloß die Thür wieder, ohne von ihnen bemerkt zu sein. Was sie aber so sehr verwirrte, war der Umstand, daß sie gesehen, ja, sie täuschte sich nicht, wie Herr Peter Askott seinen Arm um Fräulein Selina's Taille gelegt hatte.

Wenngleich sie das gar nichts anging, so war die treue Dienerin nicht nur erstaunt, sondern beunruhigt, um so mehr, als Fräulein Johanna's Verwunderung über der Schwester Ausfahrt mit Herrn Askott ihr zeigte, daß jene keine Ahnung habe, es könne sich irgend etwas Außerordentliches in der Familie ereignen.

Stand eine Hochzeit in Aussicht? Konnte Fräulein Selina wirklich diesen kleinen, widerwärtigen Mann lieben und ihn heirathen wollen? Denn so sonderbar es klingen mag, dieses junge Dienstmädchen hatte den festen Glauben — und wie manche strahlende Schönheit von Rang und Vermögen besaß ihn nie oder verlor ihn im Weltgetreibe — daß Heirath und Liebe gleichbedeutende Worte und Begriffe sind, sie war fest überzeugt, kein Mädchen würde einem Manne erlauben, seinen Arm

um sie zu legen, wenn sie ihn nicht heirathen wolle; und daß eine Ehe aus einer andern Ursache als reiner, inniger Liebe, daß sie um des Geldes oder sonstiger Vortheile willen geschlossen werden könne, dies war nach Elisabeth's Begriffen unmöglich. Diese Ansicht, dieser Glaube paßt nicht mehr recht für unsere moderne Zeit und existirt vielleicht nur noch in ganz versteckten Winkeln der Erde, oder in einigen seltenen Ausnahmsfällen — aber Gott sei Dank, daß er überhaupt noch vorhanden ist. Hilary besaß ihn und von ihr war er auf Elisabeth übergegangen.

„Ich möchte wissen, ob Fräulein Hilary um die Sache weiß, und was sie dazu sagen würde?"

Dies stand unabläßig vor des Mädchens Sinn, und damit erstieg die große Gewissensfrage, ob sie es mittheilen oder verschweigen solle.

Es gehörte zu Hilary's Lehrsätzen, sowohl für die Küche als das Wohnzimmer anwendbar — vielleicht für die erstere noch passender, weil dort die Angelegenheiten der Herrschaft oft so rücksichtslos besprochen werden — daß ein durch Zufall entdecktes Geheimniß ebenso heilig gehalten werden solle, als sei es gegen ein feierliches Versprechen der Verschwiegenheit anvertraut, auch daß das Geheimniß eines Feindes noch weniger verrathen werden dürfe, als das des besten Freundes.

„Fräulein Selina ist zwar nicht mein Feind", sprach Elisabeth leise vor sich hin lächelnd, „aber so sehr lieb habe ich sie nicht; und so möchte ich gerade nichts thun, sie zu reizen oder zu ärgern. Jedenfalls will ich für's Erste schweigen."

Aber das Geheimniß drückte sie schwer; und nebenbei fühlte ihr so braves, redliches Gemüth einen gewissen Mangel an Achtung vor ihrer Herrin. Was konnte sie denn an diesem gewöhnlich aussehenden, alltäglichen Manne Anziehendes finden? Sie hatte ihn ja nur ein Paar Mal gesehen, wußte nichts von seinem Leben; und seine Persönlichkeit war eher zurückstoßend, wenigstens Elisabeth hatte bald mit der scharfen Beobachtungsgabe, die man nicht selten in der dienenden Klasse antrifft — vielleicht auch weil gewöhnliche, rohe Menschen sich den Dienstleuten gegenüber noch weniger zusammennehmen — herausgefunden und festgesetzt:

„Weder Pferde und Wagen, noch Gut und Geld, ja, nichts in der Welt kann aus ihm einen Gentleman machen."

In seiner eleganten Equipage schickte Herr Peter Askott Selina zurück, von dem Neffen begleitet, den sie irgendwo in der Stadt aufgefunden hatten, und der ganz gemüthlich zum Mittagessen kam, ohne die geringsten Vorbereitungen zu machen, um über Land zu reisen.

Doch ungeachtet des gehabten Vergnügens und trotz der großen Aufmerksamkeit, welche, wie Selina erzählte, einige der Comitee-Mitglieder, Stadträthe und andere bedeutende Persönlichkeiten ihr erwiesen hatten, war sie still und nachdenklich, ja wortkarg. In dem Wohnzimmer herrschte ein peinliches Schweigen, als ob alle Anwesenden etwas auf dem Herzen hätten und nicht mit der Sprache herauswollten. Hilary fühlte, einer müsse den Anfang machen, und wer würde es thun,

wenn nicht sie? Nachdem sie, beschützt von dem Zwielicht im Zimmer, ihre Hand leise in Johanna's gelegt hatte, sagte sie:

„Selina, ich muß einen kleinen Familienrath halten; mir ist soeben ein Antrag gemacht worden.“

„Ein Heirathsantrag!“ fragte Selina emporschrekkend. „Ach, ich vergaß, Du warst heute Morgen bei Fräulein Balquidder; hat sie Dir einen annehmbaren Vorschlag gethan — sollst Du irgend einem Neffen oder einer Nichte Stunden geben?“

„Sie hat gar keine Verwandte. Doch ich will Euch lieber den ganzen Verlauf meines Besuches erzählen.“

„Hoffentlich ist die Sache unterhaltend“, sagte Askott, der dem Einschlafen nahe auf dem Sopha lag — seine gewöhnliche Manier nach Tische. Er blieb, während seine Tante Hilary sprach, jedoch wach, und als sie zu dem Schlusse ihres Berichtes kam, brach er in ein herzliches Lachen aus:

„Wahrhaftig, das ist eine famose Idee! Du einem Ladengeschäfte vorstehen! Auf meine Kundschaft kannst Du rechnen, ich komme, um von Dir zu kaufen, Du wirst Dich allerliebst hinter dem Zahltisch ausnehmen!“

Selina aber rief ärgerlich:

„Du kannst doch gewiß nicht im Ernst an die Sache denken. Es wäre eine Schande für die Familie.“

Hilary, der ältesten Schwester Hand fester fassend — die Beiden hatten das Ganze schon besprochen, — erwiderte bestimmt:

„Ich kann keine Schande darin finden. Da unsere Familie so arm ist, daß sowohl die Frauen wie die Männer für ihr tägliches Brot arbeiten müssen, so kommt es nur darauf an, daß dies auf anständige, ehrenhafte Weise verdient wird. Was meinst Du, Askott?"

Sie blickte ihn scharf an, denn sie hätte so gern seine wahre Ansicht gewußt.

Er aber nahm diese Angelegenheit, wie Alles, sehr sorglos.

„Ich weiß gar nicht, warum Tante Selina solch Aufhebens macht. Weshalb mußt Du arbeiten, Tante Hilary? Können wir uns denn nicht noch ein Wenig länger durchbringen, bis ich Praxis habe und für Euch Alle sorgen werde? Ich bin ja das Haupt der Familie. — Wie schrecklich dunkel ist es im Zimmer!"

Er sprang auf und schürte das Kaminfeuer zu so hellen Flammen an, daß in kurzer Zeit ein großer Haufe Kohlen, der, wie Hilary gehofft, den halben Abend ausreichen sollte, verzehrt wurde — o, die grausame Nothwendigkeit solcher Sparsamkeit!

Das peinliche Schweigen, welches eingetreten war, wurde durch Hilary gebrochen, indem sie Johanna bat, ihre Meinung auszusprechen.

Diese erwachte aus ihrem tiefen Denken und sagte nun:

„Askott hat Recht, er ist das Haupt der Familie, und ich hoffe, er wird mit der Zeit als solches für sie sorgen; doch ist er es jetzt noch nicht im Stande und

leben müssen wir, oder besser, so lange wir leben, dürfen wir nicht verhungern."

„Das versteht sich, Tantchen."

„Ich meine, lieber Junge, wir müssen anständig, ehrenhaft leben, wir dürfen keine Schulden machen", und Johanna's Stimme wurde scharf, als ob die Erinnerung an die Schreckenstage ihrer Jugend sie wieder überkomme — wenn Henry Leaf's älteste Tochter überhaupt eine Jugend gehabt hatte. Ja, Askott, frei von Schulden ist frei sein von schwerer Pein." Und indem sie ihre schmale, bleiche Hand auf seinen Arm legte, und mit einem Gemisch von Hoffnung und Zuversicht in sein schönes Angesicht schaute, fuhr sie fort: „Du weißt, wie theuer Du mir bist, dennoch möchte ich Dich lieber an der Landstraße Steine klopfen sehen, denn daß Du als ein Gentleman, wie Du es nennst, als ein Schwindler, wie ich es bezeichne, von anderer Menschen Geld lebtest."

Der junge Mann sprang heftig auf, und indem glühende Röthe in sein Gesicht stieg, sagte er:

„Du gebrauchst starke Ausdrücke, Tante Johanna. Doch vielleicht magst Du Recht haben. Was geht es mich an. Gute Nacht, ich muß einen Bekannten zu bestimmter Stunde treffen."

Hilary drückte ihm sehr ernst ihren Wunsch aus, er möge bei dem Familienrathe gegenwärtig bleiben.

„Nein, nein, ich hasse solches Hin- und Herschwatzen. Macht Ihr es unter Euch aus. Was geht es mich an — es ist nicht meine Angelegenheit."

„Es kümmert Dich also nicht, was aus uns

Allen wird? Der Gedanke ist mir schon öfter gekommen."

Mehr noch durch den Ton als durch die Worte betroffen, hielt Askott bei dem Anziehen seiner feinen lila Glacée-Handschuhe inne.

„Mein Himmel, was habe ich gethan, um diesen Vorwurf zu hören? Ich mag nicht viel taugen, doch so schlimm bin ich nicht, Tante Hilary."

„Sie meinte es nicht so böse, mein lieber Askott", sagte Johanna zärtlich.

Er wurde durch die innigen Worte mehr gerührt, als durch den Tadel. Er kam zu seiner ältesten Tante und küßte sie mit jenem warmherzigen Ungestüm, der ihm schon oft Verzeihung erwirkt hatte, weil etwas ganz Unwiderstehliches darin lag. So auch heute.

„Ich weiß, ich bin lange, lange nicht gut genug gegen Dich, Herzenstante, aber ich hoffe, ich werde Dir noch beweisen können, wie ich die besten Vorsätze habe, welche bald in Wirklichkeit übergehen sollen. Ich will ja so emsig arbeiten und schaffen, damit ich bald ein reicher Mann werde, der dann nie leiden wird, daß seine hübsche Tante Hilary sich in einem Laden abmüht. Jetzt aber adieu, denn ich habe eine Verabredung getroffen, die ich einhalten muß, es betrifft Geschäftsangelegenheiten, wichtige Sachen — von denen vielleicht unser Aller Glück abhängt."

Ein Liedchen summend ging er von dannen, mit jener gutmüthigen, sorglosen Miene und dem lebhaften, fröhlichen Wesen, welche Askott Leaf so ganz eigenthümlich waren, und welche die Tanten stets zu dem Ausspruche

veranlaßten, daß er ja nur noch „ein Knabe“ sei, der das ungebundene, gedankenlose Leben eines solchen führte. Nachdem sein schönes Antlitz aus dem kleinen Kreise verschwunden war, setzten die drei Damen sich wieder an das Feuer.

Sie machten weiter keine Bemerkungen über ihn und sein Thun, sie waren ja Frauen und er war ihr Herzblatt; sie sprachen gar nicht von ihm, sondern Hilary erklärte nun den Schwestern ihren künftigen Lebensplan, durch dessen Erfüllung der ganzen Familie eine sorgenfreiere Existenz werden sollte. Sie sprach davon in so bestimmter Weise, als sei Alles schon festgesetzt, und fügte zuletzt hinzu, sie hoffe, Selina werde keine Einwendung erheben.

„Es ist durchaus nicht möglich“, erwiderte Selina würdevoll.

„Weshalb? Die Arbeit ist nicht zu schwer für mich, und eine Dame bleibe ich trotzdem. Uebrigens wäre es besser, das Anrecht an diesen Titel aufzugeben, wenn wir nicht als redliche, ehrenhafte Damen leben können. Und woher soll das Geld genommen werden, um den Hausstand weiter zu führen, Selina? Wir besitzen keines mehr und können vor Weihnacht nichts erwarten.“

„Die Umstände mögen sich verbessern. Wir haben Freunde.“

„Keine in London — Du müßtest denn Herrn Peter Askott einen Freund nennen; ich meines Theils könnte und würde ihn nie um einen Heller bitten. Denke doch, Selina, wie furchtbar es wäre, sich von

Jemand unterstützen zu lassen, — wenn es nicht von einer uns sehr theuren Person geschähe. Nein, nein, das vermöchte ich nicht zu ertragen — eher wollte ich darben, hungern, betteln!"

„Kind, ereifere Dich nicht so gewaltig!"

„Ja, es ist hart" — und der Schrei lang zurückgehaltenen Schmerzes brach hervor — „es ist hart, sich sein Brot erwerben zu müssen auf eine uns nicht zusagende Art, und noch härter und schwerer ist es, die ganze Woche, außer Sonntags, von Johanna getrennt zu sein. Aber die Nothwendigkeit gebietet es, und so muß es geschehen. Uns bleibt nur die Wahl zwischen Elend, Schulden und Arbeit; das Erste ist nicht angenehm, das Zweite unmöglich, also ergreife ich das Letzte. Du mußt einwilligen, Selina, denn ich will es annehmen."

„Kind, thue es mir nicht an", sprach Selina sanfter als sonst und nicht ohne eine gewisse Bewegung. „Thue es nicht, setze mich nicht herab, denn ich muß Dir sagen — ich wollte es Euch ohnedies heute Abend mittheilen — Herr Peter Askott hat mir seine Hand angetragen, und ich habe sie angenommen."

Wenn ein Blitzstrahl unter sie niedergefahren wäre, so hätten die Schwestern nicht mehr erstarrt sein können.

Freilich war dieses unendliche Erstaunen wieder ihrer großen Arglosigkeit zuzuschreiben; viele Frauen an ihrer Stelle würden die Sache vorhergesehen, wohl gar Pläne dafür entworfen haben; sie hätten es als eine brillante Partie betrachtet, und lachende Bilder von dem Hause

am Russel-Platz, von all der Pracht und dem Glanze, welche der „theuren Selina“ zu Theil werden würden, und wovon auch die Familie Nutzen ziehen mußte, hätten sie umgaukelt.

Doch diese Beiden waren anders, hegten abweichende Ansichten. Sie sahen ihre Schwester Selina, die selbst nicht mehr jung war und so viele Eigenheiten besaß, im Begriff einen Mann zu heirathen, den sie kaum kannte, einen Mann, den Keine von ihnen leiden mochte, dessen Gegenwart sie nur aus Rücksichten der Dankbarkeit ertragen hatten. Es war schon peinlich genug, ihn zuweilen als Besuch bei sich zu sehen, doch ihn als Schwager — als Gatten anzuerkennen! —

„O, Selina, es kann nicht Dein Ernst sein.“

„Und weshalb nicht? Warum soll ich nicht so gut wie viele Andere heirathen?“ fragte sie scharf.

Da keine der Schwestern diesen Punkt bestritt, weil sie überhaupt zu erstarrt waren, um viel sprechen zu können, so fuhr Selina majestätisch fort:

„Ich versichere Euch, nie ist einem Mädchen ein tadelloserer, großmüthigerer Heirathsantrag geworden als gerade dieser. Es ist wahr, Herrn Askott's Herkunft ist eher eine niedere, schlichte, doch das kann ich übersehen, denn in seiner jetzigen Stellung, mit seinem Reichthume wird er ein vorzüglicher Ehemann werden.“

Kein Wort der Widerrede ward vernommen; was sollte jetzt noch gesagt werden? Selina war selbstständig, sie konnte heirathen, wen sie wollte. Nach ihrer ganzen Eigenthümlichkeit war es vielleicht nur natürlich, daß sie eine solche Verbindung einging, wie deren ja tausende

geschlossen werden, bei denen der Mann eine hübsche, feinerzogene Gattin als Repräsentantin seines Hauses wünscht, und diese dafür eine bequeme, angenehme Stellung, welche viele Vortheile bietet, eintauscht — es ist am Ende kein schlechterer Handel, als mancher andere.

Mit einer noch leisen Hoffnung, es könne vielleicht doch noch zurückgewiesen werden, fragte Hilary, ob Selina sich schon ganz fest entschieden habe.

„Unwiderruflich. Er schrieb mir gestern Abend und heute Morgen erhielt er meine Antwort mündlich."

Nun wenigstens hatte Selina Niemand mit ihrer „Liebesgeschichte" gequält und beunruhigt. Ihr war es eine reine Geschäftssache gewesen.

Die Schwestern sahen, wie an kein Rückgehen zu denken war, und somit hörte jedes Kritisiren über Herrn Askott auf.

Jetzt da sie einmal begonnen, wurde Selina mittheilsam und sprach von ihrer glänzenden Zukunft.

„Er hat sich sehr liberal, sehr anständig benommen. Für den Fall seines Todes fällt mir ein bedeutendes Vermächtniß zu, und er sagt, es würde ihm Freude machen, meine Familie zu unterstützen, damit es Euch möglich sei, stets unserem Stande gemäß zu erscheinen."

„O, wir sind ihm außerordentlich dankbar."

„Sei nicht spitz, Hilary! Er meint es gut. Und dann muß er fühlen, daß diese Heirath doch — doch — ein gewisses Herabsteigen von meinem Platze ist, an

das ich vor zwanzig Jahren niemals gedacht haben würde."

Selina seufzte; verursachte die Rückerinnerung an ihre Jugend diesen schweren Seufzer? Oberflächlich und gemüthlos wie sie jetzt oft erschien, so hatte auch ihr Herz vielleicht einst einen goldenen Traum geträumt, ein Ideal umfaßt, welches gewiß ein von Herrn Askott sehr verschiedener Mann gewesen war. Doch der trübe Schatten verflog schnell, und sie vertiefte sich in alle Anordnungen, Ausstattung und Hochzeit betreffend, über die sie, sogar über den Brautanzug, schon ganz einig mit sich war.

„Und so siehst Du nun selbst Hilary" — der für einige Zeit vergessene, streitige Punkt wurde wieder berührt — „wie es unter diesen Verhältnissen ganz unmöglich ist, daß meine Schwester als Verkäuferin in einem Laden steht. Ich werde mit Herrn Askott sprechen, und Du wirst hören, was er darüber sagt."

Doch als dieser Herr am nächsten Tage als glücklicher, erwählter Bräutigam erschien, so nahm er die Sache sehr leicht. Er hielt es für Jeden praktisch und ersprießlich, eine unabhängige Stellung einzunehmen und begriff gar nicht, warum junge Mädchen — Verzeihung, junge Damen — nicht auch für ihr tägliches Brot arbeiten sollten, wenn sie Lust dazu hätten. Er wünschte nur, der Laden läge etwas ferner als Kensington, und hoffte wenigstens, daß der Name Leaf nicht auf dem Schilde paradiren werde.

Aber die Braut, gar nicht zufrieden mit dieser

Ansicht, bestand darauf, er solle vollgültigen Einspruch thun.

„Aergern Sie sich nicht, meine liebe Selina", sagte er trocken — wie Hilary zusammenzuckte, als er die Schwester beim Namen nannte — „doch es scheint mir durchaus nicht meine Sache, mich hier einzumischen. Ich heirathe Sie, aber nicht Ihre ganze Familie."

„Herr Askott hat Recht, wir wollen dieses Gespräch fallen lassen", erwiderte Johanna mit würdevollem Ernst, während Hilary mit flammendem Antlitz dabei saß und dachte, daß, so arm und dürftig die Familie stets gewesen sei, sie doch erst heute wahre Erniedrigung erfahren habe.

O, wie schwer war ihr Herz an diesem Tage!

Am Morgen war der Brief aus Indien angekommen, zum bestimmten Datum, zur festgesetzten Stunde. Bei Allem, was Robert Lyon that, war er pünktlich wie eine Uhr. Der Brief lag da, doch sein Inhalt war kürzer und trauriger als sonst; er berichtete von Kränklichkeit, unsicheren Aussichten, und heißem, schwerem Sehnen nach der Heimath, doch war die Besorgniß herauszulesen, daß noch Jahre vergehen könnten, ehe diese Sehnsucht zu stillen sei.

„Mein einziger Trost ist" — und zum ersten Male verrieth sich sein Herz ein Wenig — „daß, so schwer und trüb mein Leben hier ist, ich es allein trage, allein darunter leide."

Aber dies war kein Trost für Hilary. Daß sie Beide ihre schöne Jugendzeit getrennt verbringen mußten, da doch nur etwas von dem Golde dazu gehörte,

welches ein Mann wie Herr Peter Askott in Fülle besaß, sie zusammenzuführen, das war hart. Ja, möchten selbst Prüfungen und Armuth zu bestehen sein, wenn sie nur beieinander wären, Hand in Hand den Weg des Lebens gehend.

Hilary verließ das Wohnzimmer, in welchem die Verlobten saßen und ihre Rolle möglichst gut zu spielen suchten, indem sie den Umstehenden eine Liebe zeigten, die nicht existirte, und Huldigungen und Aufmerksamkeiten erwiesen und angenommen wurden, welche bei einem so „glücklichen Brautpaar“ unerläßlich sind. In ihrem kalten Schlafkämmerchen angekommen, las sie Robert's Brief, in dem jedes Wort Treue und Wahrhaftigkeit athmete, stets von Neuem, und trotz des trüben Inhaltes brachte er ihr Trost und Ermuthigung. Sie fühlte, daß eine wahre, rechte Liebe in ihrem schmerzlichsten, unerfüllten Sehnen, und trotz aller Bitterkeit hoffnungsloser Trennung doch süßer und beglückender ist, als die „achtbarste“, glänzendste Heirath ohne Liebe.

Am Schluß der Woche trat Hilary ruhig und gefaßt in das Geschäft in Kensington ein, und Selina begann die Vorbereitungen zu ihrer Verheirathung.

Fünfzehntes Kapitel.

Indem ich so viel über die Herrinnen zu berichten hatte, habe ich in letzter Zeit anscheinend Elisabeth Hand übersehen.

Sie war auch ganz die Person übersehen zu werden, denn sie hielt sich stets im Hintergrunde, selbst jetzt noch, da Hilary's Abwesenheit das ganze Hauswesen mit allen Sorgen und Mühen in ihre Hände gelegt hatte. Sie erfüllte ihre Obliegenheiten mit jener Ruhe und Schweigsamkeit, die schon dem ganz jungen Mädchen eigen waren, selbst Johanna brachte sie nicht viel zum Reden. Sie gehörte zu den Naturen, die nur bei außergewöhnlichen Fällen und wenn man ihrer besonders bedarf, aus sich heraustreten und dann — doch die Zeit wird lehren, was dieses schlichte Dienstmädchen zu thun im Stande war.

Noch nach Jahren erinnerte sich Hilary, mit welcher seltsamen Zurückhaltung und Abgeschlossenheit Elisabeth ruhig dahin ging; wie sie in ihrem Anzuge und Wesen so altmodisch und einfach wie bisher blieb und keine

der Londoner Moden oder leichtfertigen Manieren annahm; auch daß nie eine Klage über ihre Lippen trat, blieb ihrer jungen Herrin unvergeßlich, und dennoch litt Elisabeth unter den Unbequemlichkeiten der Wohnung und der ganzen Lebensweise am meisten, und zwar mehr, als eine der Damen damals vermuthete. Langsam, doch sicher bildete sich in ihr jener starke Charakter aus, dessen Grundfesten eigene Kraft und Selbstbeherrschung sind, Eigenschaften, welche in allen Klassen der menschlichen Gesellschaft aus den Frauen, die sie besitzen, die Hülfreichen und Trostspendenden, die Gebenden statt der Empfangenden, die Schaffenden, statt der in Ruhe Genießenden machen. Der Weg dieser Frauen scheint stets mehr auf der schattigen und dunklen Seite des Lebens zu liegen, und ihr Loos arbeiten und dulden zu sein.

Elisabeth hatte wenig Zerstreuung und Vergnügen. Sie machte keine Bekanntschaften und bat nie um einen freien Tag; sie schien gar nicht danach zu verlangen. Eine große Freude, ja, ein Hochgenuß war es für sie, wenn ihr liebes Fräulein Hilary sie zuweilen Sonntag Nachmittags mit nach der Westminster-Abtei oder der St. Pauls-Kirche nahm. Ihr Vergnügen, ihre innige Dankbarkeit erfreute dann selbst die Herrin, und besaß die Macht, diese von ihren eigenen Sorgen und Kümmernissen abzuziehen. Es ist solch ein unendlicher Segen, Jemand ganz glücklich zu machen, sei es selbst nur für eine Stunde.

Diese schönen Sonntagnachmittage ausgenommen, verbrachte Elisabeth ihre ganze Zeit, den Hausstand zu besorgen und Fräulein Leaf zu bedienen und zu pflegen, die

mit erstaunlicher Schnelligkeit immer älter und schwächer wurde. Wahrscheinlich war das Getrenntsein von Hilary, ihrem Kinde, die seit ihrer Geburt stets an ihrer Seite gewesen, ein schwererer Schlag für sie, als sie selbst geglaubt hatte und eingestehen wollte; vielleicht auch mochte das Wohnen in den engen Räumen, die sie selten oder nie verließ, der gänzliche Mangel an Abwechselung, das Entbehren kleiner Behaglichkeiten und Bequemlichkeiten, welche Stowbury ihnen geboten, welche aber trotz Hilary's Sorgsamkeit nicht beschafft werden konnten, die nachtheilige Veränderung herbeigeführt haben.

Selina's Brautstand, der als eine Sache der Wohlanständigkeit und Form sechs Monate dauern mußte — nach ihrer Bestimmung — verminderte die Ausgaben der Familie nicht. Alte Kleider zu tragen und im Omnibus zu fahren, war für die künftige Frau Askott vom Russel-Platz unmöglich; und obgleich sie, um gerecht zu sein, ihre Ansprüche mehr beschränkte, als man ihr früher, unter den Verhältnissen, zugetraut haben würde, so gebrauchte sie doch Geld.

„Es ist ja das Letzte, ich werde Euch nie wieder etwas kosten", sagte sie begütigend, und dann wandte sie sich gleich wieder dem Gegenstande zu, der alles Interesse in Anspruch nahm: der Ausstattung, welche Herr Askott auf das Reichste und Glänzendste besorgen ließ. Diese Einrichtung hatte den Stolz der Familie Leaf Anfangs sehr verletzt, doch woher sollte sie die Mittel nehmen, Selina irgend welche Aussteuer zu geben? Wenn aber auch dies angenommen werden mußte, so hätten die Schwestern doch jedes sie betreffende Geschenk zurück-

gewiesen, wenn solches ihnen gemacht wäre. Aber außer den Hochzeitskleidern und einer Einladung zum Frühstück dabei, welches auch in einem Hotel stattfinden sollte, ward ihnen nichts angeboten.

Obwohl nun also ein wichtiger Festtag in Aussicht stand, so ging das stille, einförmige Leben im Hause der Schwestern doch ununterbrochen fort. Die schönsten Stunden wurden durch Hilary's Besuch herbeigeführt, der stets von Sonnabend Abend bis Montag Morgen währte. Und in diesen kurzen Sonnenblicken, wo Jeder besonders liebenswürdig war und sich bemühte, die eigenen Sorgen zu verbergen, übersah Hilary Etwas, worüber Elisabeth schon lange mit ihr hatte sprechen wollen, doch nie den Muth dazu fand; denn es war ja nicht ihre Angelegenheit, man hätte sie vielleicht sogar beschuldigen können, sie mische sich in Familiensachen. Vor Allem erforderte es die Nothwendigkeit, Mittheilungen zu machen, welche wie Geklätsch aussehen konnten, auch wohl als ein Spioniren zu deuten waren, und zwar betraf es Jemand, den Elisabeth nicht leiden mochte. Darin lag aber gerade der Schwerpunkt; obwohl sie nur eine arme, schlichte Dienerin war, so besaß sie eine Art ritterlichen Ehrgefühles, welches sie ermahnte, besonders gegen ihren Feind gerecht zu sein.

Feind! Das Wort ist vielleicht zu stark; doch von Tag zu Tag steigerte sich ihre Bitterkeit gegen Askott Leaf. Nicht etwa, daß er sie persönlich gekränkt oder schlecht behandelt hätte, nein, im Gegentheil, er gehörte zu den jungen Männern, die stets von ihren „Untergebenen“ wohl gelitten sind, weil er fröhlich, gutmüthig

und trotz aller Vornehmheit leutselig zu ihnen war; machte er auch viel Ansprüche, verursachte er ihnen viel Arbeit, so geschah es doch immer auf freundliche Weise und er belohnte dafür, nicht nur mit Trinkgeldern, sondern was oft noch mehr gilt, mit einem dankenden Worte, so daß wenige Dienstboten sich über Askott beklagt haben würden.

Aber Elisabeth's Abneigung hatte tiefere Ursachen, die erste und hauptsächlichste war seine entschiedene Gleichgültigkeit gegen die Angelegenheiten seiner Tanten, die sich sowohl in Bezug auf Selina's Heirath kundgab, welche er nur einen „capitalen Streich" nannte, als auch auf die Einkünfte und Ausgaben der Familie erstreckte, die trotz Hilary's Gehalt immer noch nicht in das richtige Verhältniß kamen. All die Ersparnisse und Entbehrungen, die noch nöthig waren, schien er nur zu bemerken, wenn sie ihn betrafen, und obgleich er weder darüber klagte noch murrte, so ging er doch aus dem Hause, um nicht darunter zu leiden.

Er war jetzt mehr als je von seiner Familie fern, und that sein Möglichstes, sie über sein Thun und Handeln im Dunkel zu erhalten, indem er zu ganz verschiedenen Stunden fortging und nie bestimmte, wann er wiederkäme, und wenn selbst dies geschehen, doch sein Wort nicht hielt. Dies war um so unangenehmer, als eine Menge von Leuten nach ihm fragten, und vor der Hausthür warteten, weil sie ihn in „Geschäften" sprechen wollten, einige von ihnen erlaubten sich sogar in so wenig schmeichelhaften Ausdrücken von dem jungen Herrn zu reden, daß Elisabeth aus Angst, Frau Jones

könne dies hören, fortan immer selbst die Thür öffnete, um Bescheid zu ertheilen.

Doch die Wirthin war eine gewitzte Frau, nicht umsonst hatte sie schon seit dreißig Jahren möblirte Zimmer vermiethet. Es dauerte nicht lange, so wußte sie, und sorgte, daß Elisabeth ihre Entdeckung erfuhr, daß Herr Askott Leaf sich „in Verlegenheit befand", wie man sich in diesem Fall ausdrückt.

Und hier sei mir eine Bemerkung erlaubt, denn ich glaube man wird mich in Beziehung auf einen Gegenstand in dieser Geschichte der Schroffheit und Unbarmherzigkeit beschuldigen, indem ich das Schuldenmachen zu einem Verbrechen stemple, während der größte Theil der Menschen es durchaus nicht als solches betrachtet. Man wird mir vorwerfen, daß wir, ich, der Autor selbst, und alle guten und tugendhaften Charaktere dieser wahrhaftigen Erzählung, uns bei dem häßlichen Worte: „Schulden" ereifern und erhitzen wie die Truthähne beim Anblick eines Stückchen rothen Tuches, das doch bei alledem nur ein harmloses rothes Läppchen ist und bleibt.

Ganz recht; manche Art der Schulden erweckt und verdient Mitleid. Der Kaufmann, welcher durch große Verluste bankerott wird — eine sehr verwöhnte Familie, die durch unrichtige Liebe und Güte im Dunkel über ihre Vermögensverhältnisse erhalten wurde, und Thaler ausgab, wo ihr nur Pfennige zu Gebote standen — endlich jene Personen, gleichviel ob Männer oder Frauen, die ohne leichte oder schlechte Grundsätze zu haben, doch in Allem was Geldsachen anbetrifft, so vollkommen unpraktisch sind, daß sie trotz der bittersten Erfahrungen

doch nie den Werth des Geldes kennen lernen, und in der Hinsicht immer unmündige Kinder bleiben — diese Alle mögen, wenn sie in Schulden gerathen, Anspruch auf Nachsicht und Vergebung haben, denn sie fehlen aus Zufall und Irrthum, doch nicht mit Vorbedacht.

Aber jenen Menschen, die Sachen bestellen und kaufen, bestimmt wissend, daß sie dieselben nie bezahlen können, allen denjenigen, welche sich kein Vergnügen, keine noch so luxuriösen Bequemlichkeiten zu versagen vermögen, so sehr das Gewissen sie mahnt, daß sie von anderer Leute Geld leben — oder endlich den nicht schlechten, „doch trägen und schlaffen Personen", welche wohl ihre Einnahmen und Ausgaben regeln könnten, wenn es nicht zu beschwerlich wäre — allen diesen keine Nachsicht, kein Mitleid, sie verdienen es nicht.

Zu welcher Klasse von Schuldenmachern Askott Leaf gehörte, wird diese Geschichte zeigen. Ich erzähle sie, oder mehr noch ich lasse sie und ihre Moral für sich selbst sprechen, denn es ist ja die Geschichte von Hunderten und Tausenden.

Daß ein junger Mann seine Jugend nicht genießen sollte, wäre hart; daß es höchst angenehm ist, sich hübsch zu kleiden, gut zu leben, und mit vollen Händen für sich und Andere Geld auszugeben, steht außer allem Zweifel. Niemand würde es anders wünschen. Mancher junge Mensch, der mit zwanzig Jahren seine Güte und Leichtherzigkeit bis zur Verschwendung trieb, wurde mit vierzig Jahren der sparsamste und vernünftigste Familienvater, während ein anderer, der, ohne daß er es nöthig hatte, auf filzige Weise darbte und sparte, sich

im Alter zum richtigen Geizhals ausbildete. Es liegt sogar in der gedankenlosen Großmuth und Freigebigkeit der Jugend etwas, wodurch das Herz erwärmt und erfrischt wird, selbst wenn der Verstand es nicht billigen kann. Aber daß Askott Leaf's Freigebigkeit sich stets und immer nur auf ihn selbst bezog, das brachte Elisabeth so auf.

Wenn sie zuweilen ein neues Kleidungsstück in sein Zimmer trug, in dem andere, noch unbezahlte und gut erhaltene Anzüge unordentlich umherlagen, oder wenn sie viele Paare der schönsten und feinsten Stiefel putzte und Dutzende der eleganteſten Battisttaschentücher für ihn waschen mußte — dann erfaßte sie der gerechte Zorn, indem sie all der kleinen und großen Mängel gedachte, an welchen die Garderobe von Fräulein Hilary litt, oder Bequemlichkeiten herbei wünschte, die Fräulein Johanna's Kränklichkeit fast erforderte, alles Dinge, welche Askott nie einfielen. Natürlich nicht, wie kann ein junger Mann an dergleichen denken, wird Mancher sagen.

Aber es giebt welche, die es können und thun. Antworte mir, Du Sohn jener armen Wittwe, Du sorgsamer Bruder Deiner verwaisten Schwestern, Du fleißiger Schreiber, der nur für das Wohl der Familie arbeitet — antwortet Ihr Alle: ist es nicht besser und herzerhebender an Andere als nur an sich selbst zu denken? Kann ein Mensch, ja selbst ein junger Mann, sein höchstes, einziges Glück in seinem rein persönlichen Vergnügen und Genuß finden?

Doch ich will mit diesem Predigen meine Ge-

schichte nicht aufhalten, ihre Entwickelung wird deutlich genug zu den Herzen sprechen, welche hören wollen.

Elisabeth's Sorgen und Gewissensbisse, ob sie nicht unrecht handle, wenn sie länger schweige, kamen endlich zur Ruhe, indem sie den festen Entschluß faßte, nächsten Sonntag mit ihrer jungen Herrin über Askott's Angelegenheiten zu sprechen, selbst auf die Gefahr hin, daß man sie des Angebens beschuldige.

Die Woche hatte viel Angst und Noth gebracht, weil die älteste der Schwestern krank wurde, nicht gefährlich zwar, aber für Elisabeth dennoch beunruhigend. Johanna klagte nicht, doch als ihr Liebling am Montag Morgen das Haus verlassen hatte, kehrte sie zu ihrem Bett zurück und stand nicht wieder auf. Sie wollte weder, daß Hilary noch Selina davon benachrichtigt würden, die Letztere war auf einige Tage in Dulwich zum Besuch bei der Gattin von Herrn Askott's Compagnon.

„Ich brauche nichts, was Du mir nicht leisten könntest, Elisabeth; Du wirst nach und nach eine ganz vorzügliche Krankenpflegerin", sagte sie mit einem zwar friedlichen, aber so unendlich matten Lächeln, daß es dem Mädchen ins Herz schnitt. Es schien, als ob Johanna Leaf leise, leise der irdischen Hülle entschwebte, um bald dahin zu gehen, wo sie die Sorgen der Welt nicht mehr verfolgen würden. Mit ihr von Askott's Angelegenheiten zu sprechen, war Elisabeth ganz unmöglich. Sie dankte Gott, daß bis in das stille, abgelegene Krankenzimmer der lieben Herrin kein lautes Klopfen oder Klingeln, keines jener harten Worte drang, und daß sie nichts erfuhr von der Schreckenskunde, welche die

Wirthin dem Mädchen mittheilte, daß sie nämlich aus einem Schreiben ersehen habe, wie Gerichtsdiener Herrn Askott Leaf suchten.

„Und je früher ich Euch Alle aus meinem anständigen Hause los werde, je lieber wird es mir sein", hatte die Wirthin am nämlichen Morgen in großer Entrüstung zu der Dienerin gesagt, welche sie bat, ihre kranke Herrin nicht zu stören, sondern mit der Kündigung zu warten bis Fräulein Hilary heim käme.

Nachdem Askott ganz heiter und wohlgemuth wie immer sein Frühstück genossen und fröhlich mit der Tante geplaudert hatte, rief er im Vorzimmer Elisabeth herbei und bat sie, Jedem, der nach ihm fragen würde, den Bescheid zu geben, er sei nach Birmingham gereist und werde erst Montag zurückkehren. Da das Mädchen Anfangs zögernd, und dann immer entschiedener sich weigerte, diese unfreiwilligen Lügen zu sagen, wurde er erst sehr ärgerlich, dann legte er sich aufs Bitten und versicherte sie, wenn sie seinen Wunsch nicht erfülle, so würde es sein Untergang werden. O, sie verstand jetzt Alles — denn sie war leider viel klüger in solchen Dingen geworden — und mit Schrecken bemerkte sie einen jüdisch aussehenden Mann, der den ganzen Tag über das Haus bewachte und jede Person, welche sich demselben nahte, aufmerksam betrachtete.

Als sie am Fenster in dem Zimmer ihrer Herrin saß, sah sie den Mann in dem gegenüberliegenden Branntweinladen verschwinden, und im selbigen Moment stürzte eine dunkle Figur um die Straßenecke und in ihr Haus hinein.

Elisabeth überzeugte sich, ob die Kranke schliefe und schlich dann ganz sacht aus dem Zimmer. Jetzt hörte sie leise Tritte sich die Treppe heraufstehlen.

„Holla! — O, Sie sind es, Elisabeth!"

„Soll ich Ihr Licht anzünden, Herr Leaf?"

Als der Lichtstrahl auf Askott fiel, war sie erstarrt über seinen Anblick. Ganz vom Regen durchnäßt, den Hut tief in die Augen gedrückt, den Kragen des Rockes hochgezogen, gerade als solle es eine Art Verkleidung sein, dabei bleich, außer Athem und zitternd, so stand er vor ihr, und schwerlich würde Jemand in dieser so seltsam und abentheuerlich aussehenden Figur den feinen, vornehmen Herrn Askott Leaf erkannt haben.

Er wankte in seine Stube und fiel erschöpft auf das Bett.

„Wünschen Sie etwas?" fragte Elisabeth in der Thür stehend.

„Nein — doch ja — warten Sie ein Wenig. Elisabeth, kann man sich auf Sie verlassen?"

„Ich hoffe es."

„Die Gerichtsdiener sind hinter mir her; ich habe sie noch einmal getäuscht, bin ihnen so eben glücklich entwischt. Wenn sie meine Anwesenheit hier erfahren, dann ist das Spiel verloren — und es würde meiner Tante Tod sein."

So sehr Elisabeth ihm zürnte, so war sie doch froh, diese Worte von ihm zu hören, froh, zu bemerken, wie seine tiefe Bewegung ihn übermannte und er, alle Arten von Selbstvorwürfen ausstoßend, sein Gesicht in den Kissen barg.

„Dies Alles hilft jetzt nichts, Herr Askott“, sagte sie beinahe sanft und begütigend, wie man zu einem Kinde spricht, denn es lag in seiner Verzweiflung eher etwas Kindisches als Männliches. Trotz ihrer Entrüstung bemitleidete sie ihn jetzt; ein gutes Herz fühlt für Jeden, der in Noth ist, Theilnahme, wenn er selbst Tadel verdient. „Was soll nun weiter geschehen, Herr Leaf?“

„Nichts — ich besitze keinen Heller mehr, und ich habe nicht einen Freund in der Welt.“

In einem neuen, noch stärkeren Anfall von Verzweiflung kehrte er sein Haupt nach der Wand und schloß die Augen.

Elisabeth mußte an sich halten, daß sie nicht laut ihre Meinung über einen ihrer „Vorgesetzten“ äußerte; doch ihr fester, im Dulden und Tragen so standhafter Charakter wandte sich fast mit Geringschätzung von dieser schwachen, sonst so übermüthigen und leichtlebigen Natur, welche nun beim ersten Schicksalsschlage gleich niedergeworfen ward.

„Stehen Sie auf und werden Sie ruhiger, es bringt keinen Nutzen, sich böse Dinge noch selbst zu ververschlimmern. Wenn Niemand weiß, daß Sie hier sind, so braucht es auch Niemand zu erfahren; schließen Sie Ihre Thür und verhalten Sie sich ganz still. Wenn ich Fräulein Johanna's Thee hole, bringe ich Ihnen etwas Essen mit, und selbst Frau Jones soll nichts merken.“

„Sie sind ein capitales Frauenzimmer, wahrhaftig Elisabeth!“ rief der junge Mann, schnell wieder zur Hoffnung und Sorglosigkeit sich wendend. „Das ist

ganz köstlich. Besorgen Sie mir ein gutes Stück Fleisch oder Schinken — aber vergessen Sie nicht eine Flasche Ale!"

„Ganz wohl, Herr!"

Die Antwort klang etwas mürrisch, und hätte er Elisabeth's Gesicht gesehen, so würde der Ausdruck ihm nicht sehr geschmeichelt haben. Doch sie brachte ihm alles Verlangte, und bewahrte sein Geheimniß; obgleich, als sie Frau Jones versichern hörte: „Herr Leaf sei den ganzen Tag nicht nach Hause gekommen" es ihr war, als ob sie selbst eine Lüge sage.

Mit bangem, lautschlagendem Gewissen erwartete sie die hergebrachte Frage ihrer Herrin: „Ist mein Neffe zu Hause?" aber glücklicher Weise wurde sie nicht gethan. Die Leidende lag still und ruhig, und die treue Wärterin bereitete ihr Alles sorglich zur Nacht vor, und bettete sie mit einem seltsam feierlichen Gefühl auf ihrem Lager, gerade als ob sie ihr theures Fräulein zum letzten Schlafe zurechtlege, der sie in seine sanften Arme nehmen wollte, um sie zu schützen vor dem Sturme, welcher über dem Himmel der Familie hing und in jeder Minute losbrechen konnte.

Doch alle trüben Wolken waren dem verflogen, der die Ursache dieses, ja fast jedes Kummers war. Sobald es still im Hause geworden, schlich Askott die Treppe herunter und begann mit dem besten Appetit sein Abendbrot zu verzehren, ja, er wurde sogar mittheilsam.

„Sehen Sie doch nicht so düster aus, Elisabeth! Ich werde mich schon durchschlagen. Der alte Askott muß zahlen, ich kann ihm nicht helfen. Er hat ja die Ehre mein Onkel zu werden. Das war ein glücklicher Fang,

den Tante Selina gethan. Ich wünschte nur, Tante Hilary folgte ihrem Beispiele."

„Wenn Sie nichts mehr bedürfen, so möchte ich zu Bett gehen."

„Fort denn — und zu Weihnacht werde ich ein hübsches Kleid als Geschenk nicht vergessen. Sie sind ein kluges, brauchbares Mädchen, und ich bin Ihnen sehr verpflichtet."

Einen Augenblick schien er die Absicht zu haben, die gewöhnliche, unpassende Höflichkeit oder Erkenntlichkeit, welche junge Leute den Dienstmädchen gegenüber gebrauchen, auch hier anzuwenden — aber Elisabeth war ihm doch gar zu wenig hübsch, er konnte sich nicht entschließen, sie zu küssen.

In diesem Moment wurde furchtbar an der Klingel gerissen und durch das Schlüsselloch der Thür schrie man: „Feuer! Feuer!" Ganz entsetzt öffnete Elisabeth und mit lautem Gelächter sprang ein Mann herein, seine gewichtige Hand auf Askott legend.

Es war ein Gerichtsdiener.

Als nun jeder Ausweg abgeschnitten, kehrten Askott's männliche Haltung und seine Entschlossenheit zurück. Obgleich er sehr bleich wurde, widersetzte er sich nicht, ja er behielt sogar Geistesgegenwart genug, um zu verhindern, daß Frau Jones in ihrem Schreck und ihrer Entrüstung seine kranke Tante weckte.

„Sie wird es bald genug erfahren; lassen wir sie bis morgen schlafen! Elisabeth, hören Sie zu!" Er schrieb auf eine Karte den Ort, wohin man ihn führte. „Geben Sie dies meiner Tante Hilary. Wenn sie ein

Mittel fände, mich aus dieser Verlegenheit zu befreien, so würde ich ihr sehr dankbar sein — doch nein, ich verdiene es nicht. Sie soll sich nicht um mich grämen! Kommt, Ihr Leute!"

Er zog den Hut tief in die Augen, sprang in den vor der Thür haltenden Wagen und war entschwunden. Der ganze Vorgang hatte nicht fünf Minuten gedauert.

Wie versteinert stand Elisabeth im leeren Zimmer — was sollte und mußte nun zuerst geschehen? Ihre Gedanken eilten zu Hilary, sie mußte vor Allem benachrichtigt werden; wie aber sollte sie so spät am Abend zu ihr gelangen, und konnte sie Fräulein Leaf der Güte und Sorgfalt von Frau Jones überlassen? Das ging nimmermehr. Plötzlich fiel ihr Fräulein Balquidder ein. Vielleicht könnte sie eine Botschaft — nein, nein die Familienangelegenheiten, und so traurige und entwürdigende überdies, durften nicht einem Fremden anvertraut werden — doch einen Brief nach Kensington senden.

Nicht ohne Anstrengung verfaßte Elisabeth ihren ersten Brief — und zwar an ihr geliebtes Fräulein Hilary.

Geehrtes Fräulein!

„Herr Leaf hat sich selbst in Ungelegenheiten gebracht und man hat ihn von hier fort, ich weiß nicht wohin, geführt. Ich wage nicht meiner Herrin die Nachricht mitzutheilen, denn sie ist krank, obgleich es schon wieder etwas besser mit ihr geht. Ich wünschte, Sie wären hier, und bis Sie kommen, soll ihr Fräulein Schwester nichts erfahren.

Ihre gehorsame und dankbare Dienerin

Elisabeth Hand."

Sie nahm Askott's Drücker und verließ leise das Haus. Draußen in der dunklen, nebligen Nacht verfehlte sie mehr als einmal den Weg, weil sie noch nie so spät auf der Straße gewesen war und sich nicht gut zurecht finden konnte. Selten daß sie Jemand begegnete, außer dem Constabler, der auf dem nassen Trottoir auf und ab ging. Als er seinen forschenden Blick auf sie richtete, fuhr sie gleich einer Schuldigen zusammen, bis sie sich erinnerte, daß sie nichts Böses thue und deshalb keine Furcht zu haben brauche. Dies war der einfache Glaubenssatz, den Hilary sie gelehrt, und er hielt sie muthig aufrecht bis zu Fräulein Balquidder's Thür.

Dort aber bangte dem armen Mädchen von Neuem, und noch mehr, als Fräulein Balquidder selbst, in dem sonderbarsten Kostüm auf das Klopfen erschien, und mit strengem Tone fragte, wer es sei, der zu so später Stunde die Ruhe eines anständigen Hauses störe?

Elisabeth hatte ihre Antwort überlegt, um das zu sagen, was nöthig war, und doch nichts zu verrathen, was Fräulein Hilary vielleicht verschweigen wollte.

„Entschuldigen Sie, Madame, ich bin Fräulein Leaf's Dienerin. Meine Herrin ist krank, und ich wünschte, daß dieser Brief in Fräulein Hilary's Hände käme."

„So, so. Tretet ein! Ist nicht Euer Name Elisabeth?"

„Ja, Madame."

„Warum seid Ihr so spät unterweges? Schickt Euch Eure Herrin?"

„Nein."

„Ist sie so sehr krank? Das muß schnell gekommen

sein. Ich sprach noch heute Fräulein Hilary, und sie wußte nichts."

Elisabeth zagte vor dem forschenden Blick dieser durchdringenden Augen.

„Da scheint mir mehr verborgen, als Ihr mir sagt, Jungfer. Ist Eure Gebieterin wirklich so gefährlich krank, daß Ihr deshalb zur Schwester schickt?"

„Nein."

„Nun was ist dann der Grund? Sprecht offen, ich hasse alle Heimlichkeiten."

Es war keine kleine Prüfung für Elisabeth, aber sie blieb standhaft.

„Verzeihen Sie, Madame, doch ich glaube, meine Herrin würde es nicht gern sehen, wenn ich darüber spräche, und so darf ich auch Ihnen nichts verrathen."

Nun war dem ehrlichen, offenen Gemüth der Schottin nichts mehr zuwider als Heimlichthun und Versteckheiten, aber dennoch erkannte sie jedem Menschen das Recht zu, ein Geheimniß zu bewahren, wenn solches ihm anvertraut war. Sie ließ ihre Augen scharf und forschend auf dem Gesichte des Mädchens weilen, und von dieser Prüfung anscheinend befriedigt, sagte sie eher freundlich:

„Ihr habt Recht, Kind, der Herrschaft Geheimnisse müssen die Dienstboten immer bewahren. Nun erklärt mir nur, was Ihr wünscht. Soll ich einen Wagen nehmen und Fräulein Hilary gleich selbst holen?"

Elisabeth dankte, meinte aber, das scheine ihr nicht nöthig; es wäre gewiß am besten, wenn der Brief morgen ganz früh nach Kensington geschickt würde, dann

käme Fräulein Hilary wie zufällig nach Hause, und die kranke Schwester würde weiter nicht erschreckt."

„Ihr seid ein gutes, nachdenkliches Mädchen, wer lehrte Euch so besonnen und vernünftig zu handeln?"

Von diesen freundlichen Worten wurde Elisabeth, die erregt und erschöpft war durch Alles was sie in den letzten Stunden erlebt hatte, so tief ergriffen, daß ihre Standhaftigkeit zu wanken begann. Sie weinte zwar noch nicht, doch war sie nicht fern davon.

Fräulein Balquidder rief mit ihrem schnellen, befehlenden Tone über die Treppe hinab:

„David, ist Eure Frau schon zu Bett?"

„Nein, Madame."

„Dann sagt Ihr, sie solle dies junge Mädchen in die Küche holen und ihr etwas Abendbrot geben. Und nachher mögt Ihr sie sicher nach Hause bringen, denn sie ist sehr erschöpft wie Ihr seht."

„Ja, Madame."

Und dem grauköpfigen David folgend, nahm Elisabeth zum ersten Male, seit sie in London war, ein ordentliches Abendbrot in einer sauberen, behaglichen Küche ein, welches durch Erzählungen von Fräulein Balquidder's Güte und Großmuth gewürzt wurde. Als sie eine Stunde später, gestärkt an Geist und Leib, heimkehrte, da schlief sie ruhiger und hoffnungsvoller ein, als sie es unter den obwaltenden Umständen für möglich gehalten hatte.

Ende des ersten Bandes.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.